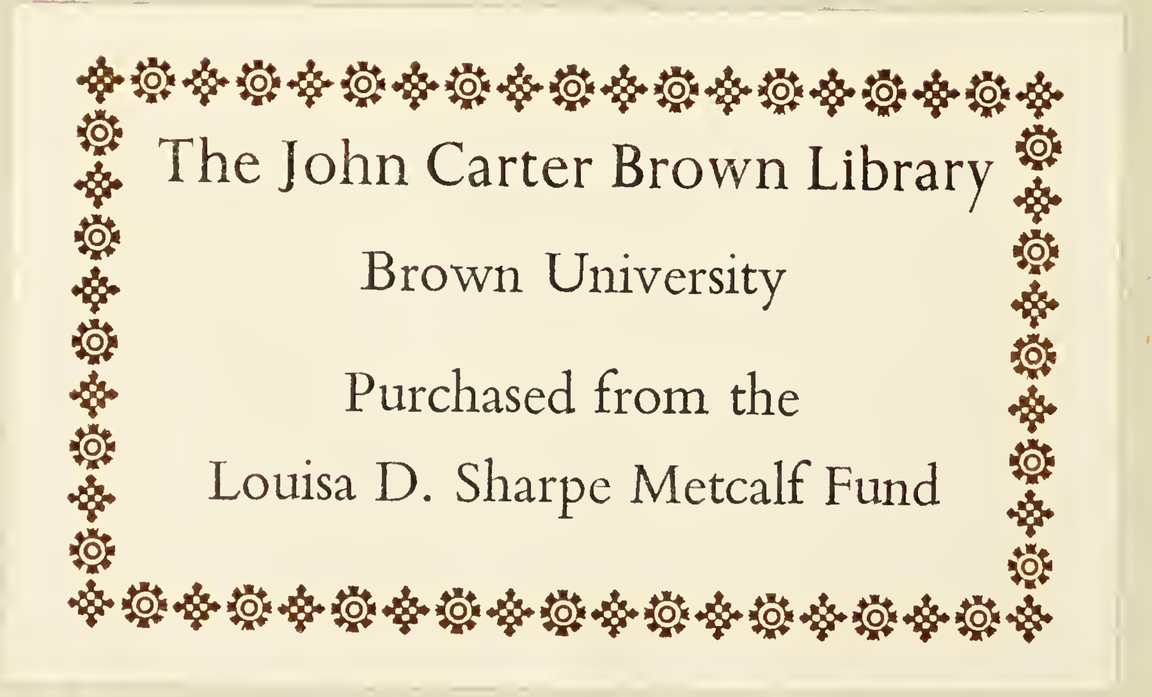

GAUDEO
John Carter Brown
Library
Brown University


The John Carter Brown Library
Brown University
Purchased from the
Louisa D. Sharpe Metcalf Fund

Adel der Menschheit in biographischen Schilderungen Edler Menschen.

Herausgegeben
von

Georg Friedrich Palm,
Verfasser des Volkskalenders und der interessanten Scenen aus der Geschichte der Menschheit.

Leipzig
in der Sommerschen Buchhandlung.
1798.

Sr. Excellenz

dem

Herrn Geheimen Rathe

Freyherrn

Christian Ludwig von Hake

Erbherrn auf Ohr, Hanstedt,
Bodenwerder ꝛc.

Hochgeborner Freyherr,

Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath,

Gnädiger Herr!

Einer Schrift, welche die Schilderung einiger der edelsten Menschen naher und entfernter Zeitalter zum Zwecke hat, konnte ich in der That keine bessere Empfehlung mitgeben, als den Namen eines Mannes, der es in dem langen Laufe eines, Seinem Vaterlande gewidmeten thätigen und gemeinnützigen Lebens, auf so mannichfaltige Weise gezeigt hat, welch ein herrliches Schauspiel es gewährt, den Adel des Herzens mit den Vorzügen der Geburt und des Standes genau vereinigt zu sehen. Ew. Excellenz haben Ihren Mitbürgern, und insbesondre

allen denen, welche das Glück genossen, mit Ihnen in irgend einer Verbindung zu stehen, vorzüglich aber mir, der ich seit zwölf Jahren Zeuge und Bewunderer Ihrer erhabenen Denk- und Handlungsweise seyn durfte, und im Zirkel Ihrer Verehrungswürdigsten Familie die angenehmste Periode meines bisherigen ganzen Lebens verlebte, ein Muster aufgestellt, zu welchem ich in der nachstehenden Sammlung mehr als Ein Gegenbild bemerklich machen würde, wenn ich nicht befürchtete, die Gränzen der Ihnen schuldigen Ehrfurcht und Bescheiden-

heit zu überschreiten. Nicht allein aber diese Ueberzeugung von dem edlen Charakter, welchen ich in Ew. Excellenz verehre, bestimmte mich, Sie um die Erlaubniß zu ersuchen, Ihren verehrten Namen dieser Schrift vorsetzen zu dürfen, sondern auch das tiefe Gefühl der Erkenntlichkeit, welches mich bey dem Andenken, daß ich in Ihnen meinen Wohlthäter und den Stifter meines Glücks verehre, erfüllt. Herzlich wünschte ich, es öffentlich zu bekennen, daß ich Ihnen, gnädiger Herr! Alles verdanke, und daß nie eine Zeit

kommen werde, wo ich nicht mit dem dank-
vollsten, gerührtesten Herzen an Ew. Ex-
cellenz zurückdenken werde.

Geruhen Sie also, gnädiger Herr! dieses Werkchen, zumal, was seinen literarischen Werth betrifft, mit Ihrer gewohnten Huld und Güte aufzunehmen, und betrachten Sie die Zueignung desselben als Wirkung eines von seinen Empfindungen schon lange gepreßten Herzens, das sich zu erleichtern wünscht.

Mögte die Vorsehung doch meine innigen Wünsche für Ew. Excellenz und

Ihre verehrte Familie erhören! Mögte sie Ihnen, die Sie schon im Besitze des Glücks sind, welches das Bewußtseyn, edel und gut gehandelt zu haben, unausbleiblich gibt, auch in jeder andern Rücksicht alles das zu Theil werden lassen, was zu einem frohen und ungetrübten Genusse des Lebens gehöret! Mögte auch ich noch ferner des Glücks gewürdigt werden, Ew. Excellenz hohen Wohlwollens mich erfreuen zu dürfen — dann würden die angelegentlichsten Wünsche meines Herzens erfüllt, und die ehrerbietige Verpflichtung noch verviel-

fältigt werden, mit welcher ich bis ans Ende meines Lebens seyn werde

Ew. Excellenz

Hannover, den 20. April
1797.

unterthänigster und dankbarster
Georg Friedrich Palm.

Vorrede.

Auf den Gegenstand dieses Werkes wird der Leser leicht aus dem Titel desselben schließen können, und wenn er das Buch gelesen hat, wird er's mir vielleicht verdenken, daß ich dazu eine Vorrede schrieb. Allein günstiger und guter Freund, nicht alle Menschen denken so billig, wie Du. Um der Schwachen willen, und um nicht verkannt oder ge-

mißdeutet zu werden, muß man oft ein Wort mehr sagen, als gerade nöthig wäre. Ist es nicht ein möglicher Fall, daß man mir es verargen könne, den Titel: „Adel der Menschheit“ — jetzt, in diesen bedenklichen Zeiten gewählt zu haben? Könnte man mich nicht unrecht verstehen; könnte man nicht glauben, ich wolle durch dies unschuldige, wahrhaft nützliche, und in der besten Absicht herausgegebene Buch die leidige Denkungsart unsers Zeitalters, oder wenigstens, um mich bestimmt auszudrücken, der mehrsten Menschen unsers Zeitalters, unterstützen, neues Holz zu dem schon brennenden herbeitragen, um die Gluth zu vermehren? Und warum dies? Bloß des Titels wegen! Ich muß mich also näher erklären.

Monarchien liebe ich; ja, ich behaupte, der Staat könne nur glücklich seyn, der Einen Fürsten habe, und er wird zuverläßig der glücklichste, wenn dieser Fürst gut und gerecht ist. Den Stand, der das Glied zwischen dem Fürsten und dem Bürger in der großen Kette der Gesellschaft ausmacht, den Adel, schätze und verehre ich. Eine ange-

nehme Erfahrung, welche mir ein zwölfjähriger Aufenthalt in einer der ansehnlichsten und verehrungswürdigsten Familien desselben verschaffte, hat die Empfindung meiner Seele so tief eingeprägt, daß ich es hier laut gestehe, sie werde nur mit meinem Leben aufhören, und, was auch Unverstand, Neid oder Bosheit dagegen einwenden mögen, die Wahrheit steht, nach meiner Ueberzeugung, fest: der Adel ist, zumal in einem monarchischen Staate, nöthig, damit die Kluft nicht zu groß sey; und es ist eine unselige Idee, ihn vertilgen zu wollen, da er gewiß viel zum Wohlstande der untern Volksklassen beiträgt, die auf mannichfache Art — welche aber hier aus einander zu setzen, der schickliche Ort nicht ist — darunter leiden würden, wenn er fehlte. — Allein von diesem angeerbten, oder auf irgend eine andere Weise erhaltenen äußeren Unterscheidungszeichen in der bürgerlichen Gesellschaft, rede ich nicht: ich will allein hier einige Beispiele von demjenigen Adel aufstellen, welchen Jeder, der Hohe und der Niedrige, der Reiche und der Arme, lediglich, weil er Mensch ist, sich erwerben sollte und sich erwerben kann: Beispiele

vom Adel der Seele. Sollte dies mir verarget werden können; sollte man es für unnöthig halten, die Menschen auf eine sanfte, gelinde und ihnen angenehme Weise dahin zu führen, sich diesen ihnen eigenthümlichen Vorzug zu erwerben? —

Wer den jetzigen Zustand der menschlichen Gesellschaft nur ein wenig aufmerksam beobachtet, wird leicht einsehen, daß sie sich, man mögte sagen täglich, verschlimmert; daß Weichlichkeit, Zügellosigkeit, Unmäßigkeit und ein ungebundenes, leichtsinniges „in den Tag hinein leben" der heutige Charakter der meisten Menschen aus der grossen Welt ist. Aufklärung, wie Manche gern behaupten mögten, ist nicht die Ursache dieses Verfalls: denn wahre Aufklärung verschlimmert nie, sie bessert stets. Sollte es nun nicht Pflicht seyn für einen Jeden, der den Beruf dazu in sich fühlt, und der Gelegenheit hat, diese edle Absicht — die Brüder und Schwestern vollkommner, und also glücklicher zu machen — erfüllen zu helfen: sollte es für den nicht strengste Pflicht seyn, sein Scherflein dazu beizutragen? Aber wie ge-

schieht dies am besten? Nicht immer durch Predigten: denn die Meisten glauben genug gethan zu haben, die Predigt anzuhören, höchstens zu sagen: „Der Pastor ** hat heute ganz vortrefflich gepredigt," und denn an das Gehörte nicht weiter zu denken. Nicht durch strenge Moralen: sie mögen nun von den größten Gelehrten geschrieben seyn, so lesen sie doch nur diejenigen, welche sie nothgedrungen lesen müssen, denn Andere verstehen sie nicht: oder sie mögen nun in mündlichen Ermahnungen vorgetragen werden, so ist der, welcher sie anhören muß, stets froh, wenn sie ihr schließliches Ende erreicht haben. Nicht durch Romane, wie so Mancher glaubt, und Andere zu diesem Glauben gern bereden mögte. Entweder sind die Tugenden und Laster, die dort geschildert werden, so übertrieben, daß der Leser sie im täglichen Leben nicht erkennen kann, und also an ihrem wirklichen Daseyn zweifeln muß; oder die vorgestellten Begebenheiten sind aus den Zeiten der sogenannten „grauen Vorwelt" genommen, die wir nicht mehr kennen, durch deren Lektüre das Blut erhitzt, der Kopf noch mehr

verschroben, und das Herz verwahrloset wird.

Nach meiner einfältigen Meynung würde man gewiß diesen großen Zweck nicht verfehlen, wenn man die Menschen dahin bringen könnte, mehr an das Gute und Schöne, an Tugend, zu glauben. Wahrlich, wer sich gewöhnt hat, die Menschen und die Dinge um ihn herum, mehr von ihrer guten, oder doch von ihrer besseren Seite zu betrachten, als von ihrer schlimmern, der wird ruhiger, zufriedener und glücklicher seyn. Man glaube ja nicht, daß der Mensch von Grund aus böse und verdorben sey; er wird es nur dann erst, wenn er das Bessere nicht kennt: alsdann entstehen Zweifel in ihm, ob es Tugend in der Welt gebe; Zweifel, ob er selbst wohl gut werden könne, und diese ersticken in ihm die Bemühung, an seiner Vervollkommnung zu arbeiten, ja, sie rauben ihm alle Kraft dazu. Sieht aber der Mensch, daß es noch Tugend in der Welt gibt; nicht nur solche, deren Vollbringung ungewöhnliche Kraft, Muth, Aufopferung und Selbstverläugnung erfordert, sondern auch solche,

die den Weg durch das Leben sanft, eben und dadurch leicht macht; Tugenden, die in dem langsamen Gange des täglichen Lebens sich äußern, aber einen eben so großen Werth haben, als jene: so wird seine Kraft und sein Muth mit seinem Glauben an Tugend zurückkehren.

Dies kann nun gewiß nicht besser geschehen, als durch eine Sammlung von Beispielen solcher Tugenden in dem Leben guter Menschen; guter Menschen, die wirklich gelebt haben, und die keine Geschöpfe einer erhitzten Einbildung sind.

Dies habe ich denn in diesem Buche gethan, und diese Absicht zu erreichen, schicke ich es in die Welt. Vorzüglich wünschte ich, daß es in die Hände junger Menschen käme. Diese müssen jetzt, da es einmal so eingeführt ist, lesen; bey einem Buche sitzen sie fein stille, und Eltern und Lehrer, die sich nicht gern mit ihren Kindern und Zöglingen in ihren müßigen Stunden beschäftigen mögen, gewinnen dadurch viele Zeit, welche sie zu ih-

rem eigenen Vergnügen anwenden zu können glauben. Auch wünschte ich, daß dieses kleine Buch in die Häuser der Bürger Eingang finden mögte, und andere Schriften, die nicht für sie geschrieben sind, daraus vertriebe. Dies ist es, was ich für nöthig erachtete, dem Leser zu seiner und meiner Beruhigung zu sagen. Sollte ich durch die Herausgabe dieser Schrift etwas zum Wohl der Menschheit beigetragen haben, so wird dies meine edelste Belohnung seyn.

Im April 1797.

Der Herausgeber.

Franz Ludwig,

Fürstbischof von Bamberg und Würzburg.

Unmöglich kann der Menschenbeobachter anders, als mit innigster Rührung, an diesen vortrefflichen, edlen Fürsten zurückdenken. Man frage die Geschichte, und wie viele Regenten zählt sie, welche diesem erhabenen Manne, in Ansehung seines rastlosen Eifers um die Beförderung des geistigen und leiblichen Glücks der ihm anvertrauten Unterthanen, an die Seite gesetzt werden könnten! Die Erzählung dessen, was er in verhältnißmäßig wenigen Jahren für das Beßte der Menschheit that, wird der richtigste Maaßstab zur Würdigung seines Charakters seyn.

Diese Erzählung wird uns zeigen, daß Franz Ludwig, im eigentlichsten Sinne des Worts, einer der edelsten Menschen war, die je gelebt haben. Er

zeichnete sich nicht bloß durch einzelne hervorstechende Handlungen, durch einzelne große Beweise von Herzensgüte aus: nein, sein ganzes Regentenleben war eine aneinander hängende Kette von edlen, trefflichen, großen Bemühungen zur Gründung, Befestigung und Erhöhung der Wohlfahrt seiner Mitbürger.

Franz Ludwig opferte sich im eigentlichen Verstande für sein Volk auf. Die Vergnügungen gewöhnlicher Fürsten hat er nie gekannt. Die Pracht der Höfe, der Schimmer des Thrones, die Langeweile der Etiquette, der Stolz des Despotismus, haben nie einen Werth für ihn gehabt. Er glaubte nicht, daß er regierte, wenn er vor sich kriechen sähe; auch dachte er nicht, ein Fürst zu seyn, wenn er das natürliche, unbeschwerte Leben durch Ceremonien zur Langenweile machte. Das Physische und Moralische war auf eine so eigne Art in seiner Existenz vereinbaret, daß man nicht wissen kann, was er dem einen oder dem andern schuldig war. Die Natur hatte ihn zum Regenten geschaffen, und es war kein Zufall, daß ihm der Fürstenthron zu Theil ward. Frey von aller Partheylichkeit blinder Zuneigung, schätzte er den Werth der Menschen nach demjenigen Nutzen, den sie stiften konnten, und setzte keinen andern Preis auf ihr Verdienst, als denjenigen, welcher nothwendig war, um es zu wecken. Er ließ

weder Pracht noch Verschwendung in den Wohlthaten und Gunstbezeugungen sehen; er strebte dahin, daß der Wohlstand gleichmäßig über die Unterthanen, nach Maaßgabe ihrer Lage, ihres Schicksals und ihres Standes verbreitet seyn möchte.

Mit Einem Worte: er war ein großer Fürst, und ein eben so großer Mensch, worauf Deutschland und die ganze Menschheit stolz seyn kann. Wer die wirklich reichhaltige und fruchtbare Geschichte seines Lebens ausführlicher lesen will, den verweise ich auf die vortreffliche Trauerrede von Berg, und auf das zwölfte und dreyzehnte Stück der deutschen Zeitung, woraus ich die Hauptzüge für diese Schrift entlehnt habe.

Schon als Jüngling legte der verewigte Franz Ludwig (er war am 30sten Sept. 1730 aus dem reichsfreyherrlichen Geschlechte der Herren von Erthal geboren, und sein Vater war churmainzischer geheimer Rath und Obermarschall) sich mit allem Eifer auf die zu seiner künftigen Bestimmung angemessenen höhern Wissenschaften, und suchte nach Zurücklegung der Vorbereitungsjahre durch eine nützliche Anwendung seiner Kräfte, die Vorzüge und Ansprüche, die ihm seine Geburt gab, zu verdienen. Er ward würzburgischer Regierungsrath, Domherr und geheimer Rath. Diese Stellen aber waren für seinen thätigen, vielumfassenden Geist nicht von der

Wichtigkeit, daß sie sein Verlangen nach größerer Gemeinnützlichkeit völlig hätten befriedigen können. Er trat also in kayserliche Dienste, und erwarb sich durch seine Einsichten und seinen unermüdeten Eifer so sehr Josephs des Zweyten Beifall, daß dieser sich bei der im Jahre 1779 eingetretenen Erledigung des bischöflichen Stuhls zu Würzburg und Bamberg mit Nachdruck für seine Wahl verwendete, so daß er zum Fürstbischofe von beiden Bisthümern erhoben wurde.

Jetzt, da Franz Ludwig zu dem erhabenen Amte eines Bischofs und Regenten berufen worden war, schienen alle seine Tugenden und Geistesgaben sich noch mehr zu veredeln, und fast über die Gränzen der Sterblichkeit zu erheben. Das Gefühl der doppelt schweren Pflicht, für die geistige und leibliche Wohlfahrt so vieler tausend Menschen zu sorgen, schien seine ganze Seele eingenommen zu haben. Tiefer, männlicher Ernst ruhete immer in seinem von Vaterliebe gemilderten Blicke, und ein rastloser Trieb, Gutes außer sich zu wirken, schien alle Rücksicht auf sich selbst in ihm zu unterdrücken. Er schien nicht mehr für sich, sondern bloß für seinen Beruf da zu seyn. — Er entzog sich fast allen sinnlichen Freuden und Ergötzlichkeiten des Lebens, die der Fürstenstand so leicht gewähret, schränkte den Aufwand des Hofes ein, und zog die Einsamkeit dem

Geräusche und Prunke desselben vor; sogar setzte er auch seine Neigung zu den schönen Künsten dem reinen Willen der Pflicht in jedem Falle nach.

Franz Ludwig glaubte von der Anwendung jeder Stunde Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig zu seyn; darum unterhielt er keine Gesellschaften zum bloßen Zeitvertreibe, sondern begnügte sich an der Unterhaltung mit seinen Räthen über die verschiednen Zweige der Staatsverwaltung und Landeswohlfahrt. Man hat es ihm zum Vorwurfe gemacht, daß seine Hofhaltung fast ganz freudenleer, ohne Theater, Bälle, Maskeraden, Lustjagden und dergleichen fürstliche Ergötzlichkeiten gewesen sey: allein wer wird den Vater tadeln, der erst für die Nothdurft der Seinigen sorgt, ehe er auf ihr Vergnügen bedacht ist, und der ihnen solche Belustigungen versagt, die er, nach seiner Ueberzeugung, für sittenverderblich hält; wenn er auch in dieser Sorgfalt etwas zu weit gehen sollte? Franz Ludwig sah, daß Tausende seiner Unterthanen kein Brod hatten, und an Leib und Seele verwahrloset waren; er sah, daß die kleinere Zahl der Günstlinge des Glückes ihren Ueberfluß zu ihrem eigenen und des armen Volkes Verderben mißbrauchte: daher die vielleicht etwas zu weit getriebene Enthaltsamkeit, die er Andern zur Pflicht machte, aber noch mehr durch sein eignes Beispiel zu empfehlen suchte.

Er war von seiner Erhebung an ganz Bischof und Fürst.

Nach den Grundsätzen seiner Kirche, denen er aufrichtig ergeben war, forderte nun das Amt des obersten Seelsorgers in seinen Landen die Erstlinge seiner Thätigkeit. Er schränkte aber dieses Amt nicht auf die Leitung des äußerlichen Ceremoniendienstes der Religion ein, sondern glaubte, ein Bischof sey, als Nachfolger der Apostel, dazu berufen, die heilige Religion in die Herzen seiner Untergebenen zu pflanzen; dafür zu sorgen, daß seine Heerde durch richtige Erkenntniß und redliche Ausübung des Worts Gottes wirklich selig werde. Da er nun sah, daß seine Zeitgenossen das Christenthum meistens in leeres Ceremonienwerk und Wortgepränge verwandelt hatten, und den Geist desselben nicht mehr kannten, und daß die Diener der Religion selbst große Schuld an ihrem Verfalle hatten: so hielt er es für nöthig, die ihr gebührende Achtung durch Beispiele von oben herab wieder zu erwecken.

Franz Ludwig, des heil. röm. Reichs Fürst und Herzog zu Franken, hielt es seiner Würde und Pflicht gemäß, die Kirchen seiner Sprengel in eigner Person zu visitiren, die bischöflichen und priesterlichen Handlungen selbst zu verrichten, und auch die Kanzeln kleiner Landstädte zu besteigen, und das Wort Gottes zu verkündigen. So durchreiste er,

ohne allen Prunk, mit wahrhaft apostolischer Simplicität, in den ersten Jahren seiner Regierung beide Hochstifter, und dann erst (1785) predigte er einmal in seinen Domkirchen, damit — wie er am heil. Pfingstfeste zu Bamberg in der Predigt sagte — „er nicht scheine, auf dem Lande nur ein Bischof, in der Stadt aber ein Fürst zu seyn.“

Einheimische und Fremde strömten zusammen; Erstaunen war auf jedem Angesichte, und Thränen der Freude rollten über die Wangen. Selbst der Protestant schien sich bei diesem Anblicke eines Bischofes mit dem Katholiken zu einer Kirche zu verbinden. Allein Franz Ludwigs Zweck war es bei weitem nicht, nur unfruchtbares Staunen zu erregen; er wollte selbst an Ort und Stelle die Mängel, Mißbräuche, Vorurtheile, den Zustand der Sitten, die Verhältnisse des Pfarrers, des Beamten und der Gemeinde, die Anstöße und Hindernisse des Guten, die etwa daher rühren möchten, kennen lernen, um die glücklichsten Mittel dagegen zu gebrauchen. Auf diesem Wege der bischöflichen Kenntniß seines Sprengels erwarb er sich zugleich eine sehr vereinzelte und anschauliche Bekanntschaft mit dem ganzen politischen Zustande seines Landes, mit der Armuth und dem Wohlstande, mit allen Klagen, Beschwerden, Bedrückungen und Wünschen seines Volkes. Vorzüglich richtete er seine Augen auf den

Zustand der Schulen, des Bandes zwischen Staat und Kirche. Er wohnte den Prüfungen der Kinder bei, und belohnte den Fleiß des Lehrers und der Kinder. — Der vorher verachtete Lehrer fühlte sich nun wichtiger; die Schulen blühten allenthalben unter den gesegneten Fußtritten Franz Ludwigs auf; die kirchlichen Unordnungen und Aergernisse minderten sich; Eintracht und gewissenhafte Berufstreue der Beamten des Staates und der Kirche wurden hergestellt oder befestigt. Die Wichtigkeit dieser Vortheile bewog den vortrefflichen Bischof, die Visitationen der Diöces, die er, durch Kränklichkeit gehindert, nicht mehr selbst unternehmen konnte, von seinem würdigen Gehülfen in der Führung der geistlichen Geschäfte, dem Herrn Weihbischofe, der sein ganzes Zutrauen hatte, fortsetzen, und sich die umständlichsten Berichte darüber geben zu lassen.

Er fühlte nur zu bald die Schranken seiner Kräfte, und wußte zu wohl, daß er meistens durch Mittelursachen, durch gute Geistliche, auf die moralisch-religiöse Vervollkommnung seines Volkes wirken müßte; und machte sich es daher zur größten Angelegenheit, die geistlichen Stellen nur nach Würde und nach Verdiensten zu vergeben, wie er es mit den Aemtern des Staats zu halten gewohnt war. Die Mittel, die er hier brauchte, sich genaue Kenntnisse der Angestellten und Anzustellenden zu ver-

schaffen, wendete er auch dort an. Eine Kommission mußte die Kandidaten des geistlichen Standes nach ihren Fähigkeiten, Kenntnissen und Sitten prüfen. Zeugnisse guter Aufführung wurden allenthalben gesucht. Er sprach die Geistlichen gern selbst, und hohlte ihr Innerstes aus. Die jungen Kleriker ließ er die wöchentliche Predigt auf Sonn- und Festtagen in seiner Hofkapelle halten, um sie daraus zu beurtheilen. Durch Preisfragen, die er der Klerisey vorlegte, suchte er sie in Geschäftigkeit zu setzen und zu erhalten, und sich die Kenntniß der besten Köpfe zu erwerben. — Allein wozu hätte ihm die Sorgfalt, die erledigten Stellen der religiösen Erziehung des Volkes immer mit den würdigsten Männern zu besetzen, genützt, wenn er nicht gesorgt hätte, durch Erziehung der Religionslehrer selbst vorzuarbeiten, und sich die Auswahl unter vielen Würdigen möglich zu machen? Ein Seminar war ihm daher so nöthig, als ein Erziehungshaus für die Schullehrer. Zwar hatte das geistliche Seminar in Würzburg schon lange viel Segen im Lande verbreitet, auswärtig sich Ruhm erworben, und dem Charakter der Franken einen Grad von Bildung gegeben, durch welchen es sich von mancher Provinz des Katholischen Deutschlandes, wo ein solches Institut mangelt, glücklich unterscheidet. Aber in unsern Tagen, wo über Erziehung so viel gedacht und geschrieben wird, nicht

auf den verwahrlosteren Zweig der Erziehung zum geistlichen Stande, nicht auf die Vervollkommnung seines geistlichen Seminars bedacht seyn wollen, hätte Franz Ludwig unverantwortlich geschienen, und sogleich legte er die Hand ans Werk.

Er führte die Zöglinge aus ihren alten, engen, unansehnlichen Wohnungen in ein neu zugerichtetes, geräumiges, und von aller Zerstreuung entferntes Gebäude, wo sie sich, ganz frey von Nahrungssorgen, ihrem erhabenen Berufe widmen konnten, gab ihnen Gesetze, die er für die beßten hielt; und nachdem er mehrere Seminarien Deutschlands hatte bereisen lassen, eine schöne Bibliothek und gute Vorsteher. Er selbst aber fand es nicht unter seiner Würde, der Obervorsteher und Erzieher in den Pflanzschulen seiner künftigen Amtsbrüder zu seyn. Ein wohleingerichtetes Seminar war in seiner Hand das Werkzeug, durch welches er auf alle Klassen im Staate, den Adel, der daher seine Hofmeister nimmt, nicht ausgenommen, in kurzem zu wirken hoffte, und in der Maschiene seiner Regierung eine der ersten Triebfedern. Darum ertheilte er selbst manchmal den jungen Geistlichen Unterricht über die Pflichten, Wichtigkeit, Wohlthätigkeit, Gefahren, Mißbräuche und Verirrungen ihres Standes. Er rief sie mehrmalen, besonders ehe sie zur Seelsorge auf das Land abreisten, zu sich.

Noch in den ersten Jahren seiner Regierung begab er sich in ihr Erziehungshaus, hielt die rührendsten Reden an sie, und prüfte Jeden einzeln. Alle hingen an dem Munde ihres erhabenen Lehrers, mit Thränen in den Augen sogen sie die unvergeßlichen Grundsätze desselben in sich, und schlossen dem Forschenden, wie einem Vater, ihr Herz auf. Die Welt staunt, und wird noch lange staunen, den Großen, im Fürstenrathe zu Regensburg bewunderten und verehrten Franz Ludwig, im Kreise seiner geistlichen Zöglinge, wie einen Bischof der ersten Kirche, zu sehen, und Mühe haben zu unterscheiden, ob in ihm der Fürst den Bischof, oder der Bischof den Fürsten glücklicher unterstützte.

Wenn alle die Grundsätze, die sich Franz Ludwig als Bischof vorgeschrieben hatte, und in Ordnung brachte, unsere Bewunderung erregten: so verdient die Genauigkeit und Festigkeit, mit welcher er sich unwandelbar dran band, unser Erstaunen. Wir finden wohl Fürsten, die gleich nach der Besteigung des Throns rasche Schritte thun, aber nur zu bald ermüdet den Regentenstab sich entsinken lassen! Allein Franz Ludwig that Anfangs kleine Schritte, indem er sich Zeit nahm, den Boden zu prüfen, seine Gehülfen kennen zu lernen, und mit seinen Grundsätzen vertraut zu machen. — Wie dann auch dies

unter seine Grundsätze gehörte. — Nur erst im Laufe seiner Regierung erweiterte er seine Schritte immer mehr, ging fest einher, und brachte durch die Vollkommenheit und den Glanz seines Fürstenthrones auch die hartnäckigsten Widersprecher zum Schweigen. Was wäre denn auch wohl im Stande gewesen, seinen Lauf zu unterbrechen? Vielleicht die Vergnügungen und Zerstreuungen, die nur einen Wink des Fürsten erwarten: und die höfischen Maximen, die man demselben nahe genug leget: — Genieße, da du kannst, mache dir das Fürstenthum so angenehm, so leicht, als möglich!

Franz Ludwig, dem die große Bestimmung eines Fürsten stets vor Augen schwebte, und welcher der Fürsten-Willkühr durch die erhabensten Grundsätze Schranken setzte, hatte auch hierüber seinen Grundsatz: daß ein Fürst die geheimen und häufigen Einlispelungen dieser Art von sich weisen müsse, um nicht zu kostbaren und die Zeit verderbenden Versuchungen allmählich verführt zu werden. Selbst wenn er nach Sitte des Hofes den Ergötzlichkeiten einen Zutritt verschaffen mußte, bot er ihnen schüchtern die Hand, aus Furcht, sie möchten seinen männlichen Ernst brechen, sein Gemüth zu sehr erweichen, und ihn zur Bequemlichkeit verleiten, welche Gesinnung aus der Darstellung seiner Grundsätze erhellet. Aber die ungeheure Menge der Geschäfte, die er sich

durch seinen Begriff von Selbstregierung des Staates auferlegt hatte, forderte doch Ruhe und Erholung? Wohl eine fürchterliche Last! Aber eben darum kargte er mit der Zeit; eben darum fürchtete er sich, im Taumel den Szepter fallen zu lassen; eben darum sahe er die Einladungen zu Ergötzlichkeiten für Versuchungen derer an, die den entfallenen Szepter gern in ihre Hände gebracht hätten. Wie gefesselt saß er bei seinen Papieren, oder ertheilte Audienzen, kein Augenblick blieb unbenützt. Man kann nicht begreifen, wie er allein so viel durchdenken, hören, sehen, lesen und schreiben konnte, was unter viele vertheilt, sehr drückend würde gewesen seyn. Er arbeitete alle rings um sich her zu Boden, und füllte alle Stellen mit unabläßiger Arbeit. In seinem Kabinette eingeschlossen, und überall gegenwärtig und wirksam, trieb und spornte er alle an. Wie oft warf er sich Nachts 12 Uhr in seinen Kleidern zu einem abgedrungenen Schlafe auf das Bette hin, um gegen 4 Uhr des Morgens wieder zu neuen Geschäften zu erwachen! Welche Arbeiten übernahm er nicht bei der Visitation der Diöcese! Ohne die Pflichten des Fürsten dabei versäumen zu wollen, zeigte er sich da als Bischof in seiner ganzen Größe. Entscheidungen über bedenkliche Geschäfte der Regierung, und Vorbereitung zu einer Rede ans Volk; die körperliche und geistige Anstrengung bei dem

Vortrage seiner Reden und dem Gottesdienste; die Aufmerksamkeit auf die Prüfungen der Schulkinder, und die ernstere Untersuchung der innern Beschaffenheit jedes Ortes, liefen in unaufhörlicher Wiederholung neben und durch einander fort, und dann ließ er seinen ermatteten Körper durch unwegsame, rauhe und gebirgichte Gegenden bei wechselnder schlimmer Witterung führen, oder von Pferden tragen, und auch diese Zwischenstunden der unsanften Reise waren der Vorbereitung zu neuen Anstrengungen gewidmet. Auf dem Pferde sitzend hatte er manchmal das Blatt, worauf er den Abriß der an das Volk zu haltenden Rede in nächtlichen Stunden gezeichnet hatte, vor sich.

Diese entkräftenden Arbeiten forderten wenigstens die Erholung des Schlafes; aber die Menge derselben versagte sie ihm. Seine Diener schliefen schon, als er noch wachte, und fanden ihn am frühen Morgen schon geschäftig oder gerüstet zur Abreise, oder auf den Knien betend für das Wohl seines Volkes und den Segen des neuen mühevollen Tages. Ein Wunder wäre es gewesen, wenn er seine Kräfte nicht zerrüttet hätte. Der lange verscheuchte Schlaf rächte sich fürchterlich, und versagte auch seine gesuchte Erquickung, die er dem Tagelöhner gönnet, dem arbeitsamen Fürsten; und dieser verkürzte sich denn die schlaflosen Stunden der Mitternacht, wo

die Langeweile jeden Schlag der Glocke zählt, durch sorgenvolles Nachdenken über das Beßte des Landes, und die Gefahren desselben in diesem unglücklichen Zeitraume, und so ward die Folge der geschwächten Lebenskraft, die zurückwirkende Ursache einer größern Entkräftung. Der Träge und Wollüstling, die keinen Sinn für Wahrheit, Pflicht und Tugend haben, und denen sie ein leerer Schall sind, mögen sich immer klug dünken bei der Anmerkung: — Warum machte sich der Fürst die Regierung nicht leichter? Wozu hatte er dann Räthe, Minister und Beamte? —

Allein Franz Ludwig, dem die Pflicht der Selbstbeherrschung heilig und unverletzlich war, antwortet durch eine seiner Regierungsmaximen, wo er den Spruch — was man durch Andere thut, gilt so viel, als habe man es selbst gethan — — ein schiefes Axiom der Bequemlichkeit nennt. Doch der geschäftige Selbstler will es besser wissen, und verfällt vielleicht auf Ehrgeitz, als die Triebfeder so großer Anstrengungen, welche den Fürsten insgeheim entschädiget, und ihn mehr als die Wahrheit, die Grundsätze, und die Heiligkeit der Pflicht gestärket haben soll. — —

Beifall der Vernünftigen, wenn er sich bewußt war, ihn verdient zu haben, Liebe und Achtung seiner Unterthanen, war freylich eine große

Belohnung, die ihm seine Arbeit versüßte, aber nicht das Ziel der Arbeit selbst. Er that alles, weil er dachte, er müsse es thun, er sey es der Wahrheit schuldig, und weil die Religion seinen Eifer zum Guten mächtig belebte. Er ging also gerade vor sich hin, glücklich, wenn er den Beifall der Menschen fand, ohne ihn gesucht zu haben. Und wie hätte er denn auch aus andern Absichten handeln können? Er, der vermittelst seiner Grundsätze das Heer von Schmeichlern von seinem Throne hielt; Er, dem es nicht verborgen seyn konnte, daß der Dank und die Achtung der Menschen nicht einen gleichen Schritt mit den Wohlthaten und Verdiensten halten, und daß er vieles anders hätte thun müssen, wenn es ihm sonst um nichts, als den lärmenden Beifall der Menschen zu thun gewesen wäre? Er wußte nur zu wohl, daß ein Regent, der kein willkührlicher Beherrscher des Volkes seyn will, der den öffentlichen Schatz in Ordnung hielt, und keine verschwenderische Vergnügungen veranstaltet, alle jene zu geheimen Feinden hat, welche sich auf Kosten des Staates bloß nähren, belustigen und bereichern wollen. Er wußte, daß ein selbstherrschender Fürst alle diejenigen beleidiget, welche sich Einfluß wünschen, welche ihre Protektionen nirgends anbringen können; welche die erwünschten Stellen oder Gehaltserhöhungen nicht, oder später erhalten, als sie erwartet

hatten; welche mehr als sonst zur Arbeit angestrengt werden; welche ihre Betrügerey und Heucheley entdeckt, und sich den Weg zu Unterschleifen oder Ausschweifungen abgegraben sehen. Er wußte, daß alle diese Leute sich unter einander verbanden, und ein jämmerliches Geschrey gegen ihn erhoben, daß sie seine Plane entstellten, seine Absichten verkehrten, seine Eigenschaften verhäßlichten, und zu einer elenden Satyre und zu verläumderischen Anekdoten sich wendeten. — Er wußte es, und unbekümmert setzte er seinen Weg fort, vergab die Beleidigungen seiner Person, die er etwa erfuhr, und hütete sich sogar, sie zu erfahren, indem er denen, die durch Erzählungen dieser Art ihn verstimmen wollten, das Ohr verweigerte, und allen Regenten diese Regel empfahl.

Vielleicht aber fällt es solchen Mißvergnügten ein, das bewundernswürdige Ausharren Franz Ludwigs aus einer stolzen Selbstgenügsamkeit, welche den Selbstregenten beschlichen, und zum Eigensinne verleitet, und aus einer Härte, die ihn zu andern Vergnügungen unfähig, und daher auch gefühllos gegen die Leiden und Freuden der Menschen gemacht habe, herleiten wollen. Allein Gutmüthigkeit, sowohl jene, welche wegwerfenden Stolz und Eigendünkel ausschließt, als jene, welche dem Menschenglücke willig die Hand bietet, lag nicht nur in

seinen Grundsätzen, sondern auch so tief in seinem Gefühle, daß sie leidenschaftlich, obgleich nur unter der Leitung der Vernunft, wirkte.

Die Festigkeit der Grundsätze, die wir an Franz Ludwig bewundern, würde allerdings einen Ansatz von Eigensinn gehabt haben, wenn er aus einem vernünftigen Vertrauen auf seine Einsicht jede Belehrung und Zurechtweisung ausgeschlagen hätte, und Härte wäre es gewesen, wenn er aus Bequemlichkeit, oder in der Absicht, seine Pläne nicht durchkreützet zu sehen, seine Blicke von der Nothwendigkeit Anderer abgezogen, und seine Demüth gegen alle Eindrücke der leidenden Menschheit verhärtet hätte. Aber wie weit war er nicht über die Schwäche gewisser starken Geister hinweg! So fest er über Grundsätze, besonders jene der Selbstregierung, hielt, so hatte er doch diese höheren Grundsätze eingeschränkt, zum Beweise, daß er nur der Vernunft gehorchen, und nicht dieselbe sich unterwerfen wolle. Die Selbstregierung setzte er nur darin, daß er Niemand ein blindes, ausschliessendes Vertrauen schenken, oder aus Bequemlichkeit ohne alle Gründe unterschreiben wollte, was man ihm vorlegen würde. Deswegen war er aber doch nicht, auch wo es die Gesetze verstattet hätten, ein Freund von dem Alleinentscheiden des Kabinettes, und er hatte sogar die Maxime: ein Fürst müsse

desto mehr seine Stellen zu Rathe ziehen, je mehr er Einsichten zu haben glaube. Jeder einzelne Rath sollte wider die Meynung des Fürsten, oder des Kabinets, oder sonst eines im Kredite stehenden Mannes, seine mit Gründen belegte Meynung ohne Furcht äußern können. Den Räthen müsse es mehrmals bedeutet werden, daß keine Machts- oder Vollkommenheitsmaximen im Kabinette herrschen. Gegen das Gutachten einer Stelle sollte nicht gleich entschieden, sondern eine neue Ueberlegung bey wichtigen Sachen anberaumt werden. Es sey wohl redlich, den Stellen manchmal bey unerheblichen Sachen nachzugeben, ohne gerade ihrer Meynung zu seyn, damit der Regent nicht in den Ruf eines steifen und unbiegsamen Eigensinnes gebracht werde. Er müsse also auch nicht mit seinen Stellen um die Ehre eines Vorschlages streiten. Bey einem entgegen gesetzten Verfahren würde der Regent desto gehäßiger, je mehr Einsichten er zu Tage lege. Die Stellen arbeiteten den Absichten des Regenten entgegen, hinderten die Vollziehung, und nach dem Tode desselben gehe alles rückwärts, wenn er es nicht verstanden habe, sie in sein Interesse zu ziehen, und seine Sache zu der Ihrigen zu machen. Manchmal träte aber doch auch der Fall ein, wo der Regent mit Gewalt durchgreifen müsse, wenn nämlich die Stellen aus einem herrschenden Vorurtheile, aus Liebe zum

Herkommen, oder aus Bequemlichkeit sich seinen guten und wohl überlegten Absichten widersetzten. Das Ganze müßte so in einander greifen, daß der Fürst die Willkühr der Stellen beschränke, wie er seine Willkühr von diesen beschränken lasse.

Wir schließen aus diesen Grundsätzen, daß Franz Ludwig eine der zärtlichsten Seiten des menschlichen Herzens fühlte, und da er sich in die Seele eines Rathes versetzte, gar wohl bemerkte, wie schmerzlich es diesem fallen müsse, den Zweck seiner Bestimmung vereitelt, und sich durch die Allmacht und Allwissenheit des Kabinettes überflüßig gemacht und gedrückt zu sehen, daß er dem Mißtrauen auf Andere, worauf der Selbstregierer verfallen muß, durch ein gefühltes und von der Vernunft gerathenes Mißtrauen auf sich selbst, die Wage zu halten suchte, und also Bescheidenheit mit seiner Selbstuntersuchung vereinigte, und sich vor Verwirrung fürchtete, wenn er ohne alle Rücksicht auf seine Stellen verführe; daß demnach Franz Ludwig im Grunde dafür hielt, auf seiner und seiner Räthe Seite werde so das Gute gehindert, und das allgemeine Wohl, welches der Regent zu besorgen hat, schlecht befördert, und folglich laufe eine überschnellte und rathlose Selbstregierung, so wie erschlaffte und unmündige Regentschaft, auf Willkühr und Despotismus hinaus; daß also unser Fürst

überzeugt war, um das Aeußerste überall zu meiden, müsse der Regent seiner monarchischen Gewalt durch eine den Stellen verliehene Art der Aristokratie und der aristokratischen Anmaßung der Stellen durch die monarchische Selbstbeherrschung Schranken setzen, und beide gegen einander so ins Gleichgewicht bringen, wie es die Natur einer vollkommenen Staatsverfassung forderte.

Welche Weisheit und Verläugnung alles Eigensinnes leuchtet aus diesen Grundsätzen hervor! Welch ein Abstand zwischen dieser ruhigen Abwägung und der tumultuarischen Behandlung der Geschäfte nach neuer und alter demokratischer Manier! wo das Volk wüthet, die Versammlungen lärmen, die Partheyen einander schimpfen und mißhandeln, die schwächere Parthey gar nicht zum Worte gelassen wird, und Rechthaberey in der erbärmlichsten Gestalt herrschet! Schon aus dieser zärtlichen Schonung und Achtung fremder Meynungen können wir schließen, daß Härte gegen Menschenwohl noch weniger als Eigensinn im Gemüthe unsers Fürsten lag.

Und wofür denn auch Schlüsse bey einer Thatsache, welche die nachstammelnden Kinder verkünden? Kennen wir ihn wohl nicht, als den mitleidigsten und wohlthätigsten Fürsten? Wissen wir etwa nicht, daß er Zeit, Geld, Kräfte, Gesundheit und sein Leben opferte, um zu helfen, wo es die

Noth erforderte? und nur verschwenderisch war, um das Elend der Menschen zu erleichtern? Wenn es möglich wäre, hier noch zu zweifeln, redet Unglückliche! denen er Hülfe verschaffte; Dürftige! deren kümmerliche Wohnung er betrat, um eure Noth zu prüfen; Schwache und Kranke in den Spitälern! in deren Zimmer er ging, und deren Kost er untersuchte; Ihr Elenden alle! deren Thränen er so oft mit Thränen entgegen kam, redet ihr, oder zeigt eure nassen Augen!

Wo wir nur hinblicken, in der Stadt oder auf dem Lande, rufen uns die Denkmale Franz Ludwigs Mitleiden und Milde zu. Da zieht das große Spital des Julius, neu geschmückt von Franz Ludwig, der geheiligte Zufluchtsort so vieler Armen, Kranken und Verwundeten, und die Schule der Aerzte, aller Augen auf sich, und beurkundet den unternehmenden Geist desselben für die Verminderung des menschlichen Elendes. Werden wohl der Bürger, der Handwerksgeselle und Lehrjunge hier vorübergehen, ohne sich des Instituts kranker Handwerksgesellen zu erinnern, das durch die Unterstützung des edlen Fürsten zu Stande kam, und jedem Erkrankten aus jeder Klasse Unterkunft, Verpflegung und Heilung im Julier-Spitale unter den leidentlichsten Bedingungen verspricht? Dort erregt das schönste Gebäude, welches die unglücklichen Waisen

in seinen mütterlichen Schooß aufnimmt, ihnen Nahrung, Kleider und physische sowohl, als moralische Erziehung giebt, und unter Franz Ludwig einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreichte, die Aufmerksamkeit des Wanderers. — Hier pranget das Arbeitshaus, worin der fleißige Arme die Arbeit findet, die da den Lüderlichen abgenöthiget wird, und läßt uns die weise Güte Franz Ludwigs bewundern, welche durch Trennung des Arbeitshauses vom Zuchthause, auch die Ehrlosigkeit von der Arbeit trennt, zu welcher der Staat den fleißigen Dürftigen anhalten muß. Das neugebaute Zuchthaus dort am Ende der Stadt läßt uns von außen keinen Kerker erwarten, und von innen betrachtet, zeigt es auch in den Auswürflingen der menschlichen Gesellschaft die ernste Gerechtigkeit Franz Ludwigs mit schonender Milde im schönsten Bunde, wie wir sie überall finden.

Eben dieses Haus verwahrt auch die größten Verbrecher, welche ehedem die Todesstrafe getroffen haben würde, und beweist uns, daß er auch noch in den Lasterhaften, in den Schandflecken der menschlichen Gesellschaft die Menschheit ehrte. Ohne auf eine geräuschvolle Art die Todesstrafe aufzuheben, machte er sie seltner, und ließ sie verschwinden, in der festen Ueberzeugung, ein guter Fürst könne und müsse sein Volk mehr durch Schulen, als Schafotte,

vom Laster reinigen, und die Verbrecher, die gleichwohl noch zum Vorschein kommen, dem Staate durch Einkerkerung unschädlich, und durch strenge Arbeit sowohl, als durch das Abschreckende ihres lebenslänglichen Elendes, möglich zu machen.

In dem schönen Thale zu Boklet bezeugt es das unter Franz Ludwig aufgestellte Kurhaus, sammt allen vortrefflichen Anstalten, wie vielen Antheil er an den Leiden kränklicher Menschen nahm, und Ausländer sowohl, als Inländer, welche da ihre Kräfte wieder hergestellt, und zu neuen Arbeiten für ihre Familien, oder den Staat gestählt fühlen, werden den Namen des fürstlichen Wohlthäters, den ihnen der Stein am Brunnen verkündet, in dankbaren Herzen bewahren, und der Ewigkeit entgegen tragen. Ueberhaupt, gab es denn irgend eine Noth, für welche der mitleidige und wohlwollende Fürst nicht sorgte? Kaum bemerkte er die mörderischen Pfuschereyen der Baderzunft auf dem Lande, und der ungeschickten Hebammen, als er nur gebildeten Wundärzten und Hebammen die Ausübung ihrer Kunst verstattete, und für den Unterricht Beider die zweckmäßigsten Anstalten traf. Er bejammerte den Verfall der ehemals für die Versorgung der Wittwen und Waisen der Civildienerschaft errichteten Kasse, und führte, nach reifer Ueberlegung, auf festem Grunde eine neue auf, wozu er jährlich

aus seiner Schatulle 1000 und 2000 Thaler aus den Einkünften der Kammer anwies.

Er brauchte weiter nichts, als wahrzunehmen, daß ein Hauptgrund der Verarmung des Landmannes in den Schulden liegt, die diesen in der Noth zwingt, zu Wucherern seine Zuflucht zu nehmen, als er sogleich auf die Einrichtung einer Nothleihkasse in jedem Amte dachte, und dazu die Kapitalien milder Stiftungen anwies.

Setzte eine große Ueberschwemmung des Mains einen beträchtlichen Theil der Stadt Würzburg und die diesem Flusse nahen Dörfer und Städtchen unter verwüstende Fluthen: wer war bekümmerter und geschäftiger, Hülfe in der Gefahr und nach derselben den Beschädigten Unterstützung zu verschaffen, als er? der allgemeine Vater! Bedrohte vor etlichen Jahren ein Auflauf der Handwerksgesellen die Ruhe der Stadt: wer war da wachsamer, als er? Drückte eine ungewöhnliche Theurung des Brodtes und aller Lebensmittel den Armen, besonders den durch Mißjahre herabgekommenen Winzer: wie bot nicht da Franz Ludwig alle seine Kräfte, alle seine Weisheit auf, der Noth zu steuern?

Er schloß seine Getraideböden auf, und gab das Korn den Bäckern der Stadt und armen Gemeinden auf dem Lande um niedrige Preise, und eilte dem Mangel der Winzer mit Geldsammlungen entgegen.

Noch von größerem Belange sind die im ganzen Lande angelegten Getraidemagazine, eine vortreffliche und dauerhafte Polizeyanstalt, wodurch der künftigen Noth vorgebeugt wird, ohne die Freyheit des Getraidehandels ins Auffallende zu fesseln.

Allein die beträchtlichste aller seiner Polizeyanstalten war die Errichtung eines Armeninstituts, welches dem Dürftigen Hülfe leisten, und zugleich die Zahl derselben immer mehr und mehr vermindern, und also zwey sich fliehende Stücke verbinden sollte. Keine Aufgabe der Polizey ist wichtiger, und keine schwerer, als dem armen Menschen eine Verfassung zu geben, in der nach Aufhebung der schändlichen und die Sitten verderbenden Betteley das gesammelte Allmosen so verhältnißmäßig ausgetheilt wird, daß der Bedaurungswürdige und Unglückliche die ihm nöthige Hülfe, und der Nichtswürdige dabey nach Verdienst büße, und sich zur Arbeit genöthiget sehe; woraus es sich von selbst ergiebt, daß immer den Ursachen von der Verarmung Einzelner, und der Armuth im Allgemeinen, nachgeforscht werden muß: theils um die Allmosen darnach zu vertheilen, theils um jene zu heben, und daß also eine Nation zur Betriebsamkeit schon durch Schulen geweckt, und durch Arbeitshäuser dem Fleißigen Gelegenheit gegeben, und dem Faulen Zwang auferlegt werden müsse,

ein unermeßliches Feld, das auch den Thätigsten ermüden konnte.

Nur Franz Ludwig war nicht zu ermüden, zumal, da er für seine liebsten Grundsätze hier die beste Nahrung fand. Nirgend ist Selbsteinsicht und Selbstregierung so nöthig; nirgends das Detail so weitläuftig; nirgends die Kenntnisse der Menschen und aller Mängel des Staates so leicht zu erwerben, als beym Armeninstitut. Da in derselben unaufhörlich nach den Ursachen der Armuth im Allgemeinen sowohl, als im Einzelnen, gefragt wird, und alle Mängel des Staates, sittliche sowohl, als politische, am Ende sich in Armuth auflösen, so war hier der beste Standpunkt, auf welchem die Krankheiten des Staatskörpers am leichtesten durchschauet, und die reichste Kenntniß einzelner Glieder desselben erhalten werden konnte. Ein gut eingerichtetes Armeninstitut ist einmal der Punkt, der in alle Artikel der Regierung eingreift, und wo alle Nerven des Staates zusammen laufen. Wer wird sich nun noch wundern, daß unser Fürst, der hier so ganz in seinem Elemente war, stets diesen Puls des politischen Körpers befühlte, an allem, was dabey vorging, einen so unmittelbaren Antheil nahm, und der Oberarmenkommission, wo die Berichte vom Armenwesen des ganzen Landes einliefen, selbst beywohnte. Da ihm aber gleichwohl die Beyhülfe Anderer, die den

Zustand der Armen durch eine nähere Erfahrung kannten, unentbehrlich war, so ließ er sich die ersten Nachrichten und Gutachten von den dazu aufgestellten Deputirten der Bürgerschaft geben, welche in den Bezirken der Stadt, in den Städtchen, Flecken und Dörfern des Landes, unter dem Vorsitze der Seelsorger, und auf dem Lande auch der Beamten, regelmäßige Zusammenkünfte hielten. Nichts war tauglicher dem ganzen Publikum, das auf die Aufrechthaltung des Armeninstituts nöthige Zutrauen, eine Aufmerksamkeit auf öffentliche Angelegenheiten, einen Trieb zum Nachdenken, und einen gewissen Gemeingeist zu erwecken, als diese Einrichtung. Erwägt man nun den weiten Umfang und die Beziehung derselben auf alle Zweige der Regierung, so sieht man eine Art von Demokratie unvermerkt eingeführt im guten Sinne des Worts, indem der Regent alle Stimmen, Wünsche, Vorschläge, Erfahrungen der Bürger sowohl, als aller Beamten, geistlichen und weltlichen Standes, welche das Volk zunächst kennen, zusammen brachte, um sie zu vergleichen, zu prüfen, und sich selbst dadurch zu leiten, so wie er sich von seinen Stellen aristokratische Aufseher gegeben hatte, und sich zwar von ihnen leiten, aber nicht blindlings führen ließ.

Wären aber auch alle diese Anschläge noch so vortrefflich gewesen, wer schoß denn die nöthigen

Geldsummen herbey, um entweder den Mangel der gesammelten Allmosen zu ergänzen, oder Verunglückten Vorschüsse zu machen, oder die Apothekerkosten für arme Kranke zu bezahlen, oder Industrieanstalten zu begründen, und die Betriebsamkeit zu ermuntern? Franz Ludwig! — Er that Wunder der Uneigennützigkeit, und hatte nur seine Schatulle für Arme, deren Vater er war. Im Anfange gab er gleich 20000 Gulden in einem Jahre, und in der Folge 4 bis 6000 in jedem Jahre, dem Armeninstitute. Wie viele Arme hatte er außerdem noch in Pension? Am Ende belief sich ihre Zahl auf 136. Wie vielen Bürgern that er Vorschüsse, um ihr gefallenes Gewerbe wieder aufzurichten? Wie vielen Handwerksjungen bezahlte er das Lehrgeld? Wie vielen Studirenden ließ er Kost, Kleidung und Bücher reichen, oder wenigstens Vorschüsse dazu thun? Wer immer in Nöthen sich befand, eilte zu dem Vater des Landes.

Man bewundere immerhin die Uneigennützigkeit alter Republikaner in Griechenland und Rom, die bey der Verwaltung einträglicher Aemter nicht so viel hinterließen, als zu ihrem Begräbnisse und zur Ausstattung ihrer Töchter nöthig gewesen wäre. Man lobe sich gewisse alte Bischöfe, die nur als Armenpfleger lebten, und selbst arm starben. Aber du, Franke! vernimm die Rechnung, die dein Fürstbischof

in seinem Testamente dir vorlegt, vernimm die letzten Worte deines Vaters, der nur dir lebte und starb, und schäme dich, wenn du sie ohne innigste Rührung hörest. — Ich habe, sagt er, keine Schätze gesammelt — was ich von meinen Bisthümern zog, habe ich größtentheils schon an Arme ausgetheilt, oder auf nützliche Anstalten verwendet. — —

So wenig er von seinen Ländern übrig hatte, so vermachte er doch das Wenige, und auch das, was er von seinen Privatgütern zu fodern hatte, den beiden Armeninstituten zu Bamberg und Würzburg, um, so viel an ihm lag, ihre Dauer für die Zukunft zu sichern *).

*) Schon ist es ein großes Verdienst, wenn in den geistlichen Wahlstaaten die Fürsten von dem leidigen Nepotismus frey bleiben. Aber einzig in seiner Art ist das Beispiel Franz Ludwigs, der nicht allein alle seine Tafelgelder, sondern selbst die reichen Einkünfte von seinen Familiengütern, die sich jährlich weit über 10000 Gulden rheinisch beliefen, zu Armen- und andern nützlichen Anstalten verwendete, so daß er es sich selbst abdarbte, um wohlthun zu können. Sein an Vorzügen des Herzens ihm ähnlicher Bruder, der Maltheserritter und churmainzische Oberhofmeister, Reichsfreyherr von Erthal, schenkte sein ganzes weit über 100000 Gulden werthes Silberservice in die Münze, um dem

Man kann sich leicht hieraus überzeugen, daß das Armenwesen die herrschende Angelegenheit seines Herzens war, und wir bemerkten es immer, daß er den Armen fast mehr, als den andern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft angehörte. Die Reitzbarkeit seines Gemüths zum Mitleiden, die sich bald durch eine im Auge zitternde Thräne offenbarte, machte überhaupt, daß jeder Unglückliche einen nähern Anspruch auf ihn hatte. Man bilde sich aber nicht ein, daß alle seine Hülfsleistungen die Folge einer blinden und leidenschaftlichen Weichmüthigkeit waren. Gleichwie er durch das Mitgefühl gegen das Wehe der Menschen aufmerksam gemacht, seinen Grundsätzen eine nähere Bestimmung gab, so leitete dieses Mitgefühl durch Grundsätze die Vernunft. Wir können es bey allen Gattungen seiner Hülfsleistungen bemerken. Nirgend stoßen wir auf ein unüberlegtes Wegwerfen des Geldes; überall aber, besonders bey dem Institute, auf eine genaue Berechnung nach Vorschriften des Menschenrechtes und den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft.

Wunsche seines fürstlichen Bruders, sein gutes Volk (so nannte es Franz Ludwig) bey den traurigen Kriegsläuften nicht zu besteuren, kräftigst zu unterstützen. Beyspiele solcher patriotischen Aufopferungen verdienen in der Geschichte aufbehalten zu werden.

Doch ein Einwurf tritt mir hier in den Weg! Hätten, sagt man vielleicht, vernünftige Grundsätze so vielen Antheil an den Handlungen Franz Ludwigs gehabt: so würde er eben so bedacht gewesen seyn, seinem Volke Freuden zu veranstalten, wie wir ihn besorgt sahen, die Leiden desselben zu mindern. — Allein Franz Ludwig bey seinen leidenden Nerven mehr unangenehmer als angenehmer Eindrücke empfänglich, und daher mehr zum Mitleiden, als zur Freude geneigt, war geschäftiger das Leiden zu nehmen, als Freude zu geben. — Ein schiefes Urtheil, wenn jemand desselben fähig wäre! Rauschende, lärmende Freuden liebte Franz Ludwig nicht, aber doch solche, welche eine gewisse Farbe von Vernunft, und eine moralische Gemüthsstimmung tragen: die stillen, reinen, und daher unschuldigen Freuden, welche alle gute Menschen lieben. War er etwa gefühllos gegen die verdiente Achtung, welche ihm der bessere Theil von Menschen zollte? War er gleichgültig gegen die Liebe seines Volkes und seiner Diener? Gegen das Glück und den Wohlstand Beider? Hatte er etwa keine Freude an einer guten Gesellschaft? Suchte er nicht die Munterkeit derselben durch seine Ansprache und Scherze zu beleben? Der unzweydeutige Beweis seines zu reinen und unschuldigen Freuden gestimmten Gemüthes liegt in dem Vergnügen, das er an

muntern und naiven Kindern hatte, wovon er in den Schulen mehr als eine Probe gab. Ohne Rührung ließ es sich nicht ansehen, wie dieser geschäftige und große Politiker so tief blickend in den Gang der verflochtenen deutschen Staatsverfassung, aber ohne Politik, in schlimmer Deutung des Wortes, ein Fürst ohne Falsch und Arg, von seinen Arbeiten bey Kindern ausruhete, und von der höfischen Welt auf einige Zeit losgerissen, in die Welt der unschuldigen und ungekünstelten Natur sich flüchtete, und, wie sein Meister, Jesus, des politischen Pharisäismus überdrüßig, aus drangvollem Herzen rief: O lasset die Kleinen zu mir kommen!

So sahen die Freuden unsers Fürsten aus! Und wer mag es ihm nun verargen, daß er für lärmende Vergnügungen weniger that, als für die Freude, welche aus den gehobenen Leiden entspringt? Ist dies denn nicht die Ordnung der Natur? Wirkt nicht das Gefühl des Mitleidens in jedes Menschen Brust stärker, als das Gefühl der Mitfreude? Ist dies nicht die Stimme der Vernunft selbst? — — Hebe zuerst Menschenelend, ehe du die Freuden der Glücklichen mehrest! Franz Ludwig, der den Ehrgeitz nicht hatte, nach einem Beyfalle zu streben, dessen er sich vor der vernünftigen Welt würde zu schämen gehabt haben, erklärte sich zuerst für den Verlassenen und Unglücklichen; dann erst sahe er nach,

wie viel er übrig habe, die Freuden der Glücklichen zu mehren. Und wenn er auch an das Letzte kam, so hütete er sich doch, den Taumel der Sinnlichkeit bey seinem Volke zu wecken. Er hatte nicht nöthig, vermöge eines schon seit der Zeit der römischen Imperatoren abgenutzten Kniffes, dem rohen Haufen Brodt und Schauspiele zu geben, und ihn mit Ergötzlichkeiten zu berauschen, um ihn der bösen Regierung vergessen zu machen. Der Weg, den er betrat, führte weit sicherer zur Liebe des Volkes. Er wußte, daß solche Berauschungen den Charakter des Volkes mehr verwildern, als veredeln, und ihn allmählich in das Unmoralische hinüber führen, und daß das Volk mehr zu lärmenden, als sanften Vergnügungen gestimmt, mehr des Zügels, als des Sporns bedarf. Nach diesen Gesetzen suchte Franz Ludwig nun Vergnügungen zu verschaffen.

Der von Adam Friedrich und von ihm zur Verschönerung des Landes fortgesetzte Straßenbau, die von ihm angebauete Gegend zunächst um die Stadt Würzburg, welche im Sommer den seinem Zimmer Enteilenden mit einem ländlichen Schauspiele überraschet, und zwischen den grün duftenden Weinbergen und den Wogen weißer Saaten hindurch führet. Die Beleuchtung der Stadt in den unsichern Stunden der Nacht; die zwey schönen Spatziergänge, die er zuerst anlegte, und deren einer noch durch

einen daran stoßenden und bereits angefangnen Garten verschönert werden sollte, bezeugen es laut, daß Franz Ludwig sich darauf verstand, Freude zu geben; aber eine Freude edlerer Art, ganz nach der Vorschrift vernünftiger Grundsätze. Man kannte in Würzburg schon lange Schauspiele und Häuser für Spielgesellschaften; aber Spatziergänge hatte man keine. Franz Ludwig gab diese zuerst dem arbeitsamen Manne zur Erholung und gesunden Bewegung. So verband er das Schöne mit dem Nützlichen. Entweder sahe er mit auf Gesundheit, wie bey Spatziergängen, oder auf Erleichterung des Handels, wie beym Straßenbau, oder er schärfte das Auge der nächtlichen Policey durch Beleuchtung der Stadt, oder dachte auf Oekonomie, wie beym Anbaue der vorher öden Plätze um Würzburg. Alle diese Verrichtungen aber, welche eine Menge Hände forderten, beschäftigten den Armen, und gaben ihm Brodt, wenn er sonst keine Gelegenheit hatte, es zu erwerben. Sogar die schöne Straße, welche zunächst am Mayn angefangen wurde, sollte dem verarmten Weinbergsbauer dieser Gegend eine Quelle der Nahrung werden; und so kehrten diese Veränderungen, welche der beßte Fürst zum Vergnügen seiner Mitbürger traf, wieder auf den Punkt zurück, von dem er so gern ausging, auf die Erleichterung des menschlichen Elendes. — Das Nützliche verlor

sich unvermerkt in das Angenehme, und dieses in jenes, wie unter den Händen des Werkmeisters der Natur. Alles griff bey ihm in einander, jede Sache nahm er von so vielen Seiten, als es sich thun ließ, und seine Gefühle und Grundsätze spielten in einander in schönster Harmonie. — —

Dem Manne, der so dachte und handelte, hatte schon die Natur eine Gestalt gegeben, die etwas Außerordentliches bey ihm vermuthen ließ. Denn wenn je eine Menschengestalt hohe Geisteswürde verrieth, so war es die seinige. Ueber die gewöhnliche Mannsgröße erhaben, sehr hager, ein langes Gesicht von bräunlicher blasser Farbe, ein großes seelenvolles Auge, mit einem Blicke, der die Seele durchdrang, eine Adlersnase von ausgezeichneter Größe, tiefes Nachdenken und feyerlicher Ernst auf der hochgewölbten Stirn: — so stand Franz Ludwig vor euch, schien mehr Geist als Körper zu seyn, und erfüllte euch mit stummer Ehrfurcht, die aber in Liebe und Vertrauen überging, so bald er den Mund öffnete, und die reifsten Gedanken und erhabensten Gesinnungen mit größter Sanftmuth und Bescheidenheit ausdrückte. Die edelste Wahrheitsliebe, Aufrichtigkeit und Wohlwollen leuchteten aus allem, was er sagte, hervor, und — wer ihn öfter sprach, konnte nicht daran zweifeln, daß alles Gute, was er that und thun wollte, aus der reinsten Quelle floß,

daß unverfälschte Liebe zu der erkannten Pflicht die wirksamste Triebfeder aller seiner Handlungen war, und daß er den Zweck seines Lebens und Berufs darin setzte: immer mehr Gutes zu wirken.

Die Redlichen, die ihn kannten, werden noch lange um ihn weinen.

Johanne Gray.

Lady Johanne, Tochter des Herzogs von Suffolk, und Enkelin von Maria, der Schwester Heinrichs VIII. von England, ehemaliger Gemahlin Ludwigs XII. von Frankreich, wurde ungeachtet ihres hohen Standes strenge und ohne Nachsicht erzogen. Zwey Geistliche, in Diensten ihres Vaters, waren ihre Lehrer, und, weil es schon damals Sitte war, daß auch die Damen in wissenschaftlichen Gegenständen unterrichtet wurden, so wurde auch Johanne zu einer Gelehrten gebildet. Sie sprach und schrieb daher, außer ihrer Muttersprache, Lateinisch, Französisch, Italienisch und Griechisch — ja sogar das Hebräische, Chaldäische und Arabische war ihr nicht fremd, und einen großen Theil dieser Kenntnisse besaß sie schon vor ihrem zwölften Jahre.

Man darf nicht denken, daß an Aufzählung dieser Sprachen, und Anpreisung ihrer Gelehrsamkeit, die Schmeicheley mehr Antheil habe, als die Wahrheit. Denn die Achtung der beßten Gelehrten ihrer

Zeit ist Bürge für die Gründlichkeit ihrer Kenntnisse. Sie stand mit denselben im Briefwechsel; und als vor einigen Jahren ein Schweitzer die Korrespondenz von Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts, genau nach der Handschrift der Originale gestochen, herausgeben wollte, war ein doppelt schön geschriebener Brief von Lady Johanne Gray die Probe seines Werks.

Der englische Gelehrte Asham, der Lehrer von Elisabeth, fand sie bey einem Besuche über dem Phädon des griechischen Weltweisen Plato, das von der Unsterblichkeit der Seele handelt, und erstaunte über die Talente, die er an ihr bewundern mußte, so sehr, daß er sie bat, ihm einen griechischen Brief für seinen Freund Sturm in Straßburg zu schicken, damit seine deutschen Korrespondenten sähen, daß das wahr sey, was er von diesem außerordentlichen Frauenzimmer an sie schriebe.

Noch höher aber wird die Bewunderung meiner Leser steigen, wenn ich ihnen sage, daß Johanne, die Hebräisch, Griechisch und Arabisch verstand, die Nadel eben so gut zu führen wußte, als die gelehrte Feder; und daß sie überhaupt alle Geschicklichkeit besaß, die sonst den Frauenzimmern ausschließungsweise eigen sind. Ja, sie spielte auch einige musikalische Instrumente, und begleitete sie mit ihrer lieblichen Stimme.

Endlich, welche schönere Krone konnte sie ihren vielfachen Verdiensten aufsetzen, als die, daß sie ihre Vorzüge nicht zu kennen schien!

So sehr indessen Johanne schon wegen der angeführten Umstände überhaupt, unsrer Bewunderung würdig ist, so verdient sie sie doch von dieser Seite am meisten. Die Tochter eines Herzogs — eine Verwandtin des königlichen Hauses — sehr reich — außerordentlich schön — eben so außerordentlich gelehrt und geschickt — verehrt, angebetet, geschmeichelt von den Großen des Hofs und den Gelehrten mehrerer Nationen — in einem Alter von sechszehn Jahren — und doch durchaus bescheiden, von aller Eitelkeit entfernt, und — bey dem allen noch im Besitze des edelsten Herzens! — In der That, man müßte die Erzählung von ihr für ein Mährchen halten, wenn sie nicht durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt wäre, welche unsre Leser in dem Folgenden gewiß nicht ohne Rührung antreffen werden.

Bis gegen ihr sechszehntes Jahr ungefähr lebte sie auf einem Landgute ihres Vaters in Leicestershire, nun aber erschien sie am Hofe Eduards VI., der sie sehr schätzte. Dieser König hätte wegen der Vorzüge seines Charakters ein längeres Leben verdient; aber er welkte früh dahin. So bald der mächtige Herzog von Northumberland, der alles bey ihm galt, und

außerordentlich ehrgeitzig war, bemerkte, daß das Leben Eduards einem glimmenden Tochte glich, welcher bald erlöschen würde, machte er seinen Plan, die Lady Johanne, als eine Verwandtin des Königs, mit seinem vierten Sohne, Lord Guilford Dudley, zu vermählen, und sie zur Kronerbin erklären zu lassen. Der Ehrgeiz dieses übermüthigen Mannes ist der Sturmwind, der diese sanfte, herrliche Blume so frühzeitig und so gewaltsam abriß.

Als Eduard gestorben war, verheimlichten er und Johannens Vater, der Herzog von Suffolk, seinen Tod noch einige Tage, um die Prinzeßin Marie, die Tochter Heinrichs VIII., desto gewisser unterdrücken zu können, und sich der Stadt London und des Towers zu versichern. Aber noch war die größte Schwierigkeit zu besiegen: die rechtschaffene Lady Johanne nemlich zur Annahme der englischen Krone zu bereden. Den 10. Jul. 1553 begaben sich Vater und Schwiegervater zur Tochter, und jener kündigte ihr mit großer Feyerlichkeit an: Eduard habe sie zu seiner Nachfolgerin erklärt. Am Ende der Anrede fielen er und Northumberland ihr zu Füßen, und erwiesen ihr die Ehrfurcht, die sie ihr als Königin schuldig zu seyn glaubten. Man denke sich diesen Auftritt! die beiden Väter auf den Knien vor ihrer Tochter, um ihr eine Krone anzubieten — und diese Tochter ein Mädchen von sechszehn Jahren!

Wo hätte ein graubärtiger Stoiker Muth genug gehabt, einen so zärtlichen und eindringlichen Aufruf zu einer Krone auszuschlagen? — Johanne hatte ihn. Doch wollen wir nicht lieber sie selbst hören?

„Bey dem Rechte, das die zwey Schwestern „des verstorbenen Königs (Marie und Elisabeth) „zur Krone haben," erwiederte das brave Mädchen, „werde ich mich wohl hüten, mir eine solche Würde „zuzueignen, die ihnen zukömmt. Ich bemerke „sehr wohl die Kunstgriffe der Leute, die eine solche „Verletzung aller Rechte zulassen, um nur einen „Scepter zu gewinnen. Es heißt Gottes und seiner „Gerechtigkeit spotten, wenn man sich ein Gewissen „daraus macht, einen Schilling zu stehlen; aber „keins, eine Krone an sich zu reißen. Ueberdies „bin ich nicht so jung, und nicht so unerfahren in „den Tücken des Glücks, daß ich mich durch sie sollte „fangen lassen. Wenn es Einige bereichert, so geschieht es nur, um sie zu seiner Beute zu machen. „Es erhebt Andere, um sich an ihrem Sturz zu ergötzen. Wen es gestern anbetete, wird heute sein „Spiel. Erlaube ich heute dem Glücke, mich mit „einer Krone zu zieren, so muß ich morgen leiden, „von ihm mit Füßen getreten zu werden.

„Und was für eine Krone bietet man mir an? — „Eine Krone, die mit Gewalt und Schimpf der

„Katharine von Arragonien*) vom Haupte gerissen, „und durch die Bestrafung der Anne Boley**) und „Anderer***), die sie nach ihr getragen haben, noch „unglücksvoller wurde! Warum wollen Sie denn, „daß mein Blut sich mit dem Blute jener Hinge= „richteten vermischen, und ich das dritte Schlacht= „opfer seyn soll, welchem diese unglücksschwangre „Krone mit dem Haupte entrissen wird?

„Gesetzt aber, daß sie auch nicht verderblich für „mich würde, und daß das Glück mir einen Bürgen „für seine Beständigkeit gäbe: wäre es für mich „rathsam, mir diese Dornen aufzusetzen, die mich „wo nicht tödten, doch gewiß zerfleischen werden? „Ein Joch auf den Hals zu laden, das mich nieder= „drücken, wo nicht erdrosseln würde? — Meine „Freyheit ist mir schätzbarer, als die Kette, die „Sie mir anbieten, mit so vielen Edelsteinen sie

---

*) Heinrich VIII. schied sich nach einer mehr als zwanzig= jährigen Ehe von dieser Katharine, der Mutter der Maria, der Nebenbuhlerin von Johannen.

**) Anna Boley, vorher Kammerfrau der Katharine, mit der sich der König nach der Scheidung von jener ver= mählte, wurde nach einigen Jahren, wegen angeblicher Untreue enthauptet.

***) Ein gleiches Schicksal hatte Heinrichs VIII. fünfte Ge= mahlin, Katharine Howard.

„auch besetzt ist, und so schwer sie von Golde seyn „mag! Gegen königliche Sorgen und kostbare Fesseln „will ich den Frieden und die Ruhe meines Herzens „nicht vertauschen. Und wenn Sie mich aufrichtig „lieben, so werden Sie mir viel lieber ein ruhiges „und sicheres Leben gönnen, als ein glänzendes Glück „und einen erhabenen Stand aufbürden, der den „Anfällen des Glücks ausgesetzt ist, und Sturm nach „sich zieht?“

So muthig, so entschlossen, so weise redete Johanne. Aber Vater und Mutter und Schwiegervater und — was am schweresten zu besiegen war — ein zärtlich geliebter Gemahl, stürmten in sie. Wer verzeiht nicht gern dem edlen Mädchen, daß es wankte — daß es endlich sich besiegen ließ?

Im Triumphe, dem ihr Herz widersprach, führte man sie nun zu ihrer Sicherheit nach dem Tower, in welchen sie, von dem vornehmsten Adel begleitet, ihren Einzug in königlichem Staate hielt, und ihre eigne Mutter trug die Schleppe der Tochter. Aber bald erfolgte, was Johanne geahnet hatte. Der außerordentliche Ehrgeitz und die übertriebne Herrschsucht ihres Schwiegervaters, des Northumberlands, hatte schon lange den Neid des Adels gereitzt, und man fürchtete, er werde in Johannens Namen regieren. Daher fand die Prinzeßin Marie bald den stärksten Anhang. Eben die beiden Herren, die ihre

Tochter erst kürzlich zur Annahme der Krone genöthigt hatten, stürzten sie gleichsam zuerst wieder herab. Northumberland rief, voll Verzweiflung, selbst die Marie zur Königin aus, und Suffolk kam zu Johanne in den Tower, um ihr anzukündigen, daß sie in den Stand einer Privatperson zurücktreten solle — und so ward sie, nach einer kurzen Regierung von neun Tagen — Staatsgefangene der neuen Königin.

Und mit welchem Muthe ertrug Johanne diesen Sturz? — Laßt uns die Antwort lesen, die sie ihrem Vater Suffolk auf seine Anrede gab!

„Glauben Sie mir, mein theuerster Vater, daß „ich mich in diese Nachricht weit besser schicken kann, „als in jene von meiner Erhebung auf den Thron. „Ich verlasse diesen mit Freuden, und darf hierin „den Bewegungen meines Herzens folgen. Ich bemühe mich, durch meine Bereitwilligkeit den von „Andern begangenen Fehler zu tilgen, wenn anders „ein so großer Fehler durch freywillige Verzicht und „aufrichtige Reue getilgt werden kann."

Wie schnell diese Revolution sich zutrug, kann man aus folgender Anekdote ermessen. Die Frau eines Herrn aus dem Gefolge der neuntägigen Königin war niedergekommen, und hatte Johannen zur Gevatterin erbeten. Eine Kammerfrau wurde von dieser in ihrem Namen zur Kindtaufe geschickt, und

fand diejenige, die, als Königin, ihr den Auftrag gethan hatte, bey der Zurückkunft als Privatperson und Gefangne. — Dies geschahe den 19. Jul. 1553. Aus ihrem Gefängnisse hatte sie den Schmerz, ihren Schwiegervater zum Tode führen zu sehen, und diesem selbst verbitterte den Tod am meisten der Gedanke, daß er diese Tochter, die nichts mehr, als in einem unbekannten Winkel der Erde zu leben wünschte, mit Gewalt ins Unglück gestürzt habe.

Bald wurde auch Johanne vor ihre Richter geführt, und im November mit ihrem Gatten zum Tode verdammt; der Richter aber, der das Urtheil über sie sprechen mußte, starb aus Gram. Von dieser Zeit an lebte Johanne als eine Person, über deren Haupte stets der Würgengel das Schwert zuckt. Doch da Maria die Vollstreckung des Urtheils aufschob — denn wenn in England auch die geschwornen Richter verdammt haben, so beruht doch die Exekution noch auf dem Befehle des Königs oder der regierenden Königin — da sie ihren Vater Suffolk begnadigte, da ihre Mutter sogar einiges Ansehen bey Maria hatte, und da sie endlich ihren engen Verhaft erweiterte, und im Garten frische Luft zu schöpfen ihr erlaubte: so ist wahrscheinlich, daß sie ihr, nach einiger Zeit, das Leben vielleicht geschenkt hätte. Denn, einige Hoffnung zur Begnadigung vorspiegeln zu wollen, um sie alsdann mit einem male zu zer-

nichten, wäre zu unmenschlich gewesen. Auch konnte der Königin nicht unbekannt seyn, daß Johanne wider ihren Willen zu dem verwegnen Schritte gleichsam gezwungen worden war. Allein ihr eigner unbesonnener Vater ruhete nicht, bis er seine Tochter wirklich aufs Schafott gebracht hatte.

Marie hatte sich nemlich mit dem Kronprinzen von Spanien, dem nachmaligen König Philipp II., vermählt, worüber ein großer Theil der Nation aufgebracht war, und sich einige Unruhen erhoben. Suffolk, dem die Königin Leben und Vermögen geschenkt hatte — statt zu warten, was der Aufruhr in Kent und Cornwallis für einen Ausgang nehmen würde — stellt sich an die Spitze von einigen hundert Reutern, und will Coventry damit erobern, indessen seine Tochter und Schwiegersohn, als Pfänder seiner Treue, immer noch in der Gewalt der Königin waren! Da er von Coventry abgewiesen wird, verbirgt er sich, wieder eben so kleinmüthig, auf seinem Landgute, als er vorher voll Muth aufgetreten war. Er ward verrathen und gefangen, und folgte bald dem liebenswürdigen Paare aufs Blutgerüste.

Bey dieser neuen Unternehmung Suffolks für die Johanne, stellte der Königin ihr geheimer Rath vor, daß sie die Aufopferung derselben ihrer eignen Sicherheit schuldig sey, und nöthigte sie — nach der Versicherung einiger Schriftsteller — mit vieler

Mühe, das Todesurtheil zu unterschreiben. Auch die Ankündigung dieser schrecklichen Botschaft nahm Johanne mit Standhaftigkeit an, und erwartete ruhig den Tod, auf den sie sich längst bereitet hatte. Der dazu angesetzte Tag war der neunte Hornung, und die Zwischenzeit wendete sie an, theils sich mit einem Lehrer der katholischen Religion, der einen Aufschub ihres Todes auf drey Tage auswirkte, über Glaubensartikel zu besprechen, theils einen sehr rührenden Brief an ihren Vater zu schreiben, worin sie ihm die Unbesonnenheit, durch die er ihr den Tod zuzog, auf die glimpflichste und schonendste Art vorstellte. — „Ob es gleich Gott gefallen hat“ — schreibt sie unter andern — „das Ende meines Lebens durch diejenigen zu beschleunigen, von denen es vielmehr hätte verlängert werden sollen: so ertrage ich doch dieses mit so vieler Geduld, daß ich vielmehr Gott weit herzlicher dafür danke, daß er meine kummervollen Tage verkürzt hat, als wenn er die ganze Welt mir zum Eigenthume mit einem recht langen Leben gegeben hätte. Es ist wahr, ich weiß, daß Ihr Herz unter einem doppelten Kummer erliegt, sowohl in Betracht des Unglücks, das Sie sich selbst zugezogen, als auch der unglücklichen Lage, darein Sie mich versetzt haben. Allein, mein theuerster Herr Vater, wenn ich, ohne Sie zu beleidigen, mich in meinem Unglücke freuen darf, so kann ich mich

wohl glücklich schätzen, daß ich meine Hände in Ansehung dessen, was geschehen ist, in Unschuld waschen, und mein schuldloses Blut vor dem Herrn um Barmherzigkeit rufen darf, — nicht, als ob ich nicht gestehen müßte, daß ich, wiewohl mit Zwang, und, wie Sie wohl wissen, auf unablässiges Anliegen, die Krone auf mein Haupt zu setzen, einzuwilligen schien, und dadurch die Königinn und die Gesetze beleidiget habe. Doch habe ich das feste Zutrauen, daß mein Verbrechen vor Gott desto geringer seyn werde, je weniger mein Herz an meiner erzwungnen Erhöhung Antheil genommen hat. Dieses, mein theuerster Herr Vater! ist meine Gesinnung bey Annäherung des Todes, der, so schmerzlich er Ihnen auch fallen mag, doch mir höchst willkommen ist!“

Endlich schrieb sie auch noch einen griechischen Brief an ihre fast gleich gelehrte Schwester, Lady Katharine, der allein schon hinreichend wäre, ihr die Bewunderung der Nachwelt wegen ihrer vortreflichen Art zu denken und zu schreiben, zu erwerben.

Und nun muß ich noch die traurige Pflicht erfüllen, die rührenden Umstände ihrer Hinrichtung zu erzählen!

Am Morgen des Tags, der zur Hinrichtung festgesezt war, bat Lord Guilford, ihr Gemahl, um Erlaubniß, von Johannen Abschied nehmen zu dür-

fen. Er erhielt sie vom Hofe; aber nicht von seiner Gattinn! „Eine solche letzte Zusammenkunft, antwortete sie, würde mir meinen Schmerz vermehren, und die Ruhe mir rauben, in die ich mich schon gegen den Streich des Todes versetzt habe. Ein solches vermeintes Lindrungsmittel würde in meine Wunde nur Feuer bringen; und auch dich würde mein Anblick, statt stärker zu machen, nur schwächen. Laß dir, mein Liebster! Muth einsprechen von der Vernunft, und schöpfe aus deinem eignen Herzen die Standhaftigkeit, die du nöthig hast! Hättest du sie nicht, so würden weder meine Blicke noch Worte sie dir geben können. Verspare also unsere Zusammenkunft, mein Bester, auf jene Welt. Dort sind Freundschaften glücklicher, und Vereinigungen unzertrennlich!“

So unerschüttert war die Philosophinn! Als der Lord den Todesweg ging, sah sie ihn an ihrem Fenster vorbeyführen, rief ihm das letzte Lebewohl zu — und sahe seinen Kopf und Rumpf wieder zurück führen. Welch ein Anblick! — Nach demselben schrieb sie in ihre Schreibtafel folgende drey Sentenzen, in drey Sprachen — in griechischer:

„Wenn sein gewaltsam getödteter Körper vor dem Richterstuhle der Menschen gegen mich zeugt, so wird sein seliger Geist vor dem Throne Gottes meine Unschuld vertheidigen!“

In lateinischer:

„Die Gerechtigkeit der Menschen hat seinen Körper entseelt, aber die göttliche Barmherzigkeit seine Seele gerettet!“

Und in englischer:

„Wenn mein Verbrechen Strafe verdient hat, so verdienten wenigstens meine Jugend und meine Unvorsichtigkeit Entschuldigung. Gott und die Nachwelt wird mir Gnade wiederfahren lassen!“

Etwa eine Stunde nach der Hinrichtung ihres Gemahls wurde auch sie nach dem Blutgerüste geführt. Doch hatte sie nicht den Schmerz, ihr Haupt auf den Todesblock legen zu müssen, der mit Guilfords Blute bespritzt war. Denn er war außerhalb dem Tower hingerichtet worden, und sie verlor ihr Leben im Innern desselben. Doktor Feckenham, eben der katholische Geistliche, der die Religionsgespräche mit ihr gehalten hatte, begleitete sie, und sprach noch vieles mit ihr: sie aber hatte ihre Augen immer auf das Gebetbuch gerichtet, das sie in der Hand hielt, und nahm von dem Doktor in folgenden Worten Abschied: Gott wird Ihnen Ihre gütigen Gesinnungen gegen mich reichlich vergelten, ob mir gleich Ihre Reden mehr Unruhe verursacht haben, als aller Schrecken des herannahenden Todes.

Hierauf hielt sie an die Zuschauer eine kleine Rede: Mylords, sprach sie, und ihr übrigen bey meinem Tode versammelte Zuschauer! Ich bin dem Gesetze unterworfen, und nach diesem Gesetze, einem Richter, der sich nicht irrt, bin ich verurtheilt, zu sterben — nicht, daß ich in einem Stücke die Königinn Marie beleidigt hätte: denn ich kann meine Hände rein davon waschen, und meinem Gott eine Seele in die Hände liefern, die von diesem Verbrechen eben so frey ist, als die Unschuld von einer ungerechten Handlung — sondern bloß deswegen, weil ich in eine That gewilligt, wozu ich genöthigt wurde, und die Gesetze haben nach diesem Zwange geurtheilt, daß ich etwas gethan habe, das ich doch nicht einmal recht verstand. Demungeachtet habe ich den allmächtigen Gott darinn beleidigt, daß ich meinen sinnlichen Neigungen zu sehr gefolgt bin, und an die Vergnügungen dieser elenden Welt mich zu sehr gehängt habe: und auch mein Leben ist mit meinen Grundsätzen nicht völlig übereinstimmend gewesen. Deswegen hat mir Gott diese Todesart bestimmt, und zwar, wie ichs verdiente. Doch danke ich ihm herzlich, daß er mir Zeit zur Busse und zur Aussöhnung mit meinem Erlöser gegeben hat, dem meine vormaligen Eitelkeiten sehr mißfällig gewesen sind. Daher, Mylords und ihr übrigen hier versammelten Christen, muß ich Euch ernst-

lich ersuchen, mit mir und für mich zu beten, damit, weil ich noch am Leben bin, Gott mir, nach seiner unendlichen Barmherzigkeit, meine Sünden vergeben wolle, so unzählbar und schwer sie auch gewesen seyn mögen — und ich bitte Sie alle, mir Zeugniß zu geben: daß ich hier als eine wahre Christinn sterbe, und von ganzem Herzen bekenne und bejahe, daß ich allein durch das Blut, Leiden und Verdienst meines Heilands selig zu werden hoffe, hingegen alles eigne Verdienst von mir ablehne, weil alle meine Handlungen so wenig der Größe meiner Pflicht entsprochen haben, daß ich bebe, wenn ich daran denke, wie sehr sie gegen mich zeugen. Deswegen bitte ich Sie alle, beten Sie mit mir, und für mich!“

Nachdem sie hierauf das „Erbarme dich!“ in englischer Sprache gesprochen hatte, entkleideten sie ihre Kammerfrauen, und verbanden ihr die Augen. Der Nachrichter bat sie knieend um Verzeihung. Sie sprach: „Seyd so gut, und macht nur hurtig ein Ende mit mir!“ Darauf fühlte sie, mit verbund'nen Augen, nach dem Blocke, legte ihr Haupt darauf, und reichte es dem Beile dar. Was Johanne in ihre Schreibtafel geschrieben hatte, „daß die Nachwelt ihr Gnade werde wiederfahren lassen,“ ist vollkommen erfüllt! Schon ihre Zeitgenossen in allen Ländern Europens beklagten das Schicksal die-

ser sanften Schülerinn des Plato, und in mehrern Sprachen erschallten Lobreden auf sie. Besonders aber erweckte diese Hinrichtung der Königinn Marie sehr viele Vorwürfe in Liedern und Schriften, und machte das Andenken ihrer Regierung verhaßt.

John Howard.

John Howard — einer der merkwürdigsten, und in gewisser Rücksicht einer der größten und edelsten Menschen seines Zeitalters, und vielleicht seines Jahrhunderts — stammte aus einem Zweige derjenigen angesehenen Familie dieses Namens ab, welche noch jetzt einen so ausgezeichneten Platz in der brittischen Peerage einnimmt. *) Er wurde ums Jahr 1725 zu Lower Clapton, in der Grafschaft Middlesex, geboren, wo sein Vater, John Howard, der in einer ansehnlichen Tapetenhandlung interessirt war, ein altes Haus bewohnte, welches schon viele Jahre in dem Besitze seiner Vorfahren gewesen war. Sein Vater war in sehr guten Ver=

*) Auf dem Grabmale, welches Howard seiner ersten Gattinn errichten ließ, finden sich die Familienwappen des Herzogs von Norfolk, und der Earls von Suffolk, Effingham und Earlisle.

mögensumständen, aber dabey karg. In seinem Hause herrschte große Ordnung und Pünktlichkeit. Der unausgesetzten Feyer des Sonntags und der Beobachtung des Familiengottesdienstes, hatte sein Sohn vielleicht jene religiöse Stimmung zu verdanken, die in der Folge immer einen so ausgezeichneten Zug in seinem Charakter ausmachte.

Seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht genoß der junge Howard in einer Sprachschule zu Hertford, von da er nach einer Akademie gesandt würde, um dort seine Studien zu vollenden. Hier erwarb er sich die Bekanntschaft verschiedener Männer, welche sich in der Folge in der litterarischen Welt auszeichneten, vorzüglich aber die Bekanntschaft des verstorbenen Doctors Furneaux und Doctors Price, mit welchem letzten er auch bis an seinen Tod einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhielt. Seine nachherigen Schriften zeugen davon, daß er an beyden Orten keine geringe Fortschritte in seinen Studien gemacht habe. Inzwischen war er ursprünglich zur Handlung bestimmt, und wurde daher auch wirklich als Lehrling in eine angesehene Materialienhandlung gegeben. Hier wurde er mit derjenigen Auszeichnung behandelt, zu welcher ihn ein Lehrgeld von 700 Pf. berechtigte, und die sich auch darinn äußerte, daß man ihm seine eigenen Zimmer hielt, und ihm, einen Bedienten und Pfer-

de zu halten, erlaubte. Sein Vater starb im Jahre 1742, und dessen hinterlassenes Vermögen kam unter die Verwaltung dreyer von ihm bestellten Executoren, oder Vormünder. Der Sohn zeigte inzwischen schon früh so viel Klugheit und Thätigkeit in Geschäften, daß man ihm bald einen großen Theil der Verwaltung seines Vermögens, und besonders die Aufsicht über die Reparatur des väterlichen Hauses zu Clapton, welche die Sparsamkeit seines Vaters nothwendig gemacht hatte, überließ.

Einen Tag um den andern besuchte er da die Arbeiter, und ein braver alter fünf und siebenzigjähriger Greis, welcher Gärtner bey seinem Vater gewesen war, erzählt noch jetzt gern, wie pünktlich sein junger Herr in der Zeit gewesen sey, und wie er immer gerade zu der Zeit an der alten gestützten Mauer zwischen dem Garten und der Heerstraße sich eingefunden habe, wenn der Bäckerkarren vorbey gefahren sey. Dann habe er ein Brod gekauft und es über die Mauer geworfen, und wenn er in den Garten gekommen, ihm gesagt: er möge zwischen dem Kohle zusehen, er werde da etwas für seine Familie finden. — Eine Anekdote, die vielleicht unbedeutend scheinen kann, die aber als erster jugendlicher Zug derjenigen Gutmüthigkeit, welche in spätern Jahren sich so herrlich in seinem Charakter entwickelte und die Bewun=

drung der Welt auf sich zog, bemerkt zu werden verdient.

Das ansehnliche Vermögen, welches ihm sein Vater hinterlassen hatte, setzte ihn über die Nothwendigkeit hinaus, sich der Handlung ferner zu widmen, und seine Gesundheitsumstände bestimmten ihn endlich, alle Gedanken, die Handlung zu treiben, völlig aufzugeben. Er verließ also die Lehre noch vor Ablauf der verabredeten Lehrjahre, vermiethete sein Haus zu Clapton, und bezog seinige Zimmer in Church-Street, Stocke Newington.

Howard widmete nun alle seine Zeit der Ausbildung seines Geistes, und unter andern wurden Physik und Medicin die Hauptgegenstände seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen, wovon auch in der Folge, besonders die letztere, ihm bey seinen menschenfreundlichen Beschäftigungen großen Nutzen brachte. Seine Gesundheit, die einige Jahre hindurch noch immer schwach und unbeständig blieb, erforderte inzwischen so große Aufmerksamkeit, daß er seine litterarischen Beschäftigungen, oft durch den Gebrauch des Bades zu Bristol, und durch öftere kleine Reisen durch verschiedene Theile des Königreiches zu unterbrechen, sich genöthiget sah.

In seiner ersten Wohnung zu Newington fand Howard nicht die beste Begegnung; er nahm daher eine andere in dem Hause einer Wittwe, Namens

Sarah Leidern. Die anhaltende zärtliche Aufmerksamkeit und Pflege, welche er bey dieser Wittwe fand, kontrastirte gegen die Begegnung, welche er in seiner vorigen Wohnung gefunden hatte, so sehr, daß sie einen tiefen Eindruck auf sein Herz machte. Aus Gefühl von Dankbarkeit trug er ihr seine Hand an. Sein großes Vermögen reitzte inzwischen diese gute Wittwe nicht, seinen Antrag sofort anzunehmen. Bey der großen Verschiedenheit des Alters, und bey ihrem eigenen schwächlichen Gesundheitszustande, glaubte sie nicht, daß sie sich für einander schicken würden. Howard ließ sich jedoch hierdurch nicht abschrecken, er überwand ihre Bedenklichkeiten, und sie wurde ums Jahr 1752 seine Gattinn. Mit einer Edelmüthigkeit, die vielleicht eben so charakteristisch war, als seine Dankbarkeit, schenkte Howard nun das geringe Vermögen, was er mit dieser Frau erheirathete, ihrer Schwester.

Er behielt aber diese Gattinn nicht lange; sie starb am 10ten November 1755 in ihrem vier und funfzigsten Jahre, und Howard ließ ihr ein schönes Grabmal errichten. Er hatte ihr immer mit der größten Zärtlichkeit begegnet; man hatte ihn oft sagen gehöret: er würde mit Freuden hundert Pfund darum geben, wenn er ihr dadurch auch nur eine einzige ruhige Nacht verschaffen könnte, und er hat

nach ihrem Tode oft versichert, daß er, wenn er wieder heirathen sollte, eine Frau, wie sie gewesen sey, allen Reitzen der Jugend und Schönheit vorziehen würde. Auch in den spätern Jahren seines Lebens war ihm das Andenken an diese Gattinn noch immer heilig, und kaum fünf Jahre vor seinem Tode besuchte er noch einmal ihr Grabmal, lies es ausbessern und verschönern.

Nach dem Tode seiner Frau hob er den eigenen Haushalt auf, und nahm einige Zimmer auf St. Pauls Kirchhofe in Miethe. Alle Meublen, die er für diese Zimmer nicht brauchte, verschenkte er an arme Hausbesitzer zu Newington, und ließ sie darum losen; und der alte Gärtner, dessen schon einmal gedacht ist, erinnert sich noch jetzt dankbar, daß auch er seinen Antheil davon erhielt.

Am 13ten May 1756 wurde er zum Mitgliede der Königl. Societät der Wissenschaften in London gewählt, und am 20ten desselben Monats in dieselbe eingeführt. Noch in eben dem Jahre entschloß er sich, eine Reise zu machen, um sich dadurch die seinem Geiste, nach dem Tode seiner Frau, so nöthig gewordene Zerstreuung und Aufheiterung zu verschaffen; und die Begierde, die Ruinen von Lissabon, so wie sie nach dem, im vorhergegangenen Jahre, erfolgten großen Erdbeben noch da lagen, zu

sehen, bestimmte ihn, eine Reise nach Portugall jeder andern vorzuziehen.

Er sah indessen Lissabon nicht; denn das Paketboot, auf welchem er sich befand, um dahin zu gehen, wurde von einem französischen Kaper genommen, und im Hafen zu Brest aufgebracht. Dieses Unglück hatte entscheidenden Einfluß auf sein ganzes künftiges Leben, und auf die menschenfreundlichen Beschäftigungen, welchen er dasselbe in der Folge so ganz widmete.

Howard war zu Brest nicht bloß Zeuge aller Leiden, welchen die Gefangenen so häufig ausgesetzt sind, sondern er erfuhr dieselben auch für seine eigene Person. „Ehe wir Brest erreichten, sagt er, „litt ich den entsetzlichsten Durst, indem ich in vier„zig Stunden keinen Tropfen Wasser, und kaum „ein Bischen Speise erhielt, und im Castel zu „Brest mußte ich sechs Nächte auf Stroh liegen. „Da ich die elende Behandlung meiner Landesleute „hier und zu Corbaix, wohin ich nachher ge„bracht wurde, zu bemerken Gelegenheit hatte, so „wendete ich die beyden Monate, die ich am letz„tern Orte auf Parole zubrachte, dazu an, mit den „englischen Gefangenen zu Brest, Morlaix und Di„nan zu korrespondiren. Ich erhielt hinlängliche „Beweise davon, daß diese Unglücklichen mit sol„cher Unmenschlichkeit behandelt wurden, daß meh-

„rere hundert derselben umkommen mußten, und „sechs und dreyßig an einem einzigen Tage zu „Dinan in einem Loche begraben wurden. Als ich, „noch immer auf Parole, nach England zurück kam, „veranlaßte ich, daß die zur Unterhaltung und Ver„sorgung kranker und verwundeter Seeleute ange„ordnete Commission, der Sache ihre Aufmerksam„keit widmete. Es geschahen darüber Vorstellun„gen am französischen Hofe; das Schicksal unserer „Seeleute wurde gemildert, und die Gefangenen „an den drey eben genannten Orten wurden mit „dem ersten Kartelschiffe zurückgesandt. Was ich „bey dieser Gelegenheit selbst litt," setzt Howard hinzu, „vergrößerte mein Mitleiden mit dieser „unglücklichen Klasse von Menschen, deren Sache „der Gegenstand dieses Buches ist." *)

In allen Schriften Howards finden wir wenig, was ihn selbst beträfe, und auch das wenige, was wir noch finden, nur bloß gelegentlich bey der Behandlung des großen Gegenstandes seiner Bemühungen. Er sagt uns in der eben angeführten Stelle nicht, was doch Thatsache ist, daß er nämlich während seiner Gefangenschaft zu Corbair „bey dem Gefangenwärter Gnade fand," so daß er, ob er gleich kein Officier war, dennoch auf sein Ehren-

*) Account of the state of the prisons, Sect. I.

wort von demselben die Erlaubniß erhielt, in der Stadt wohnen zu dürfen. Er erwarb sich durch das Offene und Redliche in seinem Charakter überhaupt so leicht die Liebe und das Zutrauen derer, die ihn kennen lernten, daß selbst sein Wirth, bey welchem er in der Stadt wohnte und speisete, ungeachtet er demselben ganz fremd war, ihn mit Kleidung und Geld, welches man ihm beydes zu Brest genommen hatte, reichlich versah, und daß man ihm endlich auf die Versicherung, daß er sich wieder in seinem Gefängnisse stellen werde, wenn die englische Regierung ihn nicht gegen einen französischen Seeofficier sollte auswechseln wollen, sogar die Erlaubniß gab, in sein Vaterland zurück zu kehren. Ob man ihn inzwischen auf diese Weise auswechseln würde, ließ sich mit Gewißheit nicht vorher bestimmen, und er lehnte daher auch bey seiner Zurückkunft nach England die Glückwünsche seiner Freunde über seine Befreyung so lange ab, bis der Erfolg der bey der Regierung deshalb angewendeten Bemühungen ihn versicherte, daß er mit Ehren wieder in seinem Vaterlande bleiben könne.

Nachdem er endlich diesen Endzweck glücklich erreicht hatte, und seines gegebenen Ehrenworts entbunden war, folgte er dem Antriebe einer brennenden Begierde, Italien zu sehen, und machte eine

Reise dahin. Nach seiner Zurückkunft von dieser Reise kaufte er sich zu Whatcombe bey Lymington ein kleines Landgut für 7000 Pf. St., wohnte dort etwa sieben Jahre, und verheyrathete sich im Jahre 1758 mit einer Miß Harriet Leeds, einem sehr liebenswürdigen, sehr gebildeten, und ganz für ihn geschaffenen Frauenzimmer. Im Jahre 1765 verlor Howard inzwischen auch diese Gattin in ihrem ersten Kindbette, und dieser traurige Verlust bewog ihn, auch Whatcombe wieder zu verlassen. Es ist bemerkenswerth, daß Howard an diesem Orte, wo er sich allen Einwohnern durch seine Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit werth gemacht hatte, während seines ganzen Aufenthalts daselbst, ungeachtet er selten Schlösser und Riegel gebrauchte, nie, auch nur um die geringste Kleinigkeit bestohlen wurde; dahingegen sein Vorgänger, Capitain Blake, mit allen seinen Fußangeln und Selbstschüssen öftern Diebstählen ausgesetzt gewesen war.

Howard nahm nun seine Wohnung in einem kleinen Hause auf einem väterlichen Gütchen zu Cardington bey Bedford. Die armen Bewohner dieses Orts fanden sehr ihren Vortheil in seiner Gegenwart. Er beförderte und unterstützte Industrie unter ihnen; er besuchte sie in Krankheiten, und wendete manches Unglück von ihnen ab. Ihre Hütten, die dem Einsturze nahe waren, bauete er ihnen nach einem be-

quemen Plan wieder auf; gab Jedem einen kleinen Blumengarten vor dem Hause, und hinter demselben ein Stück Landes zu Kartoffeln.

Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte in Howards Leben, mit welchem sich die ausgezeichnete Laufbahn dieses großen Menschenfreundes erst recht eigentlich anfängt. Seine wohlthätigen Bemühungen blieben nun nicht länger mehr innerhalb der engen Gränzen eines kleinen Dorfs, oder einer einzelnen Provinz eingeschränkt; und nicht mehr Befriedigung seiner Neugierde, sondern ganz andere Bewegungsgründe waren es, aus welchen er jetzt fremde Länder von neuem zu durchreisen anfing.

Im Jahre 1773 wurde er zum Sherif der Grafschaft Bedford bestimmt. Da er als ein Dissenter sich den Vorschriften der Testakte nicht unterwerfen konnte, und also eigentlich zu jedem öffentlichen Amte im Staate unfähig war, so soll, wie man sagt, der damalige Lord Kanzler, Graf Bathurst, ihm eine Indemnisation zu bewirken sich erboten haben, im Fall er etwa in die Strafe der Testakte fallen sollte, um ihn hierdurch zur Annahme jenes Amts zu bewegen. Dies ist inzwischen nicht gegründet; denn weder der Lord Kanzler, noch der König selbst, kann die Strafe der Testakte erlassen, so sehr das auch in einzelnen Fällen mit dem freyen und aufgeklärten Geiste unserer Zeiten im Widerspruche stehen

möchte. Howard bedurfte auch dieses Auswegs nicht; er kannte die aufgeklärte Denkungsart seiner Zeit, verließ sich auf die bessern Gesinnungen seiner Mitbürger, und bewies bey dieser Gelegenheit, so wie er nachher immer that, daß Besorgnisse persönlicher Gefahr bey seinen ruhmwürdigen Unternehmungen nie bey ihm in Betrachtung kommen, noch ihn abschrecken konnten. Er wurde wirklich Sherif der Grafschaft Bedford. Seine Theilnehmung an den Leiden der unglücklichen Gefangenen, und seine unermüdete Aufmerksamkeit auf den Zustand dieser Unglücklichen, welche zuerst durch seine eigene Gefangenschaft in Frankreich waren erregt worden, wurden jetzt, da Amt und Pflicht ihm das Elend der Gefangenen noch näher unter die Augen brachten, eigentlicher und unmittelbarer Beruf für ihn. Er fand bald, daß viele Mißbräuche in den Gefängnissen herrschten, und daß das Elend der Gefangenen groß sey. Um beiden abzuhelfen, entschloß er sich, die vorzüglichsten Gefängnisse der benachbarten Grafschaften zu besuchen. Er fand in diesen gleiche Mißbräuche, gleiches Elend. Unzählige Gefangene, sowohl Schuldner als Verbrecher, wurden gerade damals vom Kerkerfieber oder den Blattern hingerafft. Dies bewog ihn, seine Untersuchungen auch auf die Gefängnisse entfernterer Gegenden auszudehnen, und schon im folgenden Jahre war er so weit damit

gekommen, daß das Haus der Gemeinen sich bewogen sah, sich über diesen Gegenstand Bericht von ihm erstatten zu lassen. Die Folge davon war, daß noch in derselben Parlamentssitzung zwey Bills passirten, wovon die eine: die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen, die andere aber die Unterstützung und Loslassung derjenigen zum Gegenstande hatte, welche, obwohl freygesprochen, dennoch, weil sie die Gefängnißgebühren nicht zu bezahlen vermogten, ihre Freyheit nicht erhalten konnten. — Bey dieser Gelegenheit genoß Howard die ausgezeichnete Ehre, für das, was er gethan hatte, eine öffentliche Dankbezeugung vom Unterhause zu erhalten.

Bey der Parlamentswahl im Jahre 1774 bemühte sich Howard, zum Repräsentanten des Städtchens Bedford gewählt zu werden, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, an der Ausführung seines großen Plans durch seine eigene Gegenwart im Parlamente mit desto größerem Nachdrucke zu arbeiten; wurde aber nicht gewählt. Inzwischen ließ er sich durch diesen fehlgeschlagenen Versuch in seinem Hauptplane nicht irre machen. Im Jahre 1775 machte er eine Reise durch Frankreich, Flandern, Holland und Deutschland; im folgenden Jahre wiederholte er diese Reise, und besuchte auch die Schweiz; und das Resultat seiner Reisen und mühsamen Untersuchungen legte er dem Publikum im Jahre 1777

in einem Werke vor, welches auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben ist *).

Aengstlich bemüht, der gesetzgebenden Macht die Nothwendigkeit einer weitern und wirksamern Verbesserung der Gefängnisse vor Augen zu legen, unternahm er eine dritte Reise durch die preußischen und österreichischen Staaten, welche er nachher auf Italien und auf einige schon vorher von ihm besuchten Länder ausdehnte, und im Jahre 1778 endigte. Auch die auf diesen Reisen gemachten Bemerkungen legte er dem Publikum im Jahre 1780 vor **), und besorgte auch noch in demselben Jahre die zweyte Ausgabe des State of the Prisons. Um seine Kenntnisse von diesem wichtigen Gegenstande noch mehr zu erweitern, besuchte er darauf nochmals Holland und einige Städte Deutschlands, nicht minder die Hauptstädte von Dänemark, Schweden, Rußland und

---

*) The state of the prisons in England and Wales, with preliminary observations, and an account of some foreign Prisons by John Howard, F. R. S. Warrington, 1774. 4. Ueber Gefängnisse und Zuchthäuser; ein Auszug aus dem Engl. des J. Howard, mit Zusätzen, Anmerkungen und Kupfer von G. L. W. Köster. Leipz. 1780. 8.

**) Appendix to the state of the Prisons in England and Wales, by J. Howard; containing a forther account of foreign prisons and hospitals, with additional remarks on the prisons of this country; Warrington 1780. 4.

Polen, und kehrte durch Frankreich, Flandern und Holland nach England zurück. Die im Jahre 1784 herausgekommene dritte Ausgabe des State of the Prisons enthält das Merkwürdigste auch von diesen Reisen.

Gefängnisse und Hospitäler waren auf allen diesen verschiedenen Reisen Howards der einzige Gegenstand seiner Untersuchungen, und durch keine Schwierigkeiten, keine Gefahren ließ er sich abschrekken, die möglichst=vollkommenste Belehrung hierüber sich zu verschaffen. Da er in Paris die Bastille zu sehen wünschte, aber wohl wußte, daß eine förmliche Nachsuchung um Erlaubniß dazu ihm zu nichts helfen würde, so ging er gerade auf das Thor derselben zu, klopfte stark an, und ging darauf unmittelbar weiter durch die Wache nach der Zugbrücke, vor dem Eingange des Kastels; indem er aber diese finstere Wohnung betrachtete, trat ein Officier heraus, und nöthigte ihn zurück zu gehen. So lange die Bastille steht, seit vierhundert Jahren, war Howard vielleicht der Einzige, der, diesen Ort zu verlassen, wider seinen Willen gezwungen werden mußte.

In Rom und Lissabon bemühete er sich vergeblich, die Gefängnisse der Inquisition sehen zu dürfen. Am erstern Orte betrachtete er das Aeußere des Gefängnisses mit so vieler Aufmerksamkeit, daß er schon hierdurch Verdacht zu erregen anfing; und

er konnte von diesem Gefängnisse weiter nichts erfahren, als daß der Pabst Pius V. es im Jahre 1569 habe erbauen lassen.

Zu Madrid war er in seinen Bemühungen glücklicher. Durch Verwendung des Grafen Campomanes erhielt er Zutritt bey dem Großinquisitor, und wurde von demselben in das Gerichts- oder Sessionszimmer geführt; aber irgend einen andern Theil des Gefängnisses konnte er nicht zu sehen bekommen. Auch zu Valladolid verschaffte ihm die Vermittlung des Grafen Campomanes Zutritt zu dem Inquisitionsgefängnisse, wo er von zwey Inquisitoren in Form empfangen wurde. Hier glückte es ihm so sehr, daß er auf Kosten seines Gefühls volle Gelegenheit bekam, seine Neugierde zu befriedigen. Man zeigte ihm unter andern das Gemälde von einem im Jahre 1667 gehaltenen Auto da Fe, wo sieben und neunzig Personen verbrannt wurden. Er sah gleichfalls das Gerichtszimmer, worin ein Altar befindlich ist, und eine in das Secretarienzimmer gehende, mit drey Schlössern versehene Thür, mit einer Ueberschrift, welche allen denen, die in dies Zimmer hinein zu gehen wagen würden, den großen Bann verkündiget. In zwey andern Zimmern befanden sich die Insignien der Inquisition; in einem folgenden verbotene Bücher, unter andern auch einige englische; und in noch einem andern eine Menge

von Kreuzen, Rosenkranzknöpfen und Gemälden. Man erlaubte ihm sogar, die geheime Treppe hinauf zu gehen, vermittelst welcher die Gefangenen in das Verhörzimmer gebracht werden. Diese Treppe führte zu einem Gange, an welchem sich verschiedene Thüren befanden; aber in keine derselben verstattete man ihm den Eintritt. Er erbot sich, sich einen Monat lang in diesem Gefängnisse einschließen zu lassen, um seine Neugierde völlig zu befriedigen; aber man sagte ihm: Niemand komme aus demselben unter drey Jahren heraus, und müsse alsdenn den Eid der Verschwiegenheit leisten.

Auch ohne Rang, Titel und glänzende Außenseite mußte ein Mann, der, wie Howard that, sein Leben einem so ehrenvollen Geschäfte widmete, allenthalben, auch bey Personen des höchsten Standes, diejenigen Beweise einer ausgezeichneten Achtung finden, die seinem persönlichen Charakter und Verdienste gebührten. Bey einem solchen Manne konnten selbst Fürsten die zufälligen, konventionellen Distinctionen der bürgerlichen Gesellschaft vergessen, und ohne sich einer Herablassung bewußt zu seyn, mit ihm umgehen. Howards Betragen gegen sie entfernte sich zwar nie von derjenigen Ehrerbietung, welche er ihrem Stande schuldig war; nie verließ ihn aber auch, zugleich in dem Umgange mit ihnen, die einem Manne von seinen Verdiensten um die

Welt, so wohl kleidende Simplicität und Offenheit, welche ihm sonst so eigen war. Einst fragte ihn der Prinz Heinrich von Preußen, warum er des Abends, nach gethaner Arbeit, nie einen öffentlichen Ort besuche? Das thue ich nie, antwortete Howard; ich finde mehr Freude in der Erfüllung meiner Pflicht, als in irgend einer Art von Vergnügungen. Als er einst bey dem Großherzoge von Toskana, nachmaligem Kaiser Leopold, zu Mittage speisen sollte, ließ er sich damit entschuldigen, daß er seinen Geschäften eine Zeit von drey Stunden nicht entziehen könne. Joseph der Zweyte wünschte, Howard bey seiner Anwesenheit in Wien zu sprechen, und dessen Meynung über die Hospitäler und Gefängnisse in seinen Ländern zu erfahren. Howard hatte keine Lust, sich der am kaiserlichen Hofe damals noch gebräuchlichen Etikette zu fügen, und zu knieen, wenn er dem Kaiser vorgestellt würde; er ließ sich also auf die höflichste Weise entschuldigen, weil er glaube, nur vor Gott allein die Knie beugen zu dürfen. Aber der Kaiser ging über dies Ceremoniel*) hinaus, empfing Howard in seinem Kabinette, reichte ihm die Hand, und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Howard sagte dem Kaiser freymüthig seine Meynung

---

*) Etwa sechs Wochen nach Howards Abreise von Wien, wurde dasselbe vom Kaiser ganz abgeschafft.

über die Wiener Gefängnisse und Hospitäler, mit welchen er nicht sehr zufrieden war. Besonders sprach er sehr wider einige Kerker in verschiedenen Gefängnissen der Stadt. Der Kaiser, dem dies nicht gefiel, fragte ihn, warum er seine Kerker tadle, da man doch in England die Missethäter bei Dutzenden hänge? Ich mögte auch lieber in England gehangen werden, als in einem von Ew. Majestät Kerkern leben, antwortete ihm Howard. Der Kaiser sagte nachher zu einem andern Engländer: En vérité, ce petit Anglois n'est pas flatteur.

Zu Konstantinopel wurde Howard mit vieler Achtung aufgenommen, und hier fand er Gelegenheit zu bemerken, daß unter manchen andern guten Eigenschaften der Türken, auch Dankbarkeit nicht fremd sey. Er war so glücklich gewesen, einen sehr reichen Türken von einer Krankheit zu heilen, und der dankbare Muselmann bot ihm dafür ein Geschenk von 2000 Zechinen, etwa 900 Pf. Sterl. oder 5400 Rthlr. an. Howard lehnte inzwischen dies Geschenk ab, und erbat sich von seinem Patienten bloß die Erlaubniß, aus dessen Garten zu Zeiten einige Trauben und Orangen zu seinem Frühstücke holen lassen zu dürfen, und erhielt darauf jeden Morgen einen Korb voll der ausgesuchtesten Früchte, die der Garten lieferte. — Er sah hier verschiedene Personen an der Pest sterben.

Howard hatte sich nunmehr eilf Jahre hindurch mit der Reform der Gefängnisse, sowohl in Rücksicht auf die Gesundheit, als Moralität, beschäftigt, und auf alle mögliche Weise das fürchterliche Kerkerfieber auszurotten sich bemüht, als er auf einen andern Gedanken kam, — den menschenfreundlichsten und wohlthätigsten, der vielleicht je in dem Kopfe eines Sterblichen entstehen konnte, — den Gedanken: dem Fortgange der verzehrenden Pest Einhalt zu thun. Der erste Gegenstand seiner Bemühungen mußte hierbey seyn, sich mit den Lazarethen oder Quarantainehäusern bekannt zu machen. Das vorzüglichste derselben war zu Marseille. Schwierigkeiten und Gefahren zeigten sich ihm hier in jeder Gestalt. Die außerordentliche Eifersucht der französischen Regierung in Absicht des Levantischen Handels, gestattete keinem Fremden den Eintritt in dies Lazareth. Da Howards Zweck mit Handel oder Staatssachen unmittelbar nichts zu thun hatte, so übernahm es ein Mann von angesehenem Stand und Amte, ihm beym französischen Hofe die Erlaubniß auszuwirken, dies Lazareth sehen zu dürfen; allein es wurde durchaus abgeschlagen. Howard ließ sich jedoch durch ein Hinderniß, das ihm so unbedeutend schien, in seinem Plane nicht aufhalten, zumal, da ihm das Lazareth zu Marseille so wichtig war. Er nahm den Charakter eines englischen Arztes

an, der zu seinem Vergnügen und seiner Gesundheit wegen reise, und ging gerade nach Marseille. Da er, wie vorhin erwähnt worden ist, in seinen jüngern Jahren nicht nur Medicin studirt, sondern auch nachher durch seine genaue Freundschaft mit verschiedenen der angesehensten Aerzte in England seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft sehr erweitert hatte, so war er im Stande, diesen angenommenen Charakter zu behaupten; auch konnte es ihm, da er überdies seine Kunst unentgeldlich ausübte, an Kranken nicht fehlen, die sich seiner Hülfe bedienten. Nach einem etwa neuntägigen Aufenthalte zu Marseille, erhielt er durch Hülfe einer guten Adresse, und durch das mächtigste aller Ueberredungsmittel, durch Geld, die Nachrichten, die er wünschte, und verschaffte sich sogar einen genauen Riß des Lazarethgebäudes selbst. — Hierauf besuchte er die Lazarethe zu Genua, Spezia, Livorno, Maltha u. s. w., und reisete nach Smyrna und Konstantinopel. Von hier kehrte er wieder nach Smyrna zurück, und entschloß sich, in einem mit keinem gehörigen Gesundheitspasse versehenen Schiffe sich nach Venedig einzuschiffen, um dadurch Gelegenheit zu bekommen, in dem dortigen Lazarethe die Quarantaine förmlich selbst auszuhalten. Nach einer langen und gefährlichen Reise von sechzig Tagen wurde er bey seiner Ankunft in ein Boot ausgesetzt, welches mit einer langen Stange

ans Ufer gestoßen wurde; sodann führte man ihn in seine Wohnung, welche in einem sehr schmutzigen Zimmer ohne Tisch, Stuhl und Bette bestand. Wie er sich über seine üble Lage beschwerte, wurde er einige Tage darauf in ein anderes Zimmer geführt, welches eben so ungesund war, wie das vorige. Sein Schlafzimmer hatte einen Fußboden von Ziegelerde, und er war fast vom Wasser umgeben.

Nach sechs Tagen wurde er abermals in ein anderes „verpestetes Zimmer“ *) gebracht. Die Eßlust verging ihm hier, und er glaubte in Gefahr eines langsamen Fiebers zu seyn. Inzwischen suchte er sich eine kleine Quantität Kalk zu verschaffen, ließ sein Zimmer weißen, erhielt auf diese Weise eine reine und gesunde Wohnung, und sah Gesundheit und Appetit bald wiederkehren. —

Auf der Reise von Smyrna nach Venedig entging Howard einer sehr nahen Lebensgefahr. Das Schiff, worauf er sich befand, wurde von einem Kaper von Tunis angegriffen, welcher jedoch nach einem hartnäckigen Gefechte gezwungen wurde, die Flucht zu nehmen. Er erfuhr nachher von dem Kapitain, daß derselbe entschlossen gewesen sey, eher das Schiff in die Luft fliegen zu lassen, als sich zu ergeben, und

---

*) A chamber saturated with infection, wie er es irgendwo nennet.

zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilet zu werden.

Nachdem Howard solchergestalt sich alle nur immer mögliche Belehrung über die Natur und Symptome der Pest, und über die Mittel, von welchen sich höchst wahrscheinlich ein glücklicher Erfolg in der Behandlung dieser fürchterlichen Krankheit erwarten lassen durfte, verschafft hatte, besuchte er noch einmal die meisten Gefängnisse in Europa, vorzüglich die englischen und irländischen, und theilte darauf das Resultat auf dieser seiner Reise dem Publikum mit *). Nicht zufrieden mit demjenigen, was er schon gethan hatte, kündigt er am Schlusse seines Werks: über die Quarantainehäuser, seine Absicht an, England noch einmal wieder zu verlassen, um Rußland, die Türkey und einige andere Reiche noch einmal zu besuchen, und selbst bis in die östlichen Theile der Erde seine Reisen zu erstrecken. „Ich „fühle wohl," sagt er, „was für Gefahren eine „solche Reise nothwendig begleiten müssen. Aber im „Vertrauen auf die Vorsehung, welche mich bisher „erhalten hat, unterwerfe ich mich ruhig und freu„dig der Fügung der nie irrenden Weisheit. Sollte „es Gott gefallen, während der Verfolgung meines „Zwecks meine Tage zu enden, so messe man mir

*) Account of the principal Lazareth's in Europe.

„nicht Unbesonnenheit oder Schwärmerey unredli-„cher Weise bey, sondern halte sich versichert, daß „eine auf die ernstlichste Ueberlegung gegründete Ue-„berzeugung, daß ich den Weg meiner Pflicht wandle, „und der aufrichtigste Wunsch, meinen Mitgeschöpfen „in größerm Maaße nützlich zu werden, als ichs in „den engern Gränzen eines eingezogenen Lebens „werden konnte, meine Entschlüsse und meine Hand-„lungen leiteten.“

Howards Hauptabsicht bey dieser abermaligen Reise war, mit dem in England so sehr geschätzten, und in bösartigen Fiebern häufig gebrauchten Doctor James's Powder auch bey der Pest einen Versuch zu machen, überzeugt, daß es auch in dieser Krankheit gleich wirksam seyn werde.

Kurz vor dem Antritte seiner Reise besuchte er noch einen seiner Freunde, und nahm mit Heiterkeit und frohem Muthe Abschied von ihm; doch äußerte er zugleich einige Besorgniß, daß er auf dieser Reise sein Leben enden werde; aber, setzte er hinzu, er sey ruhig und völlig gefaßt darauf. Wie sein Arzt in England ihm sagte, daß er vielleicht nicht lange mehr zu leben haben werde, antwortete er: Es ist gut, Gottes Wille ist auch der meinige.

Mit diesem festen Vertrauen auf die Vorsehung, trat er im Sommer 1789 seine neue Reise an, starb aber zu Cherson in der Krimm am 20. Januar

1790 in einem Alter von 63 Jahren als ein Opfer seines beyspiellosen Eifers für die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen. Er wurde, auf sein eigenes Verlangen, in dem Garten eines Landhauses in der Nachbarschaft, welches einem Franzosen gehörte, der ihm viele Höflichkeiten erwiesen hatte, begraben; und sein treuer Bedienter, sein beständiger Begleiter auf allen seinen Reisen, erwies ihm durch die Besorgung seines Begräbnisses den letzten Dienst.

Die Londner Hofzeitung vom 23. März kündigte seinen Tod auf eine solche Art an, wie vielleicht noch nie der Tod eines simpeln Privatmannes in derselben angekündigt seyn mag *). Verschiedene Geistliche in London feyerten sein Andenken durch besondere Predigten **), und mehrere, theils bey

*) Warschau den 6. März. Gestern erhielten wir hier die Nachricht von dem Tode des durch seine Reisen und Bemühungen zur Bewirkung einer Reform der Gefängnisse und Hospitäler in Europa so allgemein bekannten Howards. Er wurde ein Opfer seiner Menschenliebe, indem er zu Cherson eine an einem epidemischen Fieber krank liegende Dame, als Arzt, besuchte, von dieser Krankheit selbst befallen wurde, und nach zwölf Tagen sein Leben endigte. Der Fürst Potemkin, der seine Krankheit erfuhr, hatte ihm von Jassy aus seinen Arzt gesandt.

**) Ueber Apostelg. Cap. 10. V. 38.

seinem Leben, und theils nach seinem Tode erschienene Gedichte, stehen in verschiedenen Monatsschriften *).

Burke sagte in einer bey einer gewissen Veranlassung im Jahre 1780 gehaltenen Rede. „Ich „kann diesen Mann (Howard) nicht nennen, ohne „zu bemerken, daß seine Bemühungen und Schriften „sehr viel dazu beygetragen haben, die Augen und „Herzen der Menschen zu öffnen. Er hat ganz Eu„ropa durchreiset — nicht um kostbare Palläste zu „sehen, oder die Ruinen des Alterthums; nicht um „neuere Kunst zu bewundern, oder Schaumünzen „und Handschriften zu sammeln — sondern um in „die Tiefen der Kerker hinab zu steigen, sich in das „Gift der Hospitäler zu stürzen; die Wohnungen „des Jammers und des Verderbens zu besuchen; „den Umfang des Elends, der Unterdrückung und „Verachtung auszumessen; der Vergessenen zu ge„denken, der Versäumten sich anzunehmen, die „Verlassenen zu besuchen, und die Leiden aller Men„schen in allen Ländern gegen einander abzuwägen. „Sein Plan war original; eben so geistvoll und „kühn, als menschenfreundlich. Es war eine Ent„deckungsreise, eine Reise der Menschenfreundlich-

---

*) Z. E. Univers. Magaz. September 1780, May 1789, May 1790. Europ. Magaz. März 1790.

„keit. Mehr oder minder fühlt man schon in je„dem Lande die wohlthätigen Wirkungen seiner „menschenfreundlichen Bemühungen, und den letz„ten Lohn derselben wird er, hoffe ich, im voraus „dadurch einerndten, wenn er den großen Zweck, „den er sich vorgesetzt hatte, in allen seinen Wir„kungen in seinem Vaterlande realisirt sieht."

Im Jahre 1786 hatte man die Absicht, Howard ein Monument zu errichten, und eine zu dem Zwecke eröffnete Subscription stieg in wenig Monaten bis auf 1500 Pf. Sterling. Aber nichts konnte seinem Gefühle mehr entgegen seyn, als dies. Wie er es erfuhr, sagte er: „Habe ich denn nicht einen „einzigen Freund mehr in England, der dies Pro„jekt hintertreibt?"

Nach seiner Zurückkunft in England versicherte er mehr denn einmal: er würde nie wieder in sein Vaterland zurückgekehrt seyn, wenn jener Plan wäre ausgeführet worden. Auf einen Brief Howards an die Subscribenten *) wurde die Sache vorerst aufgegeben. Einige Subscribenten erhielten ihr Geld zurück; andere aber überließen es der Disposition einer Committee, welche, nachdem sie 200 Pf. Sterling davon zur Unterstützung von 55 armen Gefangenen in London verwendet hatte, den Rest von 750

*) Univerf. Magaz. Febr. 1787.

Pf. Sterling noch in Händen behielt, und denselben dazu verwendet hat, dem Menschenfreunde Howard, nunmehr nach seinem Tode, ein Monument zu errichten. —

Howard hinterließ einen einzigen Sohn, der aber das Unglück hatte, wahnsinnig zu seyn. Man hat gesagt, er habe durch übertriebene Strenge bei der Erziehung seinen Sohn zu diesem unglücklichen Zustande gebracht. Von andern aber ist diese Beschuldigung aus den besten Quellen widersprochen, und solche, selbst von den Urhebern derselben, nachher wieder zurückgenommen worden. Auffallend ist es dabei, daß gerade diejenigen, welche das ungereimte Projekt, ihm noch bei seinem Leben ein Monument zu errichten, mit dem größten Eifer durchzusetzen suchten, nach seinem Tode die ersten waren, welche sich's angelegen seyn ließen, in öffentlichen über ihn erschienenen Schriften seinen moralischen Charakter zu lästern.

Er lebte äußerst mäßig. Im 62sten Jahre seines Lebens hatte er seit vielen Jahren keine animalische Speisen zu sich genommen, und seit 30 Jahren keinen Wein gekostet. Seine Speise bestand den ganzen Tag über in zwey Penneybrodten, mit etwas Butter, oder Backwerk, einer Pinte Milch und fünf bis sechs Schalen Thee, nebst einem gebrate=

nen Apfel des Abends beim Schlafengehen. Während der Zeit, daß er zu Warrington den Druck seiner Abhandlung über Lazarethe besorgte, stand er, mitten im Winter jeden Morgen, um drey Uhr auf, so wie er überhaupt gewöhnlich früh aufzustehen, und früh sich zu Bette zu legen pflegte. Vom Thee glaubte er, daß er die Lebensgeister erhebe, und führte denselben auf seinen Reisen beständig bey sich.

Er schien zu glauben, daß er von der Vorsehung in seinen Unternehmungen besonders begünstiget und unterstützt werde, und ließ sich weder durch Vergnügungen, noch durch irgend eine andere Beschäftigung, in seinem Hauptzwecke stöhren. Von Empfehlungsschreiben machte er auf seinen Reisen selten Gebrauch, und behauptete, daß er in seinen Nachforschungen glücklicher sey, wenn er sich selbst überlassen bliebe. Er rechnete, daß seine letzte Reise drey Jahre erfordern werde, und hatte die Absicht, während dieser Zeit zweymal Großcahiro, das vermeintliche Vaterland der Pest — zu besuchen; sich dort eine beträchtliche Zeit über aufzuhalten, und sodann eine Reise nach der Krimm, Konstantinopel und der Barbarey zu machen. Er hatte nicht Lust, über die Pest etwas zu lesen, und antwortete einem, der ihm eine französische Abhandlung über die Krankheit mitgetheilt hatte: „ich lese sehr we-

nig über die Pest, da ich meine Schlüsse aus eigener genauer Beobachtung dieser Krankheit, und nicht aus den Theorien solcher Aerzte, die nie einen Pestkranken sahen, zu ziehen gedenke; und überhaupt ist meine Meynung über diese Krankheit ganz verschieden von allen dem, was ich bisher darüber in Büchern gefunden habe.“

Neben der Verfolgung seines Hauptzwecks war er auch aufmerksam auf die Policeyanstalten der Länder und Orte, die er sah. So hatte er sich's z. B. zur Regel gemacht, in jeder Stadt, wo er sich aufhielt, am Abend von verschiedenen Bäckern selbst einige Brodte zu kaufen, und ihr Gewicht gegeneinander zu vergleichen. Von der berlinischen Policey sprach er mit großem Lobe, und versicherte, daß er besonders das Gewicht des Brodts an diesem Orte richtiger, und durchgängig übereinkommender gefunden habe, als in irgend einer andern großen Stadt, die er je gesehen habe. Aus Florenz brachte er ein Exemplar des neuen toscanischen peinlichen Gesetzbuchs mit, übersetzte dasselbe ins Englische, und schenkte das Mannskript im Jahre 1789 seinen Freunden. Sein Geist war sich immer gleich, immer froh und heiter, und er versicherte, daß er dies allein seiner ausserordentlichen Mäßigkeit zu verdanken habe.

Juliane Francisca von Buchwald.

Niemand hat von dieser ehrwürdigen Frau ein treffenderes Bild entworfen, als der erhabne Prälat, dessen Feder wir schon so manche interessante Schrift verdanken. Er zeichnete diesen Abriß des herrlichsten weiblichen Charakters in französischer Sprache, wovon ich hier die Uebersetzung liefre und damit die von einem andern Verfasser *) entworfne treffliche Lebensbeschreibung und Charakterschilderung der Verewigten verbinde.

Man preist, sagt der Herr Coadjutor von Dalberg, die Eroberer, und vergißt oft die liebenswürdigen Tugenden, die das Glück der Personen, die sie besitzen, so wie das Glück derer sind, die in ihrem Umgange leben. Ein schöner Diamant ist deswegen nicht minder ein Meisterstück der Na-

*) In der Schrift: Zum Andenken der Frau von Buchwald von Fr. W. Gotter. Gotha, 1790

kur, wenn er gleich nicht in einer Krone gefaßt ist, und was verdient wohl mehr Anspruch auf die Huldigung der Sterblichen zu machen, als eine unverrückte Folge von Tugenden und ein Leben, das der Wohlthätigkeit nie müde wurde?

Ich gestehe, daß Ruf das Verdienst um nichts erhebt, daß die verborgenen Tugenden eben die sind, welche oft am meisten zur Glückseligkeit beitragen: und doch sind die Beispiele von den hervorstechenden Eigenschaften einer Bürgerinn des Staats, und das Muster seltener Liebenswürdigkeit, so aufmunternd für die Jugend, und sollten nicht für die Menschheit verlohren gehen. Bei einem sichern Geschmacke, kultivirten Geiste, und glänzenden Talenten für die schönen Wissenschaften, zog Frau von Buchwald stets ihre wohlthuende Geschäftigkeit dem Schimmer des Berühmtseyns vor. Wird sie's mir verzeihen, wenn ich einige Blumen auf den Altar streue, den sie sich in dem Herzen so mancher Biedern errichtet hat? Aber ist es denn Sitte, höre ich ihre Bescheidenheit mir einwerfen, die Apotheose der Lebenden zu schreiben? Wäre ich beredt, wie Plinius, schriebe ich von einem guten Fürsten und nicht von einem Frauenzimmer, das vielleicht der Bewunderung eben so würdig ist: so würde ich das Exempel jenes Römers anführen; aber so führe ich

hier nur meine Empfindungen an. Wer Frau von Buchwald kennt, wird es mir Dank wissen, und wer sie nicht kennt, wird erfreut seyn, sie kennen zu lernen.

Sie verbindet die Lebhaftigkeit des Geistes, die Wärme des Gefühls, die Energie des Charakters, mit Leidenschaft für Tugend und Wahrheit. Ihr Geist war nie jung und altert nicht, weil bey ihr das Feuer des Genies die Erfahrung ersetzte, und das Eis des Alters es nicht zu dämpfen vermogte. Sie sinnt bloß darauf, Glückliche zu machen. Ihre Seele kennt in den Tugenden nur ihre natürliche Art zu seyn, und Verführung hatte nie Reitz für sie. Nachsichtig gegen andre, streng gegen sich selbst, ist sie die Trösterinn derer, die sie kennen. Sie hat ihr Leben an Höfen verlebt, und behauptet die schlichte Geradheit ihres Charakters. Sie ist voll witziger Einfälle, aber nie entschlüpfte ein beissender Zug, oder eine Unbedachtsamkeit ihrer so großen Lebhaftigkeit. In der Freundschaft, selbst weit jenseits des Grabes beständig, ist ihrer Seele noch alles theuer, was der verstorbenen Herzoginn von Gotha theuer war. Sie ist empfindlich für kleine Aufmerksamkeiten, und bezahlt sie durch feine und wohl combinirte Behandlungen.

Die Leiden liegen schwer auf ihr, aber sie setzt ihnen eine seltene Standhaftigkeit entgegen. Mit

dem ersten Augenblicke ihres Erwachens beschäftigt sie sich mit Wohlthun; nichts übertrifft ihren Eifer darinn, als die Sorge, es zu verhehlen. Sie ist die Bewahrerinn der Geheimnisse von gar vielen Personen, allein bei aller ihrer natürlichen Offenherzigkeit, und bei allem Feuer ihrer Gespräche, entwischt nichts, was jemand compromittiren könnte. Ihr findet in ihr, in der Traurigkeit eine Trösterinn, in der Verlegenheit einen Rath und eine Stütze, in müssigen Stunden eine treffliche Gesellschafterinn, und in jeder Lage eine zuverlässige Freundinn.

Man bewundert an ihr, was die schönen Geister an den Aspasien und Ninon's gerühmt haben; allein ihre Fehler hat sie sich nicht vorzuwerfen. Ich habe die Geofrin's, die L'Espinaße gekannt, sie verdienten die Verehrung, die man ihnen zollte; aber ich wünschte, daß die Diderot's, die d'Alambert's, die Frau von Buchwald gekannt hätten! Die Annehmlichkeiten ihres Umgangs vermag man nur zu fühlen, nicht zu schildern. Sie erzählt mit Feuer und weiß ein lebhaftes Interesse über Alles zu verbreiten, was sie sagt: aber man müßte die Grazie ihres Geistes besitzen, um eine Idee von ihrer Unterhaltung geben zu können.

Selbst der Eintritt in das Zimmer, das sie bewohnt, ist interessant. Ihr findet's mit Bildnissen,

mit Souvenirs, mit Dingen geschmückt, die ihr werth sind; ihr erblickt Frau von Buchwald in einem Kreise von Personen, die sie wie ihre Mutter lieben. Ihr trefft bei ihr jenen Geschmack an Sauberkeit, jene ungesuchte Eleganz an, die gewissermassen das Bild der Reinigkeit ihrer Seele ist: ihr seht sie mit nichts anderm beschäftigt, als was den Personen, die sie umgeben, behaglich sein und gefallen kann. Man fühlt sich glücklich in ihrer Gesellschaft; ihre Tugenden sind liebenswürdig: lachende und mannichfaltige Ideen folgen sich hier einander; ihr glaubt bloße Ausbrüche des Witzes zu hören, und es ist Vernunft und Empfindung, was aus ihr spricht. Sie scheint den Schlüssel zum Herzen zu haben, und ihr denkt laut mit ihr. Sie weiß das Talent eines jeden ins Licht zu setzen, und jeder findet sich witzig in ihrer Unterhaltung.

So werden in diesem Zirkel die Stunden zu Augenblicken. Sonder Appretur, sonder Prätension, entstehn ihre neue Gedanken aus sich selbst. Es sey mir erlaubt, mich hier eines Gleichnisses zu bedienen. Euer Geist dünkt sich bei ihr in jene englischen Gärten versetzt, wo die Reichthümer der Natur und Künste auf einander, ohne Verschwendung und langweilige Wiederholung, folgen. —

Aber, bedürft ihr eines Raths? — dann seht ihr ihren tiefdenkenden, weitumfassenden Geist den

Gegenstand unter jedem Gesichtspunkte wägen: sie setzt sich in eure Lage, theilt eure Leiden, tröstet eure Betrübniß, entschuldigt eure Schwächen, und flößt euch den Muth ein, sie zu besiegen. Es ist eine von den Süßigkeiten der Freundschaft, sein Herz bei ihr auszuschütten. Man wähnt sich einem andern Ich anzuvertrauen, das aber noch nachsichtiger und von einem weit sichrern Rathe ist, als unser eignes Ich. Kommt es aber darauf an, zwischen Wahrheiten und gemächlicher Nachgiebigkeit zu wählen? dann seht ihr diese, sonst so sanfte Seele sich mit Muth und Energie wappnen, und das erhabne Vorrecht eines Wesens behaupten, das weder Flecken noch Schwachheiten jemals erniedrigten. Dann wird ihr Blick feuriger, ihre Stimme stärker; ihre edle Festigkeit erwecket Ehrfurcht; sie ist ganz Seele.

Das sind die Züge dieses Charakters, der seit so vielen Jahren das Glück und den Reitz ihrer Freunde ausmacht. Durch sie blühten manche Talente auf; durch sie keimen gar viele Tugenden; in der Krisis der Leidenschaften, die gleich so vielen verderblichen Abgründen die Pfade des Lebens umringen, ist sie der Schutzgeist, der sie mit hülfreicher Hand leitet. Es ist süß, der viel schuldig seyn, die man liebt. Beide Geschlechter und die allerverschiedensten Alter, Stände und Menschen,

befinden sich in ihrer Gegenwart nach Wunsch. Sie spielt mit den Kindern, tändelt mit der Jugend, ist vertraulich mit den Damen, prüft mit dem Staatsmanne und Denker, und glänzt mit dem schönen Geiste, ohne die mindeste Prätension dabei zu verrathen. Sie stimmt sich zu jenen kleinen, liebenswürdigen Thorheiten, die einem im Fluge einer flüchtigen Unterhaltung entwischen. Sie lacht mit dem Lachen der Freude, und wirft den Schleier der Grazien über jene unschuldigen Bitterkeiten, die für den Witz das sind, was der Dorn der Rose ist. Ihre Tugenden, ihr Charakter wissen alles zu veredlen, alles zu läutern; denn sie drückt das Gepräge der Güte, der Wahrheit, Allem auf, was sie sagt, was sie thut. Sie ist mittheilend, liebevoll, und diese so sanfte, liebevolle Stimmung ist eine Art von Atmosphäre, die man in ihrem Umgange athmet. Wahrhaftig, jener große Mann hatte Recht, der die Frau von Buchwald die Oberhofmeisterinn der Herzen nannte.

Der Schwung ihrer Seele kennt keine andern Gränzen, als Wahrheit. Oft hat sie sich mit mir von ihrem Tode mit der Standhaftigkeit einer großen Seele unterhalten. Mehr als einmal, wenn ich bei ihr war, überraschte mich ein Zauber; ich liebte sie wie ein Wesen, das für mein Herz, weit über die andern erhaben war: sie schien mir von ei-

nem himmlischen, reinen Feuer belebt, wovon ich mir den Begriff erst seit ihrer Bekanntschaft machen konnte. Ich berufe mich hierinn auf ihre Freunde, und bin überzeugt, daß sie oft eben dieses empfunden haben. Dies ist vielleicht das Lebhafteste, was die Freundschaft fühlen lassen kann, und wer wäre vermögend, es mehr einzuflößen, als sie?

Ich wünschte die Sammlung ihrer Briefe zu besitzen: man kann sie den Briefen der Frau von Sevigne an die Seite stellen. Sie haben eben so viel Grazie und mehr Feuer, mehr Philosophie. Frau von Buchwald würde ihren Zeitgenossen und den Denkern jedes Zeitalters ein sehr liebes Geschenk machen, wenn sie ihre Mémoires schreiben wollte. Sie war die Freundinn vieler großen Männer und vieler Personen von seltenen Verdiensten; sie war die Zeuginn einer sechszigjährigen Reihe von Begebenheiten; sie besitzt ein Gedächtniß, das nichts vergessen hat, einen Geist, der alles ergründete, ein Gefühl, das alles wahrnahm. Allein sie hat von jeher alle litterarische Lorbeern geflohn. Sie fürchtet (ohne Zweifel zu sehr) von Gegenständen abgewendet zu werden, die ihr werth sind. Sie hat unverrückt ihre Pflichten mit einem thätigen und erleuchteten Eifer erfüllt. Der hohe Flug ihres Genies schätzt die Sorgen ihres Standes und Amtes nicht gering, und nichts dünkt ihr klein, was

dahin einschlägt. Die Erhabenheit ihres Geistes macht sie nicht vergessen, daß Bescheidenheit und Anmuth Eigenschaften sind, welche ihr Geschlecht charakterisiren. Und unter ihrem liebenswürdigen Aeußerlichen verbirgt sie die ausgebildeten Kenntnisse, die tiefen Einsichten, die sich ihre, auf Wahrheiten begierige, Seele erworben hat. — Dies Verdienst, ihre Obliegenheit zu erfüllen, und diese Klugheit sind es, die ihr eine allgemeine Hochachtung versichern, sie über die Jalousie und Lächerlichkeiten gelehrter Frauenzimmer erhoben haben, und vor jenen Auswüchsen schützten, wovon Talente so selten rein sind. Wunderbar! selbst in ihren Tugenden hat sie eine richtige Mäßigung zu beobachten gewußt. So mildthätig und großmüthig sie ist, so hält sie doch Ordnung in ihren Angelegenheiten, weil Verschwendung sich selbst der Mittel beraubt, Gutes zu thun. Die Quelle ihrer Empfindungen ist ehrwürdig, man muß sie vom höchsten Wesen sprechen hören. Er, der Urstoff der Liebe und Wahrheit, Quelle der Schönheit und Glückseligkeit, wird von ihrer liebenden und wahren Seele mit jener himmlischen Liebe geliebt, die sich besser fühlen, als ausdrücken läßt. Sie thut noch mehr, sie macht sich ihm durch ihre Handlungen gefällig.

Aber ich lege meinen Pinsel nieder. Ich bemerke Nüancen an diesem Charakter, deren Schön-

heit ich fühle, aber die Farben fehlen mir. Dürfte ich einen Wunsch wagen, so wäre es der, daß die Zeugen ihrer Tugenden, ihre Freunde, ihre Kinder, mein Gemälde, das so weit unter seinem Gegenstande steht, noch einmal retuschiren mögten. Wahr ist's, ein Portrait ist kälter als ein historisches Gemälde, das weit belebter und ihrer würdiger seyn würde. O mögte ich dies Gemälde entwerfen, und das Andenken jener Züge des Wohlthuns erhalten können! Es wäre so interessant, die Entwickelungen dieser Seele zu verfolgen, und sie in den verschiedenen Lagen des Lebens den Hindernissen überlegen, und immer sich gleichseyend, zu erblicken.

Dies Gemälde würde eine sehr schöne Lehre für die Jugend in jenen Augenblicken abgeben, wo das Verlangen zu gefallen, in ihrem jungen Herzen aufkeimt. Sie würde sehn, daß Liebenswürdigkeit und Reitze des Umgang's von jedem Alter sind! daß Frau von Buchwald unaufhörlich von einer Menge interessanter Personen verehrt wurde und daß die Grazien allem, was sie sagt, ihre Reitze leihen, weil sie natürlich ist. Frau von Buchwald wird hoch geachtet, weil ihre Seele hell wie Wasser, und ihr Charakter beständig ist. Liebenswürdige Jugend! reitzendes Geschlecht! warum mangeln mir der Pinsel eines Fenelon, eines Racine, und die nöthigen Kenntnisse, um euch die Erziehung zu schil-

dern, die Frau von Buchwald sich ohne Zweifel gab. Ich wollte euch sonst den Weg zeichnen, der sie zu dieser köstlichen und so neidenswerthen Existenz führte. Es ist wahr, die Talente sind nicht gleich vertheilt, aber mögten unsre liebenswürdigen und jungen Damen nur natürlich und wahr seyn, eine lautre Seele behalten, und die Tugend lieben! Sie würden dann der Frau von Buchwald so ähnlich werden, als ihre Seelenkräfte es ihnen verstatten. Und welche Aufforderung dazu! Frau von Buchwald ist sehr glücklich, weil sie in den Falten ihres Herzens nicht einen Vorwurf findet, weil sie über die Leidenschaften und Kleinheiten der Eitelkeit erhaben ist; weil ihre empfindliche Theilnahme an den Leiden ihrer Freunde von einer Wollust begleitet wird, die von tugendhaften Empfindungen stets unzertrennlich ist: und kurz, weil sie sich mit dem süssen Vergnügen nährt, wohl zu thun; ein Vergnügen, das man nie überdrüssig wird. Ihr auserlesenes Gefühl am Guten und Schönen in der Natur und in den Künsten, verschafft ihr tausend angenehme Genüsse. Gegenstände, die man mit Lebhaftigkeit fühlt, die eine schimmernde Einbildungskraft kolorirt, und die man mit Richtigkeit und unter allen ihren Gesichtspunkten faßt, haben einen Reitz, wovon sich der gemeine Haufe der Menschen keinen Begriff, als in jenen seligen und flüchtigen

Augenblicken machen kann, wo die Seele in ihrer größten Aktivität ist.

Wir wollen den Himmel anflehn, daß er sie uns erhalte. Mit einer heiligen Ehrfurcht, aber mit einer Art Schauer, reise ich bei Siebeleben vorüber. Hier hat sie sich ihr Grab bauen lassen. Niemand wird sie ersetzen können. Ein sehr großer Mann sagte, daß Jahrhunderte hingehen würden, ehe die Natur wieder eine solche Frau hervorbringt, und große Seelen wissen sich wechselsweise ihren Werth zu bestimmen. Der Gedanke ist traurig, daß einst eine Zeit kommen wird, wo Frau von Buchwald nicht mehr ist. Wir sind ihre Kinder, ihre Freunde, sie ist uns theuer; sie hat ihr Daseyn unsrer Glückseligkeit gewidmet. Laßt uns, die wir sie lieben, laßt uns das Wesen der Wesen anrufen, das einen Gefallen daran fand, in dieser Seele diese Tugenden, diese Vollkommenheiten zu vereinigen, die man bei andern Menschen nur isolirt antrifft: mögte Er, die nie versiegende Quelle unsers Seyns, mögte Er sein wunderbares Werk erhalten, sie unsern Wünschen erhalten, sie jene Glückseligkeit schmecken lassen, die sie über uns und so viele Unglückliche verbreitete, und alle Leiden von ihr entfernen! — — Ein schöner Abend folge auf den schönen Tag, und erst nach vielen Jahren schlummre sie in den Schooß des Ewigen hinüber, aus dem

aus dem sie kam, um in ihm wieder aufzuleben!

So weit der Herr von Dalberg. Jetzt einige Züge aus der vortrefflichen Schilderung, wie sie uns Gotter von dieser würdigen Frau nach ihrem Tode entworfen hat.

Juliane, Francisca Freyin von Neuenstein, war die älteste Tochter von Philipp Jacob Freyherrn von Neuenstein, — ein im Canton Ortenau im Elsasse einheimisches Geschlecht — und Jeanne Marguerite de Moysen de la Rochelogerie, wie der Name anzeigt, französischer Abkunft. Sie wurde den 7ten October 1707 zu Paris gebohren, wo ihr Vater damals in Diensten des Duc de Bouillon bei der Jägerey stand, ihre Mutter aber die Stelle einer Hofdame bei der Herzoginn von Orleans bekleidete. Schon in ihrem vierten Jahre zog sie mit ihren Eltern nach Stuttgard, wo ihr Vater Oberjägermeister der Parforcejagd wurde. Ihre Mutter übernahm allein ihre Bildung, und unterzog sich so gar dem Unterrichte in der Religion, Moral, Historie, Geographie und Heraldik. Nur für Sprachen, Schreiben, Zeichnen, Tanzen, Musik rc. bediente sie sich fremder Beihülfe. Diese Probe ihrer nicht gemeinen Eigenschaften machte sie des Postens einer Oberhofmeisterinn der Prinzessin Louise Friederike von Würtemberg, letzt

verstorbenen Herzoginn von Mecklenburg, den sie in der Folge erhielt, überaus würdig. —

Vor den Verführungen des Hofes zum Leichtsinn, zur Eitelkeit und Falschheit, denen die junge Freyin von Neuenstein, da sie in der Residenz und als Spielgenoßin der Fürstlichen Kinder erzogen wurde, so sehr ausgesetzt war, bewahrten sie außer der vortreflichen Anleitung, welche sie erhielt, theils ihr heller Verstand, theils das natürliche Wohlwollen ihres Herzens. Alles, was sie vom Hofe entlehnte, war, jenes Talent, Mienen und Worte in der Gewalt zu haben, Neigungen und Geschmack den Umständen unterzuordnen, und sich unerschrocken aus Verlegenheiten zu ziehen, wo den Neuling die Fassung verläßt; jener schärfere Sinn für Schicklichkeit, der den Umgang mit der großen Welt so anziehend macht; jene beneidenswürdige Gabe, überall die Langeweile wegzuzaubern, das Vergnügen im Fluge zu haschen, und aus Nichts einen Stoff zur Unterhaltung zu weben.

Im Jahre 1724 kam als sie als Hofdame nach Coburg zur verwittweten Herzogin Elisabeth Sophie von Meiningen. Hier entstand die Bekanntschaft mit der Prinzeßin L o u i s e Dorothee, Stieftochter der Herzogin, und bald unter beiden eine Freundschaft, deren Lebhaftigkeit an Schwärmerey gränzte, ohne in Uebertreibung zu fallen. Als die junge Für-

stin bald darauf nach Gotha verheyrathet wurde, hielt sie so sehnlich bey ihrer Mutter an, daß diese es ihr nicht abschlagen konnte, sie ihre Freundin mit sich nehmen zu lassen. Unter Beiden herrschte fortdaurend ein beständiger Streit von Edelmuth und Delikatesse. Ihre Vertraulichkeit fand eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung in ihrer gemeinschaftlichen Neigung zu den Wissenschaften. Sie wagten sich sogar unter Wolfs Anführung, über dessen Schriften sich die junge Fürstin Vorlesungen halten ließ, ins Feld der spekulativen Philosophie. Hamberger mußte sich eine Zeitlang am dortigen Hofe aufhalten, um der Herzogin die wichtigsten physikalischen Experimente zu zeigen.

Unter einer so aufgeklärten Fürstin, und einer so geistvollen Hofdame, ward bald der Gothaische Hof zur höchsten Eleganz, und zum vertrauten Wohnsitze freyer Künste, dem auch Auswärtige ihre Hochachtung nicht versagen konnten, umgewandelt. — —

Im Jahre 1739 verheyrathete sie sich mit dem Oberhofmeister, Schack Hermann von Buchwald, und hatte zugleich das Vergnügen, ihren Platz am Hofe einer geliebten Schwester, die bereits seit einigen Jahren in ihrer Nähe lebte, abzutreten. Aber die Herzogin konnte sich nicht von ihrer angenehmsten Gesellschafterin trennen. Sie behielt die

Wohnung im Schlosse, und nicht lange nachher wurde sie zur Würde einer wirklichen Oberhofmeisterin, ihr Gemahl aber ins Herzogliche Ministerium erhoben. Die reinste Hochschätzung und Liebe hatten dieses Ehebündniß gestiftet, und erhielten die Glückseligkeit desselben ununterbrochen. Die einzige Frucht desselben war eine Tochter, Namens Louise. Mit diesem Geschenke des Himmels erreichte die Glückseligkeit der Verstorbenen ihren höchsten Gipfel. Aufs neue verband sie sich mit ihrer Freundin, der seit einigen Jahren auch diese große Angelegenheit oblag, sich das schwere Geschäfte der Erziehung durch Mittheilung ihrer gegenseitigen Beobachtungen und Erfahrungen zu erleichtern.

Im Jahre 1749 verlor die Frau von Buchwald ihre ehrwürdige Mutter, die zu Schwerin, wohin sie ihrer Herzogin gefolgt war, ihre hoch angestiegenen Tage beschloß. Aber so wehe auch jene Nachricht ihrem kindlichen Herzen that, so viel Gründe der Beruhigung und des Dankes gegen die Vorsehung fand sie in ihrer gegenwärtigen Lage. Den ersten empfindlichen Stoß erlitt ihre Zufriedenheit durch den im Jahr 1761 erfolgten Tod ihres Gemahls. Diese Begebenheit war gleichsam das Vorspiel der harten Prüfungen, die sich ihr näherten. Ihre geliebte Tochter, welche durch ihren Verstand und ihr Herz der sorgfältigen mütterlichen Erziehung so viele

Ehre machte, stand damals in der Blüthe ihres Lebens. Im sechszehnten Jahre war sie schon Hofdame, und nicht lange darauf, 1762, führte die Liebe sie in die Arme eines eben so edlen, als geistreichen Mannes, des Herrn Reichsgrafen von Werthern, damals Oberhofmeister zu Gotha, nachherigen Königl. Preußischen Staatsministers. Aber kaum hatte die junge Gattin ein Jahr lang die Freuden ihres neuen Standes geschmeckt, als sie den 3. Jenner 1764 starb.

Die Ursache ihres Todes war ein verschluckter Knochen, den sie am neunzehnten Tage unter heftigem Blutbrechen wieder von sich gab. Die Frau von Buchwald war eben unpäßlich, und man hatte ihr nicht erlauben wollen, ihre Tochter zu besuchen. Gegen die Nacht aber vermogte kein Zureden mehr die Unruhe ihres Herzens zu überwältigen. Sie verlangt eine Sänfte, und läßt sich hintragen. Auf der Treppe begegnet sie einem Bedienten, sie frägt nach dem Zustande der Kranken; der Mensch erschrickt und verstummt. „Sie ist todt! Mein Herz sagt es mir: sie ist todt!" Mit diesen Worten eilt sie ins Zimmer. Die Anwesenden wollen sie zurückhalten; sie dringt zum Bette der Verschiedenen, ergreift ihre kalte Hand, drückt sie an ihr Herz, sinkt auf ihre Kniee, und ruft im feyerlichsten Tone: „Der Herr hat dich gegeben; der Herr hat dich genommen;

der Name des Herrn sey gelobet!“ Dann erhebt sie sich, geht ins Nebenzimmer, wirft sich auf den Sopha, und betet leise. Niemand hat den Muth, sich ihr zu nähern. Endlich beschwört man sie, an ihre Erhaltung zu denken, und sich in das Schloß zurückbringen zu lassen. Sie giebt nach, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne eine Sylbe zu reden. Die Nacht war schrecklich. Am andern Morgen erscheint die Herzogin: Thränen ersticken ihre Worte; sie setzt sich an ihr Bette, und schluchzt laut. Dieser Anblick erleichtert das beklemmte Mutterherz; sie weinen gemeinschaftlich. Ein Gleiches geschieht beym zweyten Besuche. Erst am folgenden Tage versucht es die weise Menschenkennerin, — nicht der Leidenden Trostgründe aufzudringen, — sondern nur ihre Phantasie unmerklich auf andere Gegenstände zu lenken.

Vor wenigen Jahren hatte die verewigte Frau von Buchwald (1756, beym Ableben des Erbprinzen Friedrich, der, nach seiner Zurückkunft von Reisen, im 18ten Jahre seines Alters starb) die Mutterthränen ihrer hohen Freundin getrocknet. Jetzt erwiederte ihr die theilnehmende Fürstin mit der rührendsten Sorgfalt diesen traurigen Dienst. Ihr erschöpfter Körper schien ihr eine nahe Wiedervereinigung mit der Verlornen anzukündigen; und gern nährte sie einen Gedanken, der allein vermögend

war, ihren nagenden Kummer in sanfte Schwermuth einzuwiegen. —

Hätte sie es sich damals sagen sollen, daß sie aufbehalten wäre, auch ihre großmüthige Tröſterin zu beweinen! Ach! sie verschloß die Augen gegen die langsamen Vorboten dieses neuen Unfalls! Sie allein hoffte noch, als schon alle verzweifelten. Den 22. Oktober 1767 wurde Louise Dorothee der Welt entrissen. — Wer ein Herz hat, denke sich die gränzenlose Wehmuth der Frau von Buchwald.

Ereignisse dieser Art sind es, die an Höfen oft den Fall der Lebenden nach sich ziehen. Um so herrlicher aber ist bey einem solchen Wechsel der unbestrittene Triumph des wahren Verdienstes. Der traurende Herzog ehrte in ihr ein theures Vermächtniß, schloß sich fester an sie, deren Sinnesähnlichkeit mit der Verewigten seinen Schmerz täuschte, und wußte der jungen Erbprinzeßin keine bewährtere Führerin zuzugesellen, als die treue Freundin seiner unvergeßlichen Gemahlin. — Unter der neuen Regierung (seit 1772) nicht weniger geschätzt, genoß sie länger, als ein halbes Jahrhundert, in dem Hause, dem sie von ganzer Seele ergeben war, den unveränderlichsten Beifall, die lebhafteste Erkenntlichkeit, und eine so entschiedene Achtung, daß man sich ihres Rathes, selbst bey wichtigen Angelegenheiten, mit der herzlichsten Zuversicht bediente. Sie hieß und

war die Mutter des Hofes. Nach dem Beyspiele der Herrschaft, baten es sich ihre Freunde, und selbst durchreisende Fremde von Stande, zur Gunst von ihr aus, sie Mutter nennen zu dürfen.

Große Verdienste erwarb sie sich um den Hof und die Stadt, während des siebenjährigen Krieges, an der Seite ihrer Herzogin, durch ihre Feinheit, Klugheit, Weltkenntniß und Besonnenheit im Betragen gegen die Befehlshaber der verschiedenen Truppen, die Gotha abwechselnd besetzt hielten, von denen manche noch lange nach dem Kriege mit ihr Briefe wechselten.

Friedrich der Große hatte schon seit seinen jüngern Jahren, da er sie verschiedentlich sahe, eine vortheilhafte Meynung von ihr gehegt: bey Gelegenheit der zwey Besuche aber, die er 1757 und 1762 dem Gothaischen Hofe gab, befestigte sich diese Meynung in seinem Herzen, und stieg zum ausgezeichnetsten Wohlwollen. Noch das Jahr vor seinem Tode war sie so glücklich, die letzte Versicherung seines Andenkens aus dem Munde seines königlichen Bruders zu erhalten. Es läßt sich aber auch keine enthusiastischere Verehrung denken, als die ihrige für Friedrich den Großen. Sein Bild erfüllte ihre ganze Seele; seine Thaten schwebten unaufhörlich auf ihren Lippen; wenn sie auf sein Herz zu sprechen kam, so wurde ihre Rede Begeisterung. Wie

viel herrliche Züge der Gerechtigkeit und Großmuth wußte sie nicht von ihm! und wie glücklich machte sie jeder neue Beytrag! Als er aufhörte, zu seyn, vergoß sie zum letztenmal heiße Thränen, und seine nachgelassenen Werke waren das letzte Labsal, das ihr Geist mit vollem Bewußtseyn in sich sog. Auch die vertrauteste Freundin Friedrichs, die verewigte Landgräfin Caroline von Darmstadt, war ihre erklärte Gönnerin.

Im Jahre 1770 hatte sie die Freude, die menschenfreundliche Mutter des Königs der Britten, der sie vier und dreyßig Jahre zuvor, auf der Reise zu ihrer Bestimmung, bis an den Ort ihrer Einschiffung, das Familiengeleit geben half, auf einem Besuche derselben bey ihren Geschwistern, wieder zu sehen. Niemand von den ehemaligen Bekannten der Prinzeßin von Wallis war damals am Hofe zu Gotha mehr übrig, als sie, und der 1788 verstorbene Obermarschall von Studnitz.

Ein Fest einer andern Art war für sie die Vermählung einer Prinzeßin vom Hause, der Herzogin von Mecklenburg, die 1775 zu Gotha gefeyert wurde, an welcher sie durch die Schilderung, die ihre Feder, von Wahrheit und mütterlicher Empfindung geleitet, dem Hofe zu Schwerin von den trefflichen Eigenschaften dieser liebenswürdigen Prinzeßin

machte, keinen geringen Antheil zu haben sich schmeicheln durfte.

Im Jahre 1785 widmete der Prinz Heinrich, als er das erstemal nach Paris ging, auf seiner Durchreise durch Gotha, der Frau von Buchwald ein paar Stunden, und erhöhte noch diesen Beweis von Achtung durch die Voraussendung eines ungemein schmeichelhaften Billets. Diese gerechte Freude äußerte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihr Befinden, der noch durch das Wiedersehen des Helden bey seiner Zurückkunft erneuert wurde. Als aber nach drey Jahren dieser Prinz, auf seiner zweyten Reise nach Paris, abermals beym Hofe in Gotha einsprach, entschloß sich die Verstorbene, alles Kampfes ohnerachtet, welche diese Selbstverleugnung ihr kostete, ihrem großmüthigen Beschützer den unangenehmen Anblick der großen Veränderung zu ersparen, welche dieser Zwischenraum ihrem achtzigjährigen Körper schon zugezogen hatte. Der Prinz lohnte ihr dafür durch die zärtlichste Theilnahme an ihrem Zustande. Er warf beym Abschiede einen wehmüthigen Blick nach der Gallerie, wo sie wohnte. „Es ist doch grausam,“ sagte er, „hier vorbeyzugehen, ohne meine alte Freundin zu umarmen.“

Die Frau von Buchwald war nie müßig. Den Morgen bestimmte sie ihren Berufsgeschäften, der Korrespondenz, der Lektüre, — und der Toilette.

So sehr es in ihrer Lage Pflicht für sie war, sich der Mode gewissermaßen aufzuopfern, bewahrte doch die Größe ihres Geistes und Herzens sie auch darin vor Eitelkeit und Sonderbarkeit. — Oft genöthigt, die Stunden ihres geistigen Genusses ihren übrigen Verrichtungen nur abzustehlen, hatte sie durch nächtliches Lesen ihr Gesicht sehr geschwächt. Die Furcht vor dem Staare brachte sie dahin, von einem durchreisenden Augenarzte eine mit vieler Gefahr verknüpfte Operation mit sich vornehmen zu lassen. Kaum sind ihr die Augen verbunden, als ein Brief an sie ankömmt. Man sagt ihr, nach dem Siegel zu urtheilen, sey er von fürstlicher Hand. Sie befiehlt, ihn zu erbrechen und ihr vorzulesen. Es war ein Brief des Landgrafen von Hessen-Kassel, worin die Frau von Buchwald, so wie der ganze Hof, vor eben dem Augenoperateur, als vor dem ausgemachtesten Charlatan, dessen Kuren wenigstens in Kassel alle unglücklich ausgefallen wären, auf das nachdrücklichste gewarnt wurde. Die Umstehenden erblaßten bey dieser Nachricht. Sie selbst verlor die Fassung nicht. „Ich war bestimmt," sagte sie, „mein Gesicht einzubüßen; sonst wäre dieser Brief eine Viertelstunde früher gekommen; man bringe ihn der Herzogin." Die Kur hatte keine schlimme Folgen: aber bey einer weniger entschloßnen Frau hätte ein solches Schrecken die schlimmsten Folgen haben können. So

viel Mühe ihr bey ihrem schwachen Gesichte das Schreiben verursachte, blieb sie dennoch selten eine Antwort schuldig. Ihr Styl war leicht, ungesucht, verbindlich, und viele ihrer Briefe würden um so mehr die Probe des Drucks aushalten, je weniger Spuren frostiger Korrektheit und abgezirkelter Zierlichkeit darin anzutreffen sind. Als sie nach und nach das Selbstlesen aufgeben mußte, ließ sie sich desto häufiger vorlesen. Ehemals gab sie sich sogar die Mühe, Stellen von hervorragender Schönheit auszuziehen: und noch in spätern Jahren setzte sie eine empfehlungswürdige Gewohnheit ihrer Kindheit fort, dann und wann eine dieser Stellen auswendig zu lernen. Mit unglaublicher Treue bewahrte aber auch ihr Gedächtniß, was sie ihm nur anvertraute: Namen, Jahrszahlen, Verwandschaften, Anekdoten, nichts vergaß sie. Ihr Nachmittag gehörte der ganzen Welt; ihr Abend dem Hofe, wo sie sich, ohne im geringsten damit sich etwas zu wissen, höchst angenehm zu machen verstand.

Schon wie sie sich lange von der öffentlichen Erscheinung losgemacht hatte, litte sie doch noch den freundschaftlichen Zirkel um sich her, in dessen Mitte sie ihre Schwächen und Beschwerden zu vergessen schien. Jede Verstimmung ihrer Organe ging unter den Tröstungen der Freundschaft in Harmonie über.

Welche Lehre für Leidende, die entweder aus finstrer Grille die lindernde Wirkung des Umgangs verkennen, oder durch mürrische Ungeduld das Mitgefühl Andrer ermüden und von sich scheuchen.

Steifheit, Kälte, Aberwitz, Verleumdung, und was sonst zuweilen glänzende Zirkel für den denkenden Mann so peinlich macht, war aus den Gesellschaften der Frau von Buchwald verbannt. Gegenstände aus der politischen und gelehrten Welt wechselten mit einander ab, und wurden im freymüthigsten Tone, oft bis zur Gründlichkeit, und doch ohne den mindesten Anstrich von Pedanterie, abgehandelt. Zur Erholung für die würdige Frau von diesen anstrengenden Unterhaltungen, brachte man in der Folge auch wohl einige Stunden bei ihr mit in den Karten zu. Eine vertraute Zahl blieb zum Abendessen. Nicht lange, so fürchteten ihre Freunde, durch dies längere Verweilen ihrem ohnehin sparsamen Schlafe Abbruch zu thun, und stellten es wieder ein. Dennoch vermogten sie es nicht zu hindern, daß das Vorlesen, wie ehemals, tief in die Nacht fortdauerte.

Eine große Annehmlichkeit des Lebens war für sie die Anwesenheit ihrer einzigen, an den Kammerherrn und Generallieutenant von Nepita ver-

heyratheten Schwester, welche durch die schätzbarsten Eigenschaften des Geistes und des Herzens ihre ganze Liebe verdiente, und sie mit einer fast beyspiellosen Innigkeit erwiederte. Aber nur zu bald entbehrte sie, bey der Entfernung der letztern vom Hofe, mehr und mehr, und da auch diese, sehr leidend an Gichtanfällen, auf ihren Stuhl gefesselt ward, ganz, dieses Vergnügen, und genoß nur noch die Befriedigung, täglich Nachrichten von der mustervollen Geduld, mit welcher diese gute Schwester ihre Leiden trug, einzuziehen.

Von jeher entbehrte die Frau von Buchwald — obgleich ihr das Schicksal fast alles verliehen hatte, was den Wünschen der Sterblichen schmeichelt — doch das erste der irdischen Güter, Gesundheit. Sie legte sich harte Entbehrungen auf; sie kam nicht aus der Pflege der Aerzte. Aber läßt sich Hofleben und Diät vereinigen? Können Vorsichtsregeln und künstliche Mittel helfen, wenn das Feuer des Geistes ihre Wirkungen unaufhörlich verhindert? Dessen ungeachtet gelangte sie, bey wenig alternden Kräften, ungefähr bis in ihr achtzigstes Jahr, als eine von schmerzhaften Zufällen und Phantasien begleitete Krankheit sie langsam aufzureiben anfing. Nach kleinen Zwischenräumen, während deren sie

sich dann und wann erholte, kehrten jedesmal die Leiden mit neuer Heftigkeit zurück; und ihren trostlosen Freunden blieb nichts übrig, als die grausame Nothwendigkeit, den Schlag als eine Wohlthat zu wünschen, vor dessen Möglichkeit sie einst gezittert hatten. Sie kam, die erflehte Befreyung; und sanft war die Annäherung des letzten Schlummers, der den 19. December 1789 die Bande ihrer Sterblichkeit auflösete.

Ihrem Willen zufolge, wurde sie in der bescheidenen Gruft beygesetzt, die sie sich selbst auf ihrem Gute zu Siebleben in einem Garten erbauet hat. Die gütige Fürstin, deren Achtung ihr stilles Alter bis zum letzten Augenblicke gekrönt hat, ließ ihr ein Denkmal errichten, dessen Idee folgende ist: Ein Sarkophag von schwarzem Marmor, mit einer eingelaßnen Platte von weißem Karrarischen Marmor. Oben auf steht die Büste der Verstorbenen, gleichfalls aus Karrarischem Marmor, von des geschickten Künstlers, Professor Doell Hand verfertigt, dem die Ausführung des Ganzen übertragen ward. Dieses Monument steht auf drey Stufen und einem Würfel, in einem auf Säulen ruhenden Tempel, dessen Vorderseite nach der Erfurter Landstraße gekehrt ist. Hier ist die Inschrift:

Hier ruht
Juliane Francisca von Buchwald
geb. Freyin von Neuenstein.
Oberhofmeisterin zu Gotha
geb. 7. Oct. 1707.
gest. 19. Dec. 1789.

Lange die Zierde der Menschheit, entschlief sie, müde des Lebens,
Aber noch immer dem Wunsch zärtlicher Freundschaft zu früh.

Julius Melchior Strube.

Man findet Familien, deren Mitglieder alle so ausgezeichnet gut, von einem großen Geiste, von dem, was recht und gut, schicklich und anständig, groß und nur der wahren Würde des Menschen angemessen ist, beseelet sind; welche unter der Leitung der schönsten Tugenden in einer gewissen Uniformität auf ihr Ziel losgehen, dabei voll bescheidenen Bewußtseyns ihrer Ueberlegenheit über diejenigen, für welche sich dieser Ton, wie etwa die Mienen und der Anstand des Mannes für den Knaben passen, einen gewissen unerkünstelten Familienstolz behaupten, daß der Beobachter mit Vergnügen ihren Gang verfolgt, sie ihrem Ziele, ohne zu straucheln, sich nähern und den Preis empfangen sieht, welchen nur erhabne Tugend zu erhalten vermag. So selten aber auch dieser Fall eintritt, so ist doch das dabei gewährte Vergnügen so groß, daß hier im Genusse zuweilen Wollust ist. Der feinste Mora-

list, sollte er auch im Gebiete der Phantasie herumschwärmen und im Zauber der Hoffnungen für die Vollkommenheit seines Ideals sich vergessen haben, wird hier Züge entlehnen können, die seinen Farben das größte Leben, seinem Kolorite die höchste Schönheit geben können. —

Schade, daß das Vergnügen, welches von der einen Seite dabei genossen wird, auf der andern Seite wieder eine Modifikation leidet, wenn man nemlich die traurige Bemerkung machen muß, wie die Vorsehung uns dieses Schauspiel nur so selten zu gewähren scheint, um uns, wie der große Maler thut, auf die Abstuffungen, was wir sind, seyn könnten und was uns noch zu thun bevorsteht, aufmerksam machen zu wollen! Ist eine Familie von dieser vortheilhaften Seite einmal im Rufe, daß große Männer aus ihr geboren werden, so ist die Erwartung freilich gespannt und die hier oft neidische Kritik eigen in ihren Forderungen. Desto größer ist dann aber auch das Licht, das vom Beifalle auf sie zurückfällt, wenn weise und verdienstvolle Männer ihr denselben nicht versagen können. Daß ein gelehrter Vater oft ihm am Geiste unähnliche Kinder habe, ist eine Bemerkung, die wohl nicht selten bewährt gefunden werden mag, und deren Richtigkeit ich, ohne die physischen und sonstigen Ursachen davon aufzusuchen, dahin gestellet seyn

lasse. So viel, wollte man aus einer zum öftern bestätigten Bemerkung auch eine Regel machen, ist jedoch gewiß, daß auch hier wieder eine Ausnahme zu treffen ist. Selbst von Strubens Nachkommen kann dieses nicht durchaus behauptet werden, da Geistesgröße und Stärke in dieser Familie eben so erblich zu seyn scheinen, wie bei dem Adel die Ahnen. Mogte der Vater auch noch so rüstig arbeiten, oft dem Unterliegen der Arbeit nahe seyn; so erhielt seine große Ordnung im Leben und eine gesunde Mutter, von der frühen Jugend an seinen Kindern die schönste Mitgift, Gesundheit des Körpers und zugleich eine gesunde Seele.

Julius Melchior Strube wurde am 19ten März 1725 zu Hildesheim geboren. Als Erstgeborner war er gleich nach seiner Geburt der Liebling und das Augenmerk der Hoffnungen des Vaters. Aus ihm sollte und mußte ein großer Mann werden, mithin wurden gleich Anfangs alle Anlagen dazu gemacht. Was bei des Vaters Erziehung etwa mogte vergessen, zur Unzeit angebracht seyn, und nachher nachgeholet werden müssen, darauf konnte jetzt, wenn nicht alle, doch mehr Aufmerksamkeit gewandt werden. Ein Vortheil des Biographen ist es, zu wissen, welche Verhältnisse mittel- oder unmittelbar zur Entwickelung und Bildung seiner Anlagen wirkten; auf gewisse Art einen Plan verfolgen, der gleich Anfangs

zur Richtschnur genommen wurde, und unpartheyisch bewundern zu können, was ein planmäßiges Leben, in Verbindung mit einer guten Erziehung, wenn man die dann auch noch bleibenden Klippen nur vermeidet, nicht alles vermögen. Man erwartet bei dem stets gehegten Plane zum großen Manne freylich viel, und der Kopf, der ohne das sich dahin arbeitet, erregt nicht selten noch größere Bewunderung. Aber wie viel der Köpfe gibts, und wenn sie vielleicht nicht so selten wären, wer hat den Prüfungsblick? — Können wir auch unter solchen Umständen unsere Erwartung mit Recht etwas gespannt seyn lassen, so muß unser Urtheil jedoch mit der Vorsicht gefället werden, welche die Klugheit nur fordert. Ein solcher Mann kann viele vortheilhafte Seiten, mannigfaltige Größe besitzen, und wie ein Kunstwerk von vielen Seiten betrachtet werden müssen, wenn die Zusammensetzung in ihrer Vollkommenheit erscheinen soll, welches alles für uns, wenn wir nur mit dem einseitigen Blicke hinzutreten, nicht faßlich scheint, und wobei wir unsere Unvollkommenheiten nicht auf die Rechnung, wie wir gern zu thun pflegen, eines andern setzen dürfen. Manches bleibt bei einem solchen Manne in ewiger Ruhe, und weil es an der Gelegenheit, benutzet werden zu können, gebricht, ewig im Keime. Aber wird man darum ihn nun wohl, weil er sich darauf beschränkt sieht, dar-

nach messen und es als das größte Maaß seiner Kräfte ansehen können, ohne zugleich zu bedenken, daß auch Gelegenheit zu oft den Mann in seiner ganzen Größe nur sich zeigen läßt? — Dieses, ohne alle Rücksicht auf ihn gesagt, ist größtentheils mit der Fall bei Strube, und mag daher von seinen etwanigen Feinden, wenn er noch bei allen Vortrefflichkeiten des Kopfes und Herzens einige nachlassen konnte, nur flüchtig bemerkt werden. Genug, daß man nicht nur die Erwartung für etwas Großes rege gemacht, sondern auch belohnt sah, und zwar so belohnt sah, daß man selbst nach seinem Tode ihn eine Stufe höher gesehen zu haben wünscht, um dem Manne von so vielen Natur- und Kunstgaben unmittelbar die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, welche seinen Verdiensten jezt nur durch Umwege bezeiget werden kann.

Den ersten Unterricht erhielt unser Strube durch einen Hauslehrer. Ohne hier gerade zu bestimmen, welchen Nutzen oder Nachtheil das Einförmige der häuslichen Erziehung für das künftige Leben in der großen Welt, besonders für einen Staatsmann, mit sich führet, wie der Verstand Richtungen bekömmt, die dem Gleichgewichte der Anlagen den Ausschlag für etwas Großes oder Gewöhnliches geben; ohne ferner zu untersuchen, was der, auch in spätern Jahren angewendete, öffentliche Unterricht, wegen des

beständigen Reibens der sich hier im kleinen schon zeigenden Leidenschaften, etwa Gutes oder Nachtheiliges haben mag; so ist wohl soviel gewiß, daß diese häusliche Erziehung neben den vielen großen Vortheilen, zugleich dem größern Cirkel und ihm selbst Nachtheile zuzog, denen wir, troz aller dawider aufgebotenen Kräfte, wie uns die Erfahrung oft lehrt, nur mit vieler Mühe und Selbstbeobachtung abhelfen können. Bey manchen hängt Größe von Augenblicken ab, die nicht gehörig benutzet werden, und unsern Erziehern guter Köpfe fehlt es leider! zu oft an den mannigfaltigen Kenntnissen, die zur Wartung und Pflegung der zarten Pflanzen, in den oft kritischen Augenblicken nöthig sind. Würde dieser Vorwurf seinen Lehrer, den ältern Reimarus, auch nicht treffen, so läßt sich dagegen auch nicht bezweifeln, daß dessen zurückgezogenes Leben und anhaltendes Studium der Philosophie den jungen Strube bei der Nachahmung seines großen Lehrers zurückhaltend gemacht habe.

Zu frühes Verschließen für die Wissenschaften, zu frühe Abkürzung der Freuden des Lebens können selbst bey dem besten Kopfe den Anlagen Richtungen geben, die der Gesellschaft für die Zukunft unendlich vieles rauben und dem Manne sein in mehrerem Betrachte unschäzbares Leben, wenn nicht unleidlich, doch gleichgültig machen. Die Summe des-

sen, was große Geschäftsmänner zum Ganzen beitragen, wird nicht anerkannt, als nur von Einzelnen, die es trifft. Die Gesellschaft sieht ihren Werth nicht immer ein, da ihr Einfluß sich weniger im Allgemeinen zeigt, und wenn man denn alles beisammen nimmt, was ist ihnen Ersatz für so manche Aufopferung ihrer Kräfte, wenn man nicht auf Nachruhm sieht? Und oft liegt der keimende Saamen so tief und versteckt, daß auch der Nachruhm sich in die Zukunft verliert, wenn man nicht auf das, was den Ehrgeitz durch den Beifall befriedigt, und das Bewußtseyn der Bestimmung gemäß gelebt zu haben, Rücksicht nimmt.

Alles dieses trat fast bei Strube ein. Es ist nicht unbekannt, was Hannover im siebenjährigen Kriege, und seit demselben für eine ansehnliche Rolle spielte, wozu doch Strube mit Haupttriebrad war und wo unsere Nachkommen nicht die Dankbarkeit gegen das, was seine planmäßige Erziehung hiebei für Einfluß hatte, verkennen können, wenn wir auf der andern Seite als seine Zeitgenossen wünschten, er hätte nicht so ganz den Geschäften leben, sich einen größern Cirkel erwählen, und so auch in diesem das möglichst größte Wohl, wozu er die großen Fähigkeiten besaß, verbreiten helfen mögen.

Sein Vater hatte ihn von der frühesten Jugend an zu einem Rechtsgelehrten bestimmt, und

hierauf hatte nun auch alles in seiner Erziehung Bezug. Sein früheres Leben mit Reimarus war daher äußerst wichtig für ihn und Strube war zu dankbar gegen seinen Lehrer, als daß er dieses nicht in der Folge hätte bekennen sollen. Daher läßt sich seine nachherige Liebe zur Philosophie erklären. Was Strube demselben oft verdankte, war, daß er ihn neben der gründlichen und unbefangenen Art, die Wissenschaften zu behandeln, manche Bücher geschwind zu lesen lehrte, um ihm einen geschwinden Blick zu verschaffen. Oft konnte er nachher in wenig Stunden ein ziemlich starkes Buch durchlesen.

Bei seinen vielen Geschäften wäre es ihm ohne diese Fertigkeit auch unmöglich gewesen, mit der Litteratur in seiner Kenntniß von derselben gleichen Schritt zu halten. Nach den Oster- und Michaelismessen ließ er sich das ihn Interessirende jedesmal aus der Buchhandlung bringen, und mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit las und wählte er dann. Der Nutzen davon, wie er oft gestand, zeigte sich nachmals in seinem Posten als Geheimer Secretär, wo es neben dem schnellen Blicke, sich zum Vortrage schnell vorzubereiten, oft nöthig war.

Ging man dabei zu früh, ohne Rücksicht auf die physische, noch nicht der moralischen gleiche, Ausbildung zu Werke, so ist hieran mehreres Schuld. Außer was der Hofmeister in der steten Beobach-

tung für seine Gesundheit und gehörige Bewegung und Vermeidung der Liebe zur Bequemlichkeit, wozu man sich beim Studiren gern gewöhnt, mogte über das eigene Studium vergessen haben, fing schon von Seiten des Vaters vor dem 15ten Jahre das Vorlesen aller fontium historiae germanicae, gewiß keine Kleinigkeit, an. Hierzu kommen die schriftlichen Aufsätze von dem, was in der Unterredung vorgefallen, oder zum Ausarbeiten gegeben war. Er lernte zwar dadurch schon früh seine Ideen fixiren: aber die Sorge für eine schickliche Einkleidung machte die schon ohnehin rege Ehrbegierde des Knaben ganz beschäftigt. Wie viel Beschäftigungen waren dieses nicht schon für den Knaben? Es war viel, daß er nicht verwirrt würde. Das Vorlesen der fontium machte ihn zwar mit vielen für das empfängliche Gedächtniß nützlichen Sachen bekannt. Allein die mannigfaltigen Schreibarten, das verschiedene Latein der alten Schriftsteller machte ihn, neben der Absicht des Vaters, ihm bei der Gelegenheit durch Anmerkungen, Erläuterungen, Unterricht zu geben, beim Ausarbeiten in der Wahl unschlüssig, und schob er die Schuld nachher auf seinen Lehrer, daß er nicht schönes Latein schriebe und sich deswegen scheuete, in lateinischer Sprache etwas zu schreiben; so war seine Delikatesse und der so verschiedene Vortrag der Schriftsteller mit

Schuld daran, daß seine Unentschlüssigkeit so weit ging, und er der deutschen Sprache, wo es nicht nöthig war, den Vorzug gab.

Des Vaters Feuer und Leben, welche seine Reden selbst in seinen spätern Jahren noch bei einer großen Lebhaftigkeit oft unverständlich machten, schienen Anfangs ganz im Sohne wieder aufzuleben. Allein die angegebenen Ursachen dämpften den hohen Grad und gaben seinem Charakter die glücklichste Richtung, und nahmen beim Manne die glücklichste Wendung der größten Bescheidenheit, des Ernstes und stets völligster Gegenwart des Geistes. Unterdessen er mit den Wissenschaften so vertraut geworden war, hatte sich zugleich eine große Liebe zur Ruhe und gelehrter Bequemlichkeit seiner bemächtigt. Alles, was diese Ruhe stören konnte, wurde von ihm nicht geliebt, und aus dieser früh angewöhnten Behaglichkeit an Einsamkeit und zurückgezogenem Genusse des Lebens müssen die wenigen Eigenheiten seines Charakters oder vielmehr das Eigenthümliche desselben, erklärt werden. Seine einmal gewöhnte ruhige Lebensart, der frohe und liebreiche Umgang mit seiner Familie, bis in die spätern Jahre, wie auch die, anhaltendes Nachdenken erfordernden, vielen Geschäfte, wodurch nicht selten Gleichgültigkeit gegen die häuslichen Familienfreuden befördert, sie auch wohl gestört und geschwächt

werden, waren als die Quellen anzusehen, daß er unverheirathet blieb, und sich keinen großen Cirkel zum Umgange wählte.

Die Versetzung seines Vaters als Vicekanzler nach Hannover (1740), da er 15 Jahr alt war, eröffnete für ihn die schönsten Aussichten. Dem Minister von Münchhausen konnte bei seiner Liebe zum Vater und seiner Familie der Jüngling mit Männer-Kenntnissen nicht lange unbekannt bleiben. Bei seinem bekannten Verdienste, Talente aufzumuntern und dem Lande große Männer zu ziehen, war mit der nähern Bekanntschaft zugleich Interesse für den jungen Mann vereint. Die Wahl machte auch daher beiden Ehre, da Nepotismus nicht zum Grunde lag, wozu auch der Vater noch zu kurze Zeit, wenn selbiger hätte eintreten sollen, im Lande war. Denn im Nothfalle waren ja Stammgüter vorhanden, und in jedem andern Lande konnten noch Verdienste so gut, wie hier, ihm eine Ehrenstelle verschaffen. Münchhausen fand in ihm den künftig großen Mann, den er, wie sein Kind liebte, und den er nun ganz nach seiner Hand zu ziehen beschloß. Für Hannover war die Acquisition des Vicekanzlers wichtig, und nicht minder wichtig, mit ihm zugleich den hoffnungsvollesten Kopf, seinen nachmaligen Stolz, erhalten zu haben, und für letztere war es die glückliche Fügung der Vorsehung, in einem solchen

Minister seinen Beförderer, und wie er ihn nachmals oft nannte, seinen zweiten Vater, gefunden zu haben.

Göttingen, Münchhausens schönstes Denkmal, war grade damals im Aufkeimen. Der junge Strube war schon längst fähig, in die Geheimnisse, wenn ich so sagen darf, der höhern Wissenschaften eingeweiht zu werden, besonders da er vom Vater mit juristischen, besonders publicistischen, Geschäften schon vorher bekannt gemacht worden. Was konnte nun noch Hinderniß seyn, ihn in seinem 19ten Jahre (1744) in den Tempel der Themis zu führen? So wie der alte Strube nur durch Verdienst sich empor geschwungen hatte, eben so war die Trennung vom Vater und Sohn, mit dahin abzielenden nöthigen Vermahnungen begleitet. Der Vater erklärte ihm, wie den übrigen Söhnen, ausdrücklich, wie er durch seine Hülfe auf kein Auditorat zu rechnen, wobei er ihn zu unterstützen hätte, und der junge Strube etwa erst lernen wollte. Er hätte, wie er, mit der Advokatur anzufangen, damit er sich selbst ernähren könnte. Könnte er ihm auch wohl mit der Zeit zu einer Consulenten-Stelle oder einem Syndicat verhelfen; so hänge das bloß von seinem akademischen Fleiße ab. Hatte der Minister gleichwohl schon ein Interesse für ihn gefaßt; so bestand solches bis iezt

bloß in Aufmunterungen, wobei der Sporn zum Fleiße nicht unterdrückt wurde.

Zu des Ministers größter Freude wurde hier nun alles auf das vollkommenste entwickelt, und er bewies durch seine erlangten Kenntnisse, daß nie eine zu große Hoffnung hätte zu ihm gefaßt werden können, die er nicht bloß zu erfüllen, sondern noch weit zu übertreffen im Stande gewesen wäre. Behaupte ich zu viel, wenn ich auf seine mit vieler Gelehrsamkeit auf dem Katheder 1745 (im 20sten Jahre) unter L. Böhmer de principe S. R. J. vis ac armis tuente und unter Ayrer 1746. de jure comitiorum S. R. J. in interregno, *) in den damahligen kritischen Zeiten vertheidigten Abhandlungen mich beziehe? Sie bewiesen völlig, wie viel er schon damals leistete, und wie man noch immer die von ihm gemachten Hoffnungen vergrößern könne. Als einem reichen Jünglinge hätte ihm sein Aufenthalt auf der Akademie, hatte er gleich die feinste Erziehung genossen, leicht schädlich werden, und in seiner Lage manche Freiheit erlauben können. Dieses war aber keinesweges der Fall, wie er sich

*) Letztere kam als seine eigene Arbeit auch nachher unter dem Titel: Commentatio de jure comitiorum S. R. J. in Jnterregno cum praefatione G.H. Ayreri D. 1748 besonders gedruckt heraus.

denn überhaupt nie einen unüberlegten Schritt zur Schuld hat kommen lassen. Außer seiner Bekanntschaft mit seinen Jugendfreunden machte er die Bekanntschaften mit Pütter, Falke, rc. denen es mit ihm einzig darum zu thun war, sich zu künftigen brauchbaren und großen Männern zu bilden, und durch ihr gesittetes Betragen zur Umstimmung der damaligen, der akademischen Welt eigenen, rohen Sitten beizutragen. Und wozu hätte die Gunst und außerordentliche Liebe eines Münchhausen seine Ehrbegierde nicht führen müssen? Münchhausen hatte die Vorsehung keine Kinder geschenkt, und dieses verdoppelte die Liebe zu seinem Lieblinge, der nun schon seine ganze Aufmerksamkeit neben der der großen Welt, erregte, und seinen großen Erwartungen schon jetzt ganz entsprach. Noch war er aber nicht mit allen dem bekannt, das er zu wissen nöthig hatte, wenn er die für einen Bürgerlichen höchste Stuffe, wohin ihn der Minister zu bringen jetzt entschlossen war, erreichen sollte. Im Sommer 1747 (im 22ten Jahre) mußte er Göttingen wieder verlassen, und, um sich mit dem Gange der Geschäfte bekannt zu machen, eine gelehrte Reise nach Regensburg, Wetzlar, Wien rc. wohin ihn Pütter und Falcke begleiteten, unternehmen.

Auch hier genoß er höchst seltene Vortheile. Münchhausen hatte an allen deutschen Höfen Freun-

de und als Curator von Göttingen stand er mit den größten Gelehrten in einem ausgebreiteten Briefwechsel. An alle diese bekam Strube, als Liebling des Ministers, Empfehlungsschreiben, und als destimirter Staatsmann kam er durch die hannövrischen Gesandten zu Wien und Regensburg in die große Welt und in Verbindungen, wo seine Bildung die letzte Politur bekam und wovon er in seinem nachherigen Leben die größten Vortheile verspürte.

Bei allen den vielen Kenntnissen, womit er 1748 zurück kehrte, stand ihm aber dennoch eine Laufbahn noch bevor, die er Münchhausens Absichten gemäß erst durchlaufen mußte, wenn er seinen bestimmten Posten antreten sollte. Die Bestimmung für eine Wissenschaft, die Erlernung alles dessen, was nur dahin und bei ihm auf die Staatsfächer abzielet, können dem ungeachtet Einseitigkeit hervorbringen, die mit unter bei der Unkunde anderer Verhältnisse nachtheilige Folgen haben, und nicht selten Nachtheile verspüren läßt. Das Staatsexperiment, welches Friedrich der Große mit so vieler Weisheit einführte, und in Preußen als die beste Prüfung der Köpfe so bewährt gefunden worden, sollte auch bei ihm versucht werden. Es verdiente in der That in allen Ländern nachgeahmt zu werden, da die Vortheile zu sehr am Tage liegen, wenn mancher freilich denn auch als ein alter Unterofficier

stehen bliebe, oder höchstens unter ein Landregiment gesteckt würde; ich meine nemlich den Versuch eines oft anwendbaren Avancements im Civiletat, um die kleinen Handdienste zu erlernen und zugleich manches Land von einem inutile pondus zu befreien. Sey auch manches nicht brauchbar für die Zukunft und gerathe es immerhin auch wieder in Vergessenheit, so wird es doch im Ganzen von unverkennbarem Nutzen seyn, mancher wird auf diesem Probiersteine gleich als unächt erscheinen, das Verdienst, einen Sporn zum Emporschwingen bekommen und getreue Dienste und Geschicklichkeit die gehörige Belohnung erhalten.

Gleich 1748 lösete Strube seinen Vater in der Closterconsulentenschaft ab, und wurde ausserordentlicher Hofgerichtsbeisitzer zu Hannover. Daneben bekam er 1749 das Landsyndicat vom Fürstenthum Calenberg. Wie schnell doch alles auf einander folgte! 1751 (den 27sten Febr.) wurde er zum Hof- und Canzleirath zu Hannover und nach Abgange des Hofrath Reimers zum Archivar beim Cellischen Archive ernannt; 1755 zugleich zum Consistorialrath, welches ihm der unangenehmste Posten gewesen, den 20ten October 1755 zum Archivar beym Calenbergischen Archive — welches er mit dem Zellischen vereinigte, bestellet, und endlich 1757 (im 32ten Jahre) was er eigentlich werden sollte, als Hofrath

zum geheimen Secretär ernannt. Um das zu leisten, was er nachher leistete, konnte aber auch zu seiner völligsten Ausbildung nichts zweckmäßiger, als dieses, wenn auch nur Durchlaufen so vieler Fächer, seyn. Denn was der große Mann in allen von ihm bekleideten Stellen, insonderheit in den 20 Jahren von 1757 als geheimer Secretär (seit 1771 unter dem Charakter eines geheimen Justizraths) dem Lande für reelle Dienste geleistet, kann von Niemanden, der in diesem Zeitraume an den Geschäften Theil genommen, oder wer auch nur in Zukunft in Akten Aufsätze, die aus seiner Feder geflossen sind, zu lesen bekömmt, ohne Ungerechtigkeit verkannt werden.

Wie um so vielmehr hart war daher nicht für Hannover, für seine Verwandte und Freunde, für alle, die ihn kannten, schätzten und liebten, der Schlag, als es den 19. Jul. 1777, da er Tages zuvor von seinem geliebten Jugendfreunde Pütter von Pyrmont zurückgekehrt war, hieß, er sey plötzlich an der Zerspringung einer großen Ader am Herzen, mit allen seinen schönen Kenntnissen, mit seiner Brauchbarkeit und den vielen liebenswürdigen Tugenden, plötzlich gestorben.

Außer den vielen Tugenden, die bey dem Manne von Erziehung nicht in Frage kommen, und vorausgesetzt werden, waren: Güte des Herzens,

Adel der Seele und Uneigennützigkeit ganz Charakter bey ihm.

Treue Erfüllung der Freundschaftspflichten schätzte man nicht weniger an ihm, wie an seinem verdienstvollen Vater. Seine Freunde hielten auch seinen Umgang für einen großen Theil ihres Glücks, und mit Pütter, dem Freunde seiner Jugend, unterhielt er bis an seinen Tod einen ununterbrochnen freundschaftlichen Briefwechsel. Er mengte sich zwar nie in Sachen, die nicht seines Berufs waren, oder wozu man ihn nicht besonders aufforderte. Aber in beiden Fällen war er auch Freund seiner Freunde, dienstfertig, offenherzig, mit Behauptung seiner und Anderer Würde, und dabey — verschwiegen, bescheiden, ohne Furcht, und duldsam.

Er hatte das seltne Glück, allgemein hochgeschätzt und geliebt zu seyn, welches sich noch besonders nach seinem Tode zeigte.

So geschah es auch, daß nicht nur Münchhausen, den er oft seinen zweyten Vater nannte, sondern auch jeder andre Minister und jeder Geschäftsmann ihn schätzte, und jeder selbst in seinen Privatverhältnissen und Familiensachen so gut, wie in Landes- und Staatsgeschäften, sich gern seines Raths bediente. Wer hätte auch zu einem solchen, zugleich einsichts- und erfahrungsvollen Manne seine Zuflucht nicht gern genommen? —

Angenehme, belehrende Unterhaltung machten seinen Umgang äußerst angenehm. Bey den Ministern, vorzüglich Münchhausen, mußte er häufig zu Mittage essen, besonders, wenn fremde Gelehrte, oder solche, die in Geschäften sich hier aufhielten, nach des Ministers Sitte, gebeten waren. Wollte sich Münchhausen ein Fest bereiten, so ließ er die Strube, Falcke, Jung, Brandes, von Duve, Alemann ꝛc. bitten, da dann bey einem Glase alten Cyper-, Johannisberger-, Rheinweine ꝛc. sokratische Gespräche über sämmtliche Fächer der Gelehrsamkeit abwechselten, und mit Beiseitsetzung des Unterschieds an Stande, Heiterkeit Statt fand, wechselseitig neue Ideen gegen einander ausgetauscht wurden, und der vollkommenste Ton der feinen gebildeten Welt herrschte. — Geschäfte wurden dann für einige Augenblicke vergessen, und selbst der alte Strube wurde im frohen Genusse wieder rasch und munter, wie ein Jüngling. Er war dabey aufrichtig und offenherzig mit Vorsicht; fand er aber Ursache, gegen Jemand mißtrauisch zu seyn, so war es schwer, sein Vertrauen wieder zu erhalten.

Liebe und vollkommenste Treue zum Könige und zum Lande hegte er im äußersten Grade, und bedauerte oft mit Betrübniß Georg des Zweyten Tod. Bey eintretendem Alter äußerte er zwar, würde er die Königl. Dienste verlassen, und wahr-

scheinlich nach seinem geliebten Ahlden, wo er ein schönes bequemes Haus auf seinem dortigen Gute hatte bauen lassen, ziehen. Man zweifelt jedoch, daß er es je würde gethan haben, weil er an Arbeit so gewöhnt war, daß er ohne Beschäftigung nicht seyn konnte, und bey seiner Liebe zum Könige und zum Lande sich's würde zur Sünde gerechnet haben, dessen Dienste ohne die größte Noth zu verlassen. Auch konnte sein großes Vermögen dazu kein Bewegungsgrund seyn, da dieses bey ihm nicht die geringste Veränderung bewirkte, wenn er gleich einmal den Entschluß schon fast gefaßt haben mogte. Seine Kenntnisse und Redlichkeit hatten beynahe die Scheidelinie zwischen dem Minister und ihm ausgelöscht. Blieb ihm auch ein Votum consultativum, wornach man sich gewöhnlich richtete, so widerfuhr ihm zugleich die Ehre, sich im Ministerio setzen zu dürfen. Ohne diese Gnade zu mißbrauchen oder zu verkennen, litt dieses Verhältniß mit einer Veränderung im Ministerio, als eine vermeynte Vertraulichkeit, eine Abänderung, und dieses mußte nothwendig den Mann kränken, dem der Beyfall seiner Obern, seine Verdienste und Alles sagte, daß nur die politischen Verhältnisse ihn verhinderten, eine Stufe höher zu stehen, wo das wahre Verdienst an keine Gränzen gebunden seyn sollte. Außer dem Vermögen, welches sein reicher Vater, und nach den Strubischen Fami-

lienverhältnissen auch er, als Kind, besaß, bekam dieses noch einen ansehnlichen Zuwachs, indem ihm eine begüterte Verwandtin in Hildesheim, welcher er in seinen jüngern Jahren einmal in ihren Angelegenheiten als Jurist Beystand geleistet hatte, zur Dankbarkeit zu ihrem einzigen Erben einsetzte, wodurch er auf einmal ein Vermögen von achtzig tausend Thalern bekam. Das Verdienst aufzumuntern, aus dem Dunkel hervor zu ziehen, und ihm durch seinen Einfluß zu nützen, machte ihm eben so viel inniges Vergnügen, als es in seinen Augen abscheulich war, Jemand zu schaden.

Was der Patriot daher an ihm mit als einen schönen Zug bewundern muß, ist, daß er bey dem einmal Statt findenden Verhältnisse, auf seine Bedienten viel hielt, sie durch ein gutes Betragen gegen sie stets in Activität erhielt, ihnen Beschäftigungen gab, die ihrem Verstande und ihrem künftigen Berufe angemessen waren, und sie dadurch von Ausschweifungen abhielt. Waren sie dann nach seiner Meynung für den Staat brauchbare Leute, so sorgte er auch für eine ihnen angemessene Beförderung. Er kleidete sie, da er glaubte, ihnen ihren Abstand und die von der Vorsehung getroffene Ordnung, nicht durch Kleidung sichtbar machen, und für ihr nachheriges Leben dadurch einen öftern Nachtheil zuziehen zu dürfen, eben so fein, einfach und bürgerlich, wie

sich selbst. Billigkeit war ein so allgemein anerkannter liebenswürdiger Zug seines Charakters, daß folgendes nicht unangemerkt bleiben darf. Sein Gut Ahlden selbst zu administriren, war ihm bey seinen Geschäften unmöglich. Menschenliebe bewog ihn einzig, die Pertinenzien einzeln an Hausleute zu verpachten. Das Gute davon bey Seite gesetzt, daß er glaubte, daß das mehrere Wohl Einzelner zu befördern, größere Wonne verschaffe, als Einzelnen Familien Ueberfluß zu verschaffen, geschah diese Verpachtung um so billige Preise, daß die Einwohner reichlich dabey ihr Auskommen haben konnten. Hierin ahmte er seinem Vater nach, der dadurch und durch sein gegen die Einwohner zu Verensen stets bewiesenes freundschaftliches Betragen ihre Liebe dergestalt erworben hatte, daß sie seiner einst, wie er dahin seine jährliche gewohnte Reise machte, auf einem Berge warteten, die Pferde auf englische Manier ausspannten, und den Wagen unter frohem Jauchzen ins Dorf zogen. Wie viel er den Armen von Hannover Gutes gethan hatte, bewies der Schrekken, den sein plötzlicher Tod unter dieser Klasse verbreitete, da sich ein großer Theil als nun verlassen beklagte.

Wie ich schon oben berührte, daß die blühenden Umstände des Vaters, dessen ganze Lage, der Vorzug der Kinder von Vätern, die in Königl. Diensten

ziehen, vor andern, wenn auch verdienstvollen Kindern anderer Eltern, daß dieses und mehreres nicht auf ihn wirkte, und ihn nicht verleitete, unter den einmal gewissen Aussichten, leichtere Pfade zu betreten, und das Mühselige unversucht zu lassen; so war nicht weniger zu bewundern, wie derselbe Mann so viele Stärke des Geistes besaß, nach erlangtem großen Vermögen noch unverändert dieselbe Güte des Herzens, die vorige Gradheit seines Charakters, ohne die mindeste Anmaßung noch immer die nämliche Rechtschaffenheit, und aus einem vortrefflichen Herzen fließende Herablassung bewies. Nur dann erkennt man erst wahre Tugend, wenn sie solche Feuerproben richtig überstanden hat, und dabey unverrückt in ihren Schranken bleibt; da mancher nur der Tugend sich rühmt, weil es ihm an der Gelegenheit zum Gegentheile fehlte, und er unter andern Umständen sich unfehlbar in seiner wahren, nackten Menschheit ohne alle Maske zeigen würde. Wozu mancher reiche, wenn auch Fähigkeiten besitzende Bube sich stets bereit finden läßt, nämlich der Unschuld Fallstricke zu legen und sie zu verführen, dagegen waffneten Strube Erziehung, Bildung und das tiefste Gefühl des größten immer unersetzbaren Unrechts.

Seine Seele war einmal in einer zu erhabenen Stimmung, um auch nur einen niedrigen Gedanken

davon zu hegen, und nie kann selbst die Bosheit ihm diesen Vorwurf machen. Floh er daher die Lüste der Jugend, mag man sie auch mit dem galantesten Namen belegen; so war er dennoch kein Weiberfeind. Das Frauenzimmer von feiner Lebensart und Verstande fand immer an ihm im Umgange den liebenswürdigen Mann, der zwar keine Schmeicheleyen sagte, aber dabey das Gesetzte, Zuvorkommende und diejenige Freyheit im Vortrage und der Unterhaltung vereinigte, die man in der gesitteten Welt so gern beysammen sieht. Als wahrer Patriot beherzigte er das nur einzig wahre Verhältniß zwischen dem Fürsten und den Unterthanen. Er kannte nur Eine Wahrheit und Ein Recht. Dieses schwebte ihm stets vor Augen, wobey die Dummheit oft ängstlich und unentschlossen ist; diesem gemäß handelte er stets nach den besten Einsichten und Gewissen, ohne besorgt seyn zu dürfen, daß die Bestallung etwa anders laute. Braunschweigs Fürsten kannten aber auch von stets her ihr wahres Verhältniß zu ihren Unterthanen, und werden es hoffentlich stets erkennen. Strube war davon so überzeugt, daß dieses besonders mit Hauptgrund seiner Liebe zum Fürsten und Lande war. So konnte er nur immer das allgemeine Wohl zum Augenmerke haben, und er erfüllete seine Pflichten auf das pünktlichste.

Strube hatte schon lange den Wunsch gehegt,

den Freund seiner Jugend, Professor Pestel in Leiden, zu besuchen. Er bat um die Erlaubniß, nach Holland reisen zu dürfen, welche er auch zugestanden erhielt.

In Holland bekam er aber plötzlich den Befehl, nach England über zu kommen. Er mußte dem Befehle folgen, und genoß von seinem Könige den herrlichsten Lohn für treue Dienste und anerkannte Geschicklichkeit! Bey dieser Gelegenheit besuchte er auch mit den Professor Pestel in Leyden, und kam über Paris durch Frankreich und Holland wieder zurück. Bedenkt man dabey, unter welchen Ministern er diente, wie Unpartheylichkeit bey der einen Parthey ihn in Mißkredit bringen, bey der andern ihm das größte Zutrauen verschaffen konnte, wie er die Mittelstraße wählte, und ohne der einen Parthey zu fröhnen, der andern nicht schmeichelte, und bey diesem für das Land höchst wohlthätigen Verhältnisse, ohne irgend eine Zweydeutigkeit nur seinen Posten behauptete; wer wird dann nicht seinen zu frühen Verlust für das Land bedauern, wenn gleich sein nicht minder würdiger Nachfolger uns keine Wünsche übrig gelassen hat? —

Seine Tugend und Frömmigkeit konnten Andern zum Muster dienen, und seine Begriffe von Religionssachen waren vernünftig, und bewiesen, daß er mit Ernst darüber nachgedacht habe, wie er

denn auch die besten Werke darüber gelesen hatte; denn bey allem Uebrigen, — und was gewiß auf alles Uebrige den größten Einfluß hatte, — lag ihm nichts so sehr, als die Religion, am Herzen.

Er pries bey jeder Gelegenheit die außerordentliche Güte, womit ihn Gott geführet und gesegnet habe; insonderheit auch darin, daß er nie in große Laster versunken sey. Bibel und Gebet waren in seiner Einsamkeit seine schätzbarsten Unterhaltungen. Er verfertigte selbst viele Aufsätze über diese Materien.

An manchen Liedern im Hannövrischen Gesangbuche hatte er großen Gefallen. Sein Lieblingslied war besonders: In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen u. s. w. Man kann mit Recht sagen: Strube war ein ungeheuchelt frommer Mann.

So ordentlich wie der Vater, war auch der Sohn, nur nicht in diätetischer Rücksicht. Hieran war seine außerordentliche Liebe zu den Wissenschaften, die Menge der sich gerade zu seiner Zeit gehäuften Geschäfte, und besonders sein Amt, mit Schuld. Das späte Aufsitzen, das immer mit Lesen oder Arbeiten verbunden war, machte, daß er nie des Morgens gehörig erwachte, sondern sich wecken lassen mußte, welches seiner Gesundheit sehr nachtheilig war.

Um 6 Uhr war er dann schon beschäftigt, Depeschen und Akten zu lesen, worüber zu berathschlagen war. Er hatte sichs zum Gesetze gemacht, und hielt es meist unverbrüchlich, daß alle Abend seine Geschäfte des Tages abgethan waren, oder wie er sich auszudrücken pflegte, sein Tisch von Papier rein war. Dieses beschäftigte ihn dann, bis er zur Regierung fuhr. Zu Mittage speisete er beym Vater. Seine große, unbegränzte Liebe zu diesem, welcher seine Gesellschaft sehr gern hatte, war Ursach, daß er diese Gewohnheit, so lange derselbe lebte, fortsetzte. Die frühe und späte Beschäftigung machten ihm dann eine kurze Nachmittagsruhe nothwendig. Bis sechs Uhr war seine Haupt-Arbeitezeit. Waren seine Geschäfte dann nicht dringend, denn diese gingen Allem vor, so war er von 6 bis 8 Uhr für jeden guten und interessanten Mann zu Hause, die sich denn bey ihm einzufinden pflegten. Der verstorbene Hofgerichts-Assessor von Wüllen, Licentcommissär von Hugo, geheime Rath von Hake, der verstorbene geheime Kriegsrath von Münchhausen, der Ritter von Zimmermann, Rath Kästner, geheimer Kanzleysecretair Klockenbring, machten denn, außer seinen Verwandten, seine Gesellschaft aus. Es ließ sich in der That keine lehrreichere und vortrefflichere Unterhaltung, als mit ihm, denken; vorzüglich wenn er aufgemuntert und unter vier Augen war. Mit den erwähnten

Männern ging er vorzüglich gern um, und war einer seiner Lieblinge einmal in einigen Tagen nicht bey ihm gewesen, so erinnerte er auf eine sanfte Art an die Freundschaftspflichten. Man besprach sich, ohne die Kenntnisse fremder Länder darüber zu versäumen, und sich darüber zu unterhalten, über Landesangelegenheiten und hiesige Verfassung; man tauschte aus, was man erfahren und gelernt hatte, und Erweiterung der Kenntnisse war Absicht bey Jedem. Man hörte ihm dann mit Entzücken zu, wenn er über hiesige Landesverfassung, denn Niemand kannte sie gewiß besser, wie er, urtheilte und unterhielt. Ehe er die Hildesheimische Erbschaft erhielt, aß er auch zu Abend mit seinem Vater, das aber seit dieser Zeit unterblieb, weil seine Geschäfte sich immer mehr häuften, und er sich ohnehin eine bequemere, bessere und angenehmere Wohnung gemiethet hatte, und nach Tische arbeitete er dann bis spät in die Nacht. Der Vater war mit diesem Nachtsitzen, wozu er doch die erste Veranlassung mit war, oft unzufrieden.

Meist alle acht oder vierzehn Tage, denn auch kleine Züge sind von einem solchen Manne interessant, kassirte er alle an ihn eingelaufene Briefe, wenn nicht besondre Umstände eine längere Aufbewahrung erforderten. Was Ordnung im Leben, und stete Gegenwart des Geistes bey einem guten Kopfe alles

vermögen, bewies auch er. Zerstreuungen (ein Umstand, der bey einem Staatsmanne sehr in Betracht kommt) liebte er nicht. Und da die gewöhnlichen Zerstreuungen auf ihn auch keinen Einfluß hatten, so war er augenblicklich im Stande, sich den wichtigsten Arbeiten zu unterziehen, und dem Staate mit seinen großen Fähigkeiten zu dienen. In der Karte pflegte er in den frühern Jahren zu spielen. Dieses unterblieb aber nachher, weil Münchhausen oft über die wichtigsten Sachen sogleich ein Gutachten verlangte, und Strube nicht minder bereit dazu seyn wollte. Seine außerordentliche Gabe, geschwinde und doch mit Nutzen zu lesen, sein dabey großer Hang zur Litteratur überhaupt, machten, daß er, außer dem vielen, fast beständigen Lesen von Akten und Verhandlungen, welches ihm bey seinem Amte oblag, auch, wie schon oben erwähnt ist, beständig die interessantesten Werke las, und von den neuesten Produkten wenige, die erheblich waren, ungelesen ließ.

So ordentlich, wie er in Dienstsachen war, eben so pünktlich verfuhr er auch in seinem Haushalte und in seinen Vermögensangelegenheiten. Der älteste Bediente mußte ihm wöchentlich Rechnung ablegen, worin ihm auch der geringste Fehler nicht entging. Er lebte übrigens so eingezogen, wie sein Vater; nur daß er bisweilen spazieren fuhr, und gewöhnlich

Sonnabends nach seinem Landgute reisete. In den letzten Jahren seines Lebens entfernte er sich besonders von allen Gesellschaften; weil er aber ein Freund von Musik war, so pflegte er die Concerte zu besuchen. Weil er sich gar zu wenig Bewegung machte, war er gleichwohl von dem Schädlichen desselben völlig überzeugt; daher ergriff er die gewöhnliche unmedicinische Zuflucht, kräftige Suppen, starken Kaffe und viel warme Getränke zu genießen. Statt den gewünschten Zweck aber zu erreichen, trug dieses vielmehr zu mehrerer Schwächung seiner Gesundheit, vielleicht auch wohl zu seinem Tode bey, weil er, seinen Jahren und seiner Konstitution nach, da er sich gewiß keine Art von Ausschweifung zu Schulden kommen ließ, sich hätte ein längeres Leben versprechen müssen, wenn man nicht auch eine Verkältung an einem kühlen, heitern Sommerabend zu Pyrmont, als die Ursache seines Todes ansehen kann.

Was er als Schriftsteller war, davon geben die Staatsschriften und Verhandlungen im siebenjährigen Kriege, seiner übrigen Schriften nicht einmal zu gedenken, einen deutlichen Beweis; und diejenigen können am beßten darüber urtheilen, die mit den Veränderungen im diplomatischen Fache, seit Grotius, in sofern sie die öffentlichen Verhandlungen betreffen, bekannt sind. Thomasius, der in andern Fächern sein Zeitalter, das erst noch der gehörigen

Vorkenntnisse bedurfte, wenn es richtig urtheilen sollte, zur Unzeit zum Raisonniren führte, wurde auch den Geschäften dadurch nachtheilig. Was man beym Grotius, und nachher den Verfassern des Westphälischen Friedens, vereint findet, und welches das Meisterstück vom Osnabrückischen Frieden zuwege brachte, wurde durch Thomasius schimmerndes Raisonnement unglücklicherweise verdrängt. Wie die Göttin Mode sich denn so gar unverschämt auch in die geheimen Kabinette drängt, so wollte alles raisonniren, ohne zu wissen, worüber? Und sogar bis in die Zeiten des siebenjährigen Krieges fand selbiges Beyfall. Des Staatsmanns Hauptstücke, historische und diplomatische Kenntnisse, in Verbindung mit den übrigen höchstnöthigen Kenntnissen, mangelten nicht selten. Diese Philosophie fand jedoch bisher, eben weil sie so sehr bequem war, Beyfall. Strube und sein Vater, denen diese Reformation vorbehalten zu seyn schien, verbannten sie, ungeachtet man sie in der gelehrten Welt bis dahin sehr geschätzet hatte. Er gab der deutschen Denkungsart, wie unser deutsche Gibbon, Möser, in der Vorrede zur Osnabrückischen Geschichte richtig bemerkt, dadurch eine neue Wendung, daß er, wie Grotius, Geschichtkunde, Philosophie und Gelehrsamkeit in weiterm Umfange, mächtig mit einander verband. Die Formeln, ohne welche eine Deduktion keine

war, und woran man, nebst den übrigen schweren Fesseln, seit so geraumer Zeit gebunden gewesen war, verachtete er kühn, da die Wahrheit eines leichtern Gewandes bedarf, und Prunk und Feyerlichkeit sie nur entstellen. Was der Vater seit ungefähr 1735 vorbereitet, auch zum Theil ausgeführet hatte, welches auch von preußischer Seite in den Verhandlungen seit 1740 besonders bemerkbar wird, vollendete jetzt sein nicht minder würdiger Sohn; und die seit dieser Zeit Statt gefundene eigene Lage von Deutschland, auch in Rücksicht auf Frankreich und England, gaben Vater und Sohn Gelegenheit, in den Kabinetten den Saamen zu mannichfaltigen Früchten auszustreuen. Ich berufe mich auf seine interessanten Schriften, wenn ich meine Behauptung gerechtfertigt wissen will, daß er ein helldenkender, gründlicher, alles umfassender Kopf, wie es wenige gibt, mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, welche mit gleich gehenden Schritten durch theoretische Belesenheit und praktische Klugheit immer vergrößert wurden, gewesen sey. Er schrieb nie große Werke, das ist wahr. Aber machen denn nur große Werke den Mann von ächtem Schroot und Korn aus? — Was leistete nicht seine Feder in den verschiedenen wichtigen Vorfällen, die sich in diesem Zeitraum ereigneten, bearbeitet und abgethan werden mußten.

Man fordere nicht immer von großen Geschäftsmännern, daß sie sich auch noch im Felde der Wissenschaften rühmlichst auszeichnen. Entweder diese gewinnen nichts dabey, oder jene leiden durch den Verlust der Zeit, die auf diese gewendet wird. Der Mann in Geschäften kann in seinem Fache eben so erhaben und groß seyn, und mit Lorbeern prangen, als der für das Vaterland fechtende Held. Auf solchen Männern beruht oft das Vertrauen der Höfe, und ihr Name mag, wie Möser sagt, wohl mit den größten Feldherren genannt werden. Davon bin ich so lebhaft überzeugt, daß es mir äußerst befremdend war, wie man in Hannover, da man Leibnitz ein Denkmal zu setzen beschloß, eine ansehnliche Geldverwilligung abvotirte, weil der Herzog Ferdinand von Braunschweig, als Held, der fürs Vaterland gestritten habe, eher einer Verewigung werth sey, als Leibnitz; da Leibnitzens Werke und Dienste, die er dem ganzen menschlichen Geschlechte that, nach Jahrtausenden noch seinen Namen verewigen müssen, und nicht mit Siegen in die Waagschale gelegt werden können, die nur einem, in Verhältniß mit dem ganzen Menschengeschlechte kleinen, Theile Ruhe und Frieden wieder herzustellen mit wirkten; und die Feder im Kabinette oft thätiger wirkt, als ein Heer von Tausenden! Ein Mann in Hannover in seinem Posten, muß allerdings ein brauchbarer, und

jedem Fall ein schätzbarerer Mann, wie in jedem andern deutschen Lande, seyn, da Hannover in mehrerer Rücksicht keine unbeträchtliche Rolle spielt. Wie Vieles liegt in Archiven verborgen, das, wenn es auch sonst das Licht nicht scheuen dürfte, die Politik bekannt zu machen verbietet!

Was das Publikum von ihm hat, verräth alles den Meister in der Kunst, der nur irgend einen Gegenstand zur Bearbeitung ausheben durfte, um der Welt zu zeigen, daß die Wissenschaft selbst ansehnlich dabey gewonnen habe, die Materie mit Geist und Kraft bearbeitet sey, und den Stempel der Aechtheit an der Stirne trage.

Was Scheid von der Geschichte und dem Staatsrechte des Churfürstenthums Hannover, von seiner Hand bearbeitet, behauptet hat, ist völlig irrig. So viel ist indessen gewiß, daß er archivalische Auszüge zur Geschichte der neuen Zellischen, jetzt regierenden Linie, gemacht hatte, die einen Schatz von interessanten Nachrichten enthielten, die (nach seinem Tode), nebst einer voluminösen Sammlung, zum Theil von Landesnachrichten, welche Münchhausen ihm sterbend hinterlassen hatte, von Seiten des Staatsarchivs mit der Erklärung reklamirt würden, daß alles, was aus dem Archive entlehnt wäre, dahin zurückgeliefert werden müsse.

Schrieb er nicht, wie's jetzt Mode sogar in Staatsgeschäften wird, glänzend und prachtvoll, so geben Ordnung, Hebung der Sache selbst, vereint mit Reinheit im Ausdrucke und Gedrängtheit, dagegen völligen Ersatz. Wahrheit im vollen Lichte behalte, wie er sich darüber äußerte, ihre Kraft zu überzeugen, wenn sie gleich ohne Schminke und Heftigkeit vorgetragen werde. Wenn die Umstände es auch erlaubten, so vergaß er dennoch die Mäßigkeit nicht, und beobachtete stets den der Ehre seines Hofes angemessenen, und auch den Feinden zukommenden Ton und Würde. Die ehemals weitschweifigen Eingänge, Festsetzung allgemein angenommener Grundsätze, die schwerfälligen Uebergänge und Anwendungen, wobey die Syllogistik nicht selten in die Enge getrieben wird, vermißt man mit Vergnügen in seinen Schriften, ohne daß die Sache selbst dabey im geringsten verlor. Auch hier erkennt man den feinen gebildeten Mann, dem es bloß um Wahrheit und die gerechte Sache zu thun war. Die Art, wie er auch in seinen Regierungsarbeiten die verwickeltsten Geschäfte übersah und von Grund aus entwikkelte, und in das helleste Licht setzen konnte, wie er Ausdruck, Wendung und Schreibart in seiner Gewalt hatte, ist bewunderaswürdig.

Außer dem ewigen Denkmale, das seine Schriften, und das, was er für das Land that und

war, in dem Herzen eines jeden biedern und rechtschaffenen Mannes ihm setzten, errichteten Freundschaft und Achtung ihm auf dem Ohrer Berge — in dem Bezirke eines von Hakeschen an der Weser gelegenen Guts — wie auch zu Marienwerder — ohnweit Hannover, ein Andenken.

Madame Geoffrin *).

Wenn die Wirksamkeit der Tugend im Mittelstande den gewöhnlichen Kreis überschritt; wenn sie aus der Dunkelheit hervorging, und sich eine Art von Reich erschuf; wenn eine ansehnliche Gesellschaft, eine große Stadt, wenn Fremde selbst, ihr den Tribut der Ehrfurcht und Achtung nicht versagen konnten; so hat sie ein Recht auf öffentliche Lobsprüche, und man freut sich, die Freundschaft an ihren Grabstein eine bescheidene Inschrift setzen, und sie bemüht zu sehen, ein Andenken und Muster zu verewigen, die so theuer und der Nachahmung so würdig waren. Dies ist der Fall bey Madame Geoffrin, deren Biographie ich hier nach den Zügen schildern will, welche die Herren d'Alembert und Merellet in ihren Denkschriften, voll warmen Gefühls und unter dem Stempel der Wahrheit, entwarfen.

*) Aus den Memoiren der Herren d'Alembert und Merellet.

Wenn es wahr ist, daß die Erziehung einen Einfluß auf unsern Verstand und unsern Charakter hat, so kann man das Bild der Madame Geoffrin schon in der Beschreibung erkennen, die sie einigen ihrer Freunde von der Weise machte, wie sie erzogen worden war. Hier ist das Fragment eines ihrer Briefe an die jetzige Kaiserin von Rußland über diesen Gegenstand. „Ich verlor," schreibt sie, „meinen Vater und meine Mutter in der Wiege. Ich wurde von einer alten Großmutter erzogen, die vielen Verstand und ein aufgeräumtes Wesen besaß. Sie hatte sehr wenig Unterweisung empfangen, aber ihr Geist war so aufgeklärt, gewandt und thätig, daß er sie niemals verließ, und ihr immer die Stelle der Gelehrsamkeit ersetzen half. Sie wußte so angenehm von Dingen zu schwatzen, die sie nicht verstand, daß Niemand wünschte, daß sie sie besser verstehen mögte; und war ihre Unwissenheit gar zu sichtbar, so zog sie sich auf eine scherzende Art heraus, die den Pedanten verwirrte, der sie hatte beschämen wollen. Sie war mit ihrem Loose so zufrieden, daß sie Gelehrsamkeit für eine Sache ansahe, der ein Frauenzimmer sehr gut entbehren könnte. Ich habe ihrer, sagte sie, so gut entbehret, daß ich niemals ihre Nothwendigkeit empfunden habe. Ist meine Enkelin dumm, so wird sie Gelehrsamkeit nur zuversichtlich und unerträglich machen; hat sie aber Verstand und

Empfindung, so wird sie mir nachahmen, und durch Geschicklichkeit und Gefühl ersetzen, was sie nicht weiß, oder das lernen, wozu sie das meiste Geschick fühlt, und es alsdenn recht geschwind lernen. Diesen Grundsätzen zufolge mußte ich in meiner Kindheit weiter nichts, als Lesen lernen, aber ich mußte recht viel lesen. Sie lehrte mich denken, indem sie mich über alles urtheilen ließ; sie lehrte mich die Menschen kennen, indem sie mir sagen mußte, was ich von ihnen dachte, indem sie mir ihr eigenes Urtheil hinzu setzte. Sie forderte Rechenschaft von allen meinen Handlungen, allen meinen Empfindungen, und sie besserte sie auf eine so gute Art, und mit so viel Sanftmuth, daß ich ihr niemals das Geringste selbst von meinen Gedanken verhehlt habe. Mein Inneres lag so offen vor ihr da, als mein Aeußerliches. Meine Erziehung war ununterbrochen. Ich kam niemals von der Seite meiner Großmutter, und alles, was ich sah, war für mich ein Unterricht. Sie sagte, Lehrmeister würden mich nur um meine Zeit bringen, und sie hielt mir keinen einzigen. Sie haßte den gekünstelten Anstand der Tanzmeister, und begnügte sich an dem, welchen uns die Natur gibt, wenn sie uns gut gebauet hat. Sie liebte die Instrumentalmusik nicht, weil sie fand, daß viele Instrumente zusammen ein zu großes Getöse machen, und daß ein einziges nicht viel bedeuten will; aber sie

war eine Freundin vom Singen, doch allein und ohne Begleitung; und sie würde mich haben singen lehren lassen, wenn ich Stimme gehabt hätte. Sie behauptete, daß unter allen natürlichen Talenten dieses das einzige wäre, welches einer Anleitung bedürfte; da sie aber an mir keine andern Eigenschaften zu bearbeiten fand, als Denken und Empfinden, so begnügte sie sich, auch nur meine Gedanken und Empfindungen zu leiten; und ich bin, wie meine Großmutter, sehr zufrieden mit meinem Loose."

In der That hat wohl keine Erziehung einen ausgezeichneteren Erfolg gehabt, als diese. Man fand in Madame Geoffrin die nach diesen Grundsätzen, diesen Beispielen gebildete Schülerin. Großmutter und Enkelin schienen einerley Wendung, einerley Charakter des Geistes zu haben, und vorzüglich die Worte: „Sie hatte sehr wenig Unterweisung empfangen, aber ihr Geist war so aufgeklärt, gewandt und thätig, daß er sie niemals verließ, und ihr immer die Stelle der Gelehrsamkeit ersetzen half:" sind das treue Gemälde von Madame G e o f f r i n. Die herrschenden Eigenschaften ihres Geistes waren: das Natürliche, die Richtigkeit, die Feinheit, und manchmal die Grazie. Diese Richtigkeit ihres Geistes verrieth sich auch in ihren Urtheilen, und in der Zurückhaltung, mit der sie sie fällte; denn niemals sprach sie von etwas, das sie nicht verstand. Sie

zeigte sich ferner in der Ordnung, die in ihrem Hauswesen, in ihren Angelegenheiten, und in dem ganzen System ihres Lebens sich blicken ließ. Man fühlte, wenn man sie sah, daß alles in und um ihr in seiner Stelle und in Ruhe war. Sie besaß Einsicht, aber bloß die Einsicht des ersten Augenblicks; denn ihr Charakter, und das Ungewohnte der Applikation, erlaubte ihr keine starke und anhaltende Aufmerksamkeit. Auch verbarg sie sich diese Art von Geistesträgheit nicht. „Mit meinem Geiste, pflegte sie zu sagen, ists wie mit meinen Beinen; ich gehe gern auf ebener Erde spatzieren, aber ich klettere nie auf Berge, um das Vergnügen zu haben, wenn ich oben bin, sagen zu können, ich habe den und den Berg bestiegen.“ Sie konnte auch die Kinder nicht leiden, die vor den Jahren klug werden, und aus denen man Wunder macht, die aber oft, wenn sie erwachsen sind, sehr mittelmäßige Leute abgeben. Sie empfand, sagte sie, eine sehr unangenehme Empfindung, wenn sie sich vorstellte, wie viele Mühe es dem armen Kinde gekostet haben müsse, um sich über den natürlichen Flug seines Alters hinauszuschwingen. Da sie sich selbst so genau zu beurtheilen wußte, so gerieth sie niemals auf den Einfall, Schriftstellerinn zu werden. Als einige ihrer Freunde eines Tages sehr in sie drangen, daß sie eine Nachricht von ihrem Leben aufsetzen mögte, so versprach sie es endlich,

und lud sie einige Tage darauf zu sich ein, um ihnen den Anfang vorzulesen. Hier ist er:

Memoires der Madam Geoffrin in sechs Duodezbänden.

Vorrede.

„Der Wahrheit meines Charakters, dem Na„türlichen meines Geistes, der Einfachheit und Ver„schiedenheit meines Geschmacks, verdanke ich das „Glück, das mich in allen Vorfällen meines Lebens „begleitet hat. Wie süß ists für mich, in seine Auf„tritte mich zurückzusetzen, und wie reizend, zu den„ken, daß ich mich mir selber enthüllen werde.“

„Für mich wird dieses Werde das seyn, was „gewöhnlich für uns Frauenzimmer große Entwürfe „von Nähtereyen oder Stickereyen sind: die Wahl des „Desseins vergnügt uns, die Ausführung beschäftigt „uns einige Zeit, wir arbeiten wenig dran, wir be„kommen's satt, und lassen's liegen.“ Und das war das ganze Werk.

Die Grazie und Anmuth ihres Geistes breitete sich besonders über ihre Briefe und Gespräche aus: die ersten waren mehr simpel als leicht, die Schreibart gedrungen und deutlich, die Gedanken richtig und ihre Wendung originell; sie brauchte aber Zeit, um sie zu schreiben. Ihre Unterhaltung beym Te=te=a=Tete war sanft und munter. Sie besaß im

vorzüglichen Grade jene Kunst, jene so einnehmende Gefälligkeit, die Leute, mit denen sie sprach, auf Gegenstände zu bringen, die sie interessiren konnten, und sie dann ununterbrochen fortschwatzen zu lassen. So ging es einmal dem Abt Sondet-Priere. Dieser Biedermann war zuweilen ziemlich langweilig. An einem Winterabend, als er Madam Geoffrin bey guter Zeit besuchte, und sie voraus sah, daß sie seiner sobald nicht los werden würde, brachte sie ihn auf Materien, wovon er sehr gut zu sprechen wußte. Beym Weggehen sagte Madam Geoffrin zu ihm: „Herr Abt, Sie haben mich heute vortrefflich unterhalten.“ — „Ich war nur das Instrument, auf welchem Sie gut spielten,“ erwiederte dieser.

In zahlreicherer Gesellschaft sprach sie wenig und begnügte sich, mit Antheil zuzuhören. Selten redete sie viel hintereinander weg, ausgenommen wenn sie erzählte, oder wenn sie eine lebhafte Empfindung entwickeln wollte, welche die Conversation in ihr erwecket hatte. Ihre Erzählungen waren gemeiniglich vortrefliche Schilderungen der Charaktere solcher Personen, die sie kannte. Es herrschte darinn ein lebhafter und origineller Ton, der schwer zu kopiren war. Sie sagte von den Schwätzern: „Ich komme so ziemlich mit ihnen zurecht, wenn es Schwätzer von der Art sind, die nichts thun, als plaudern, und

die nicht verlangen, daß man ihnen antworte. Mein Freund Fontenelle, der ihnen, wie ich, verzeiht, sagt, daß sie seine Brust ausruhen lassen, aber mir erzeigen sie noch eine andere Güte: ihr unbedeutendes Geschwirre ist für mich, was das Lauten der Glocken ist, das nicht am Denken hindert, und oft dazu einladet." Nur Schwätzer von Prätension, die glauben, daß sie in der Welt bloß da sind, damit man ihnen zuhöre, und bey denen die Nothdurft des Plauderns ein Bedürfniß der Eitelkeit geworden ist, waren ihr unausstehlich: und doch nahm sie sich in Acht, daß sie es nicht gewahr wurden. „Ich wollte, sagte sie, von einem unter ihnen, daß Gott die Barmherzigkeit für mich hätte, und mich, ohne daß es mein geschwätziger Gesellschafter wüßte, taub machte, wenn er mit mir spräche. Er würde schwazzen und schwatzen, und glauben, daß ich ihm zuhörte, und wir würden beyde zufrieden seyn." Nie war sie pikanter und heftiger, als wenn sie mit ihren Freunden schmählte, ihre Bewegungen und Ausdrücke waren alsdann so originell, und malten mit so vieler Wahrheit, daß man unmöglich böse werden konnte, und der ausgeschmälte Freund der erste war, der darüber lachte, und sie nur noch mehr lieb gewann. Ich habe gesagt, daß sie wenig Unterricht empfangen hatte; allein ihre Kenntnisse bestanden in denen, die sich ein guter Kopf in Gesell-

schaft durch Aufmerksamkeit und Beobachtung sammeln kann. Künstler und Gelehrte waren ihr willkommen, und sie liebte sie. Die Unwissenheit der Madam Geoffrin war also eine liebenswürdige Unwissenheit, ohne Starrsinn, die sich gern unterrichten läßt, und die man nicht mit der verschuldeten Unwissenheit verwechseln muß, der einzigen, die unsre Verachtung verdient. Sie gefiel sich, und gefiel selbst im Umgange mit gelehrten Personen, man verließ sie nie, ohne von der Feinheit und Leichtigkeit ihres Geistes bezaubert zu seyn. Waren die spekulativischen Kenntnisse der Madam Geoffrin unbekannt, so besaß sie dagegen in einem sehr hohen Grade die wichtigste unter allen, weil sie die üblichste ist, die Kenntniß der Menschen. Sie war stolz darauf, sie rühmte sich ihrer öffentlich, und man verzieh es ihr, weil sie sich bloß Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Sie schrieb von Warschau an Herrn d'Alembert: „Ich fühle, daß ich genug Menschen und Dinge gesehen haben werde. Ich habe einen guten Vorrath von Vergleichungen und Ueberlegungen auf meine übrige Lebenszeit gesammelt.“ Vielleicht kannte sie das Menschengeschlecht, überhaupt genommen, weniger, als nach seinen einzelnen Theilen, aber sie hatte aus ihren Bemerkungen eine gewisse Anzahl von Facit's gezogen, und diese in Maximen gebracht, die sie

ihren Freunden oft wiederholte. Hier sind einige davon.

„Haushälterisch seyn ist die Quelle der Unab„hängigkeit und Freygebigkeit.“

„Man muß kein Gras auf dem Wege der „Freundschaft wachsen lassen.“

Diese beyden Maximen standen auf ihren Jeton's gegraben.

„Drey Dinge werfen die Pariser zum Fenster „hinaus: ihre Zeit, ihre Gesundheit, und ihr „Geld.“

„Das beste Mittel, bey andern keine Lange„weile zu haben, ist, wenn man mit ihnen von ih„nen selbst spricht; man hat zugleich den Vor„theil, daß ihnen alsdann auch die Zeit bey uns „nicht lang ist.“

„Man muß niemals Personen von Ansehn um „etwas bitten, als bis man gewiß ist, es zu erhal„ten.“

„Unter allen Arten, sich Unglückliche verbind„lich zu machen, ist die bequemste die, ihnen selbst „das Gute zu thun, das wir für sie von andern zu „erlangen suchen sollten.“

„Man muß niemals Leuten rathen, die des „Raths nicht bedürfen, nie denen Vorwürfe machen, „die Vorwürfe verdienen, nie die aufzuheitern su„chen, die sich ennuyren.“

„Man muß niemals seine angegriffenen Freun„de von der Seite vertheidigen, von der man sie „anklagt, sondern von der guten Seite, die ihnen „nicht streitig gemacht wird."

„Man muß Leute, die man liebt und schätzt, „nur überhaupt und nicht detailweise loben."

Manchem werden vielleicht diese Sätze parador vorkommen, aber wer Madame Geoffrin sie erklären hörte, sah sich bewogen, sie Geist- und Wahrheitsvoll zu finden. Die Kenntniß der Menschen, die so oft zur Menschenfeindschaft führt, und uns oft abhält, uns thätig mit dem Glücke unsrer Mitbürger zu beschäftigen, hatte nie diese Wirkung auf das Herz der Madam Geoffrin hervorgebracht. Sie besaß jene Nachsicht, die uns, wo nicht mit dem Laster, doch mit der menschlichen Schwäche aussöhnt, und die zum Denkspruch sich jenen so simpeln und wahren Vers des Hierophanten in der Olympia wählt.

Helas! tous les humains ont besoin de clémence!

Wohlthun war die stete Beschäftigung ihres Lebens. Sie ausüben, war für sie zur täglichen Nothwendigkeit geworden. Ihre Bedienten bemerkten, daß sie allezeit früher als gewöhnlich aufstand, wenn sie ein Geschenk zu geben hatte, oder jemandem helfen wollte.

Titus comptoit les jours, vous comptez les momens,

sagte ein Dichter von ihr, und er hatte Recht. Ungeachtet sie manchmal mit ihrer gewöhnlichen Naivetät von ihrer Wohlthätigkeit überhaupt sprach, so verbarg sie doch sorgfältig das Wesentliche ihrer guten Handlungen, und ließ im eigentlichen Verstande „die linke Hand nicht wissen, was die rechte gab.“ Sie führte hierüber oft einen morgenländischen Spruch an, den sie sogar hatte abschreiben, und in Rahmen aufhängen lassen. „Thu Gutes, und solltest du's auch den Fischen ins Meer zuwerfen; Gott wird sich seiner erinnern.“ Sonderlich bey ihren Freunden, und bey den Gelehrten, die ihre Gesellschaft ausmachten, befriedigte sie dasjenige, was sie ihre gebende Laune nannte. Sie besuchte sie oft bloß in der Absicht. Sie gab auf die Meublirung ihrer Zimmer acht, untersuchte, ob diesem oder jenem etwas fehlte, eine Wanduhr, ein Schreibtisch u. s. w. oder ob da oder dort noch eine nützliche Meuble anzubringen sey; und hatte sie oft so etwas entdeckt, so ruhte sie nicht eher, als bis sie ihre Geschenke gegeben hatte, und es wurde für sie eine eben so drückende Last, als einem andern eine drückende Schuldforderung seyn würde. Dabey gab sie allezeit mit der größten Uneigennützigkeit. Sie erzürnte sich im Ernst, wenn man Geschenke durch

Geschenke erwidern wollte, und sagte, man suche ihr nur ihr Vergnügen zu verderben. Als sie Warschau verließ, gab ihr der König von Polen sein Bildniß, das mit Diamanten von sehr hohem Werthe besetzt war. Sie schlug die Diamanten hartnäckig aus, und empfieng es nur mit einer simpeln Einfassung. Sie war gezwungen gewesen, ein Porzellainservice von der Kaiserinn-Königinn, und sehr schönes Pelzwerk von der Kaiserinn von Rußland anzunehmen. „Es sind recht schöne Geschenke, sagte sie, und solcher Kaiserinnen würdig, aber mir sind sie völlig überflüßig, denn ich trage kein Pelzwerk und ich werde mich dieses Porzellains in meinem Leben nicht bedienen. Ich bin wie der Hahn im La Fontaine, der eine Perle findet; das kleinste Gerstenkorn wäre mir lieber.“ Ein großer Theil ihrer wesentlichsten und beträchtlichsten Wohlthaten sind unbekannt geblieben, und werden es vielleicht beständig bleiben; andere sind durch ein Ohngefähr errathen worden, und wieder andere konnten nicht verheimlicht werden, weil sie unter den Augen des Publikums vorgingen. Vorzüglich war sie eine Wohlthäterin der Gelehrten. Sie setzte im Jahre 1760 dem Herrn D'Alembert, dessen Glücksumstände damals unter dem Mittelmäßigen und ein Vorwurf für sein Vaterland waren, ein Einkommen von 600 Livres aus, und vermehrte dieses nachher noch mit 1300

Livres Leibrenten, die er nach ihrem Tode geniessen sollte. Auf ihrem Todbette stellte sie ihm drey Verschreibungen aus, die zusammen 400 Livres jährlich betrugen und die zu Werken der Gutthätigkeit bestimmt sind, die sie selbst vorgeschrieben hat. Als Herr Thomas durch einen Zufall an den Augen zur Arbeit untüchtig gemacht wurde, ergriff Madam Geoffrin die Gelegenheit, ihn zur Annahme einer Leibrente von 1200 Livres zu bewegen, um, wie sie sagte, die Kosten seiner Krankheit bestreiten, und den Schaden der unterlassenen Arbeit ersetzen zu können. Sie legte in der Folge noch 6000 Livres hinzu; und alle diese Wohlthaten wurden mit einer Erkenntlichkeit angenommen, die eben so edel als die Freygebigkeit war, von der sie die Freundschaft empfieng. Herr Merellet bekam 1200 Livres an Leibrenten; sie wendete zum Besten der Demoiselle de l'Espinasse, die ihre seltenen Eigenschaften des Geistes und der Seele eines bessern Schicksals würdig machten, den größten Theil des Geldes an, das sie aus den drey schönen Gemälden des Vanloo gelöset hatte, die sie an die Kaiserin von Rußland verkaufte. Madam Geoffrin liebte die l'Espinasse zärtlich, obgleich zwischen ihren beyden Charaktern sich ein sehr merklicher Kontrast befand. Madam Geoffrin liebte die Ruhe und Nachsicht, ihre Freundinn hingegen war in einer bestän-

digen aufbrausenden Bewegung, und die Heftigkeit selber. Unterdessen hatte sich zwischen diesen beyden Damen eine sehr warme und zärtliche Freundschaft gegründet, die beyden zur Ehre gereichte. Auf dem langen und schmerzhaften Krankenlager, welches die Demoiselle de l'Espinasse ihren Freunden entriß, bezeugte sie oft, wie süß es ihr sey, Madam Geoffrin auf der Bahn des Todes voranzugehn.

Herr von Mairan hatte Madam Geoffrin zu seiner Universalerbin ohne Bedingungen, ohne Fideikommiß, ohne Einschränkung eingesetzt. Nie hat ein sterbender Freund mehr Vertrauen gezeigt, und nie hat man einem solchen Vertrauen mehr Ehre gemacht. Sie schrieb zuerst an seine Verwandten, um sie zu fragen, ob sie etwas gegen den letzten Willen des Herrn von Mairan einzuwenden hätten: sie antworteten ihr, daß sie ihn für gesetzmäßig und gerecht erklärten, und daß sie mit dem Vermächtnisse schalten könnte, wie sie wollte. Kraft dieser Vollmacht theilte sie die ganze Verlassenschaft aus, die sich über 50,000 Thaler belief. Sie belohnte die Bedienten reichlich, sie gab 50,000 Franken einem alten Freunde des Herrn von Mairan, und verschiedene Summen seinen Verwandten rc. „Gottlob! sagte sie einmal zu einem Freunde, „endlich bin ich „diesen Morgen mit der Vertheilung der Verlassen„schaft unsers armen Mairan fertig geworden; dies

„setzte mich in wahre Verlegenheit." Als Herr von Voltaire sich mit den Angelegenheiten der unglücklichen Familie Sirven beschäftigte, schrieb er auch an Madame Geoffrin, die sich damals zu Warschau befand. Sein Brief und ihre Antwort machen beyden zu viel Ehre, als daß ich sie hier nicht einrücken sollte.

Schreiben des Herrn von Voltaire an Madame Geoffrin, den 5. Julius 1766.

„Madame, Sie sind bey einem Könige, der „unter allen Königen allein seine Krone seinen Ver„diensten zu danken hat. Ihre Reise macht Ihnen „beyden Ehre. Hätte es meine Gesundheit erlaubt, „so wäre ich zu Ihnen gekommen, um sie zu bitten, „in Ihrem Gefolge reisen zu dürfen. Ich kann dem „Könige und Ihnen nicht beßer meinen Hof machen, „Madame, als wenn ich Ihnen eine gute Handlung „vorschlage: geruhen Sie, diese kleine Beylage „den König lesen zu lassen, und selbst zu lesen."

„Die, welche die Sirven unterstützen, und sich „ihrer Sache annehmen, bedürfen des Beystandes „geehrter und theurer Namen. Wir verlangen nur „unsre Liste durch jene Namen geziert zu sehen, die „das Publikum anfeuern: die kleinste Beysteuer ist „uns genug. Der Ruhm, die Unschuld zu schützen, „ist hundertfältig so viel werth, als die Gabe.

„Die Sache, die es betrifft, interessirt das mensch-
„liche Geschlecht, und in seinem Namen, Madame,
„wende ich mich an Sie. Ihnen werden wir die
„Ehre, Ihnen die Freude danken, zu sehen, wie
„ein guter und großer König der Unschuld wider ei-
„nen Dorfrichter beystehet, und das seinige zur Aus-
„rottung des entsetzlichsten Aberglaubens beyträgt.

Antwort der Madam Geoffrin.

Warschau, den 25ten Julius.

„Sobald ich Ihren Brief empfing, schickte ich
„ihn, auch mit den Beylagen, an den König. Sei-
„ne Majestät erwiesen mir die Ehre, mir auf der
„Stelle das Billet zu schreiben, das ich hier in der
„Urschrift beylege.“

Billet des Königs.

„Ich habe in dem Briefe, den Ihnen Voltaire
„geschrieben hat, die Ursache wahrzunehmen geglaubt,
„warum er sich an die Freundschaft zum Besten der
„Gerechtigkeit wendet. Wenn ich die Bildsäule
„der Freundschaft zu machen hätte, so würde ich ihr
„Ihre Züge geben. Diese Gottheit ist diese Mut-
„ter der Wohlthätigkeit, Sie sind die meinige seit
„langer Zeit, und Ihr Sohn würde es Ihnen nicht
„abschlagen, wenn auch, was Voltaire verlangt, mir
„nicht so sehr zur Ehre gereichte.“

„Da ich Ihnen, mein Herr, dieses zu verdan-

„ten habe, so bringe ich es Ihnen zum Opfer. S. „M. ließen mir sagen, daß wir die Brochüre zusam„men lesen wollten. S. M. haben sie mir vorgele„sen, und da der König eben so gut liest, als Sie „schreiben, so haben der Leser und der Verfasser mir „einen der herrlichsten Abende genießen helfen. S. „M. sind von dem Zustande der Unglücklichen, für „die Sie sich interessiren, auf das innigste gerührt „gewesen, und haben mir aus Ihrer Tasche 200 Du„katen für Sie gegeben. Der König seufzte, als er „an die Stelle Ihres Briefes kam, wo Sie zu be„dauern scheinen, daß Sie mich nicht haben beglei„ten können. Sie haben Könige gesehen? Nun „gut! Die Seele, das Herz, der Geist und die „Annehmlichkeiten von diesem würden für ihre „Philosophie und Menschlichkeit ein interessantes, „rührendes, angenehmes und vielleicht neues Schau„spiel gewesen seyn."

Wir übergehen das übrige dieses Briefs, an dessen Schlusse sie Herrn von Voltaire noch Nachricht gibt, daß sie im Oktober ihm das Allmosen des Königs, und das „Scherflein der Wittwe" zustellen würde. Madam Geoffrin hatte zwey Arten der Gutthätigkeit, die sich selten vereinigt finden. Eine, die, so zu sagen, jährlich und regelmäßig, die andere, die täglich und von dem Augenblicke abhängend war; und wo es nicht an Gelegenheit fehlte, sie im

Ausübung zu setzen. Sie theilte verschiedene kleine Pensionen für Erziehung von Kindern, an alte abgedankte Bedienten u. s. w. aus. Der Sonntag, der Tag, an dem sie nie Gesellschaft annahm, war zur Abzählung und Versendung dieser kleinen Pakete bestimmt, und selten verging ein Tag, den sie nicht durch eine gute Handlung bemerkte. Hier sind ein paar Beyspiele.

Sie hatte bey dem berühmten Bouchardon zwey marmorne Vasen bestellt, die ihr von zwey Arbeitern überbracht wurden; der eine Deckel war zerbrochen. „Ach, Madame, sagten die Arbeiter, unser Kamerad, dem dies Unglück begegnete, ist darüber so außer sich, daß er sich nicht unterstanden hat, Ihnen vor die Augen zu kommen, und wenn es unser Herr erfährt, so wird er ihn fortjagen, und der Mann hat eine Frau und vier Kinder.“ Gut, gut, er soll ohne Sorgen seyn, antwortete die edle Geoffrin, ich werde keinem Menschen ein Wort davon sagen. Als die Leute fort waren, dachte sie bey sich selber: „Der arme Schelm hat wohl viel Unruhe, viel Angst deswegen ausgestanden, ich muß ihn dafür entschädigen, und hierauf schickte sie ihm zwölf Livres, und den beyden andern, die das Wort für ihn geredet hatten, drey Livres ins Haus.

Man zeigte ihr, wie schlecht sie von ihrer Milchfrau bedient würde. „Ich weiß es wohl,“ antwortete sie, „aber ich kann sie nicht abdan„ken.“ — Und warum nicht, Madam? — „Weil „ich ihr zwey Kühe gegeben habe.“ — Man fand die Ursache sehr besonders. „Nun ja,“ fuhr sie fort, „sie verkaufte Milch an meiner Thüre: meine „Leute sagten mir, sie wäre voll Verzweiflung, daß „sie ihre Kuh eingebüßt hätte, und weil sie mir „das etwas zu spät sagten, so gab ich ihr zwey „Kühe, eine, um die verlohrne zu ersetzen, und die „andere, um sie über den Kummer zu trösten, den „sie die acht Tage über gelitten hatte: Sie sehen al„so, ich kann die Milchfrau nicht abdanken.“ Diese beyden Züge der Gutheit rührten ihre Freundinn, de l'Espinasse, so sehr, daß sie auf den Einfall kam, zwey kleine Kapitel daraus zu Sterne's empfindsamer Reise zu verfertigen.

Das sonderbarste bey ihrem gutthätigen Charakter war ihr Abscheu vor allen Danksagungen: ich will mich durch meine Hände bezahlen, pflegte sie zu sagen; sie predigte daher oft das Lob der Undankbarkeit, und gestand laut, sie liebe die Undankbaren.

„Der Dankbare, sagte sie, erzählt aller Welt, „daß er von euch eine Wohlthat empfangen hat. „Alle, die es hören, fangen dabey an, es euch zu ver-

„denken, daß ihr nicht sie, oder ihre Freunde, zu „Gegenständen eurer Gutthätigkeit wählet, und „nehmen sich vor, euch nächstens dazu die Gelegen= „heit zu geben. Hierdurch wird man manchmal in „die Nothwendigkeit gesetzt, entweder unangenehme, „abschlägige Antworten zu ertheilen, oder seine „Wohlthaten übel anzuwenden. Auch zieht man „sich nicht selten, indem man Andre verbindet, den „Tadel selbst der unintereſſirteſten Leute zu: die „Wohlthat hätte können beſſer angewendet werden, „sagt man; oder man fällt über die Person her, „die es empfangen hat, und wundert sich, wie sie „so wenig Edelmuth besitzen, und es nehmen konnte. „Allen diesen Unannehmlichkeiten weicht man aus, „wenn man Undankbare verbindet: eure gute That „bleibt im Dunkeln: ihr genießt ihrer allein: Nie= „mand schmälert ihr Verdienst: Niemand sagt, daß „sie übel angewendet sey: Niemand plagt euch um „neue: Also thue ich Recht, die Undankbaren zu lie= „ben."

Unter den Gelehrten und Künstlern, die den beständigen Umgang der Madame Geoffrin ausmach= ten, zählte man, ohne hier die Lebenden zu rechnen, deren Verzeichniß gar zu weitläuftig werden würde, die Herren Fontenelle, Montesquieu, Abt de St. Pierre, Mairan, Hume, Algarotti,

Helvetius, Maupertuis, Graf Caylus, Mariette, Bouchardon, Vanloo, kurz alles, was sich in den Fächern der Künste und Gelehrsamkeit auszeichnete. Personen vom ersten Range suchten ihre Gesellschaft, und ihre Anzahl ist zu beträchtlich, als daß man sie alle hersetzen könnte. Der regierende König von Polen nannte sie nur seine Mutter. Die Kaiserin von Rußland schrieb ihr eine Menge Briefe, voll der schmeichelhaftesten Beweise ihrer Hochachtung und Liebe. Die Freymüthigkeit, mit der ihr Madame Geoffrin bey einer kitzlichen Gelegenheit antwortete, zog eine Erkältung und die Unterbrechung dieses Briefwechsels nach sich. Madame Geoffrin schickte, ohne daß es verlangt wurde, alle Briefe zurück, und behielt nicht einmal eine Abschrift: eine Art von Opfer, wie es eine erhabene Seele allein fähig ist, und wie es die Eitelkeit nie fähig gewesen seyn würde. Die Kaiserin Königin und der Kaiser empfingen sie bey ihrer Durchreise durch Wien, als sie aus Polen zurückkam, mit der größten Hochachtung. Der Kaiser besuchte sie auf seiner letzten Reise nach Paris, ob sie sich gleich damals seit vielen Monaten in einem sehr schmerzhaften Zustande befand, der alle Kräfte ihrer Seele erschöpfte. Man kann zu diesen Personen noch den vorigen König von Schweden, und fast alle deutsche Fürsten hinzusetzen, die Frankreich bereiset haben.

Madame Geoffrin ließ frühzeitig schon ihren Gefallen an dem Umgange mit Gelehrten blicken. Sie hatte bey der Frau von Tencin einen Theil der berühmtesten der damaligen Zeit kennen lernen, und erbte diesen schönen Theil der Verlassenschaft der Frau von Tencin. Fontenelle, Montesquieu, Marian ꝛc. machten sichs zum Geschäfte, sich einen Tag in der Woche bey ihr zu versammeln; des Mittwochs gab sie den Gelehrten des Mittags eine Mahlzeit, und alle Abende stand ihr Haus denen offen, die einer solchen Gesellschaft und einer solchen Ehre würdig waren. Sie beobachtete darin eine so genaue Ordnung, daß sie Paris nur höchst selten verließ, und zu der zur Gesellschaft bestimmten Stunde pünktlich zu Hause war. Die Künstler fanden sich auch bey ihr ein. Sie interessirte sich für den guten Erfolg ihrer Arbeiten, besuchte sie in ihrer Werkstatt, und verschaffte ihnen Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Ihr Zimmer war mit ihren Meisterstücken geziert. Schildereyen von Vanloo, Greuze, Vernet, Vien, Grenee, Robert, Köpfe von St. Moine ꝛc., Meublen und Bronzen im besten Geschmack; alles verkündigte da die Liebe zu den Künsten und Künstlern. Die bestimmte Zeit der Zusammenkunft der Künstler war Donnerstags. Wenn Jemand ein Gemälde oder ein anderes Kunstwerk kaufen wollte, so schickte man es an diesem Tage

zur Madame Geoffrin, und die Meister in der Kunst fällten ihr Urtheil. Herr Mariette brachte gewöhnlich eine große Anzahl von Zeichnungen der größten Meister mit dahin, welche hernach die ansehnliche und kostbare Sammlung ausmachten, die er nach seinem Tode hinterlassen hat. Die Liebhaber und andere Personen von Stande, die den Zutritt zu dieser Gesellschaft erhielten, lernten hier die Künstler persönlich kennen, und entschlossen sich eher, ihre Talente in Thätigkeit zu setzen. Man kann mit Grunde behaupten, daß die Geoffrinischen Donnerstage zu der Verfertigung des größten Theils der Gemälde der neuen französischen Schule beygetragen haben, welche jetzt die Zierde der europäischen Kabinetter sind.

Nicht allein alles, was in Paris Anspruch auf Geschmack und guten Umgang machte, versammlete sich bei Madame Geoffrin, sondern auch alle Fremde, welche ihre Geschäfte oder ihre Liebe zu den Wissenschaften und Künsten und einer guten Gesellschaft, in diese Hauptstadt riefen. Die Gesandten und Minister der Höfe, die fremden Gelehrten, die vornehmen Reisenden, alle wetteiferten um den Zutritt in ein Haus, wo sie mit einer edlen Gastfreyheit empfangen wurden, und die schätzbarsten und bekanntesten Genie's aus allen Fächern der Wis-

senschaften und Künste, und eine große Anzahl Personen vom ersten Range versammlet fanden. Alles dieses bildete ein Ganzes von einer Gesellschaft, die einzig in ihrer Art war, und die vielleicht nie wieder zusammen kommen wird.

Ordnung, Reinlichkeit, guter Geschmack und Bequemlichkeit machten ihr Haus von außen angenehm. Ihr Zimmer hatte etwas von ihrem Charakter; etwas Besonders, ohne deswegen ins Seltsame zu fallen; und etwas Gesuchtes, das jedoch die Simplicität nicht ausschloß.

Jedermann ward von ihr mit Höflichkeit und mit einem toleranten und liebenswürdigen Wesen empfangen, das ihre große Kenntniß, die sie von der Welt besaß, nach Jedes Neigung und Charakter anzupassen wußte, ohne sich dabey etwas von ihrer Freymüthigkeit und Offenherzigkeit zu vergeben. Wenn sie ja eine Leidenschaft hatte, so war es gewiß keine unmäßige Sucht, berühmt zu seyn, wie man ihr hat aufbürden wollen, und wie man heimtückisch ihre polnische Reise auslegte; nein, es war ein Verlangen, sich Achtung und Ehre zu erwerben, ein Verlangen, das gewiß das edelste unter allen Arten des Ehrgeizes ist, und nothwendig Verdienst und Tugenden voraussetzt, wenn man darin glücklich seyn will.

Madame Geoffrin war im Jahr 1699 gebohren, und starb 1777.

Ich will ihre Biographie mit einem Zuge schliessen, der allein beweisen würde, daß sie wesentliche Vorzüge und Verdienste besaß: Sie ward verleumdet, gehaßt, beneidet. — Aber

Quid virtus et quid sapientia possit
Utile proposuit nobis exemplar.

HORAZ.

Aristides.

Quem neque pauperies, neque mors, neque vincula terrent,
Responsare Cupidinibus, contemnere honores,
Fortis, et in se ipso totus teres, atque rotundus,
Externi ne quid valeat per laeue morari.

HORAT.

Dieser Name wird schwerlich Einem meiner Leser in die Augen fallen, ohne das Andenken zu erneuern, das die meisten dem Cornelius in der kurzen Beschreibung dieses vortrefflichen Mannes zu danken haben. Wenn unverfälschte Tugend und reine Unschuld die wahre moralische Größe eines Menschen bestimmen können, so verdient es Aristides gewiß, daß wir ihn als ein sehr reitzendes Beyspiel eines solchen großen Mannes etwas näher kennen lernen. Ich will deswegen hier seine Geschichte aus

den Nachrichten der Alten, und besonders des Plutarchs, der die berühmten Männer seiner Nation ziemlich genau geschildert hat, ausführlicher erzählen.

Aristides war zu Athen gebohren, in einer Stadt, wo damals die Wissenschaften und Künste, der gute Geschmack, alles, was einen edlen, trefflichen Mann bilden kann, blüheten. Sein Vater hieß Lysimach, aus einem alten Geschlechte der Stadt, der aber nicht so reich war, daß er hätte glauben können, seinen Sohn durch Reichthümer allein groß und glücklich zu machen. Dies sollte allein das Werk der Tugend und der Verdienste seyn. Er und Themistokles lebten in gleichem Alter, und wurden von einerley Lehrern in der Philosophie unterrichtet: denn man hatte damals den Grundsatz, daß keiner ein Staatsmann, ein Feldherr, ein Regent, oder nur ein brauchbarer Mann für den Staat seyn könne, ohne ein Philosoph zu seyn. Wenn man in der Kindheit eines Menschen schon sein ganzes künftiges Leben gleichsam in Miniatur sehen kann, so zeigte sich gewiß auch schon unter diesen beiden Jünglingen alles, was man nachher in ihren Charakteren deutlich bemerket hat. Themistokles war schon als ein Knabe der hurtige, kühne, listige, eigennützige und ruhmsüchtige Themistokles, in dem man auch hernach den Sieger bey Salamin nicht verkannte; und Aristides war

in eben diesen Jahren schon der gesetzte, ernsthafte Jüngling, der den künftigen weisen und tugendhaften Staatsmann versprach; er bewies sich bey allen kleinen Vorfällen so gerechtigkeitsliebend und billig, als man ihn hernach auf dem großen Schauplatze sah; niemals spielte er Ränke, seine jungen Freunde zu hintergehen; niemals sah man ihn mit einem kindischen Zeitvertreibe und mit Thorheiten der Jugend beschäftiget, und eben so, wie man vom Epaminondas sagt, hat er auch nicht einmal im Scherze gelogen. Diese beiden Jünglinge waren niemals mit einander einig, die Meynungen des einen waren fast niemals die Meynungen des andern; und man hat in der Folge gesehen, daß die Uneinigkeit beständig gewähret, und in dem wesentlichen Unterschiede ihrer Charaktere gegründet war. Die Geschichte dieser beiden Griechen ist zu sehr durch einander geflochten, als daß man den einen ohne den andern völlig kennen lernen sollte. Die Geschichte des Themistokles, die wir also mit einstreuen müssen, soll uns zur Schattirung unsers Hauptgemäldes dienen.

Themistokles, dessen Vermögen sehr geringe war, kannte die Macht des Volks in den Veränderungen des Staats, und nahm also zur Befriedigung seiner ehrgeitzigen Absichten die Maxime an, dem Volke zu schmeicheln, sich überall Freunde zu machen, und den Pöbel auf seine Seite zu ziehen.

War aller Gönner Knecht, und aller Knechte Gönner.

Durch seinen immer wachsenden Anhang ward er endlich so mächtig, daß er einen starken Einfluß in die Regierungsgeschäfte bekam; seine Beredsamkeit und klugen Einsichten thaten das Uebrige; er erhielt eine obrigkeitliche Würde und eine ansehnliche Stelle unter den Feldherren.

Indessen verkannte man die guten Eigenschaften des Aristides nicht. Dieser kannte die Denkungsart des Volkes zu wohl, als daß er dessen Gunst so eifrig hätte suchen sollen; er wußte, daß man nur gar zu oft, solchen Freunden zu gefallen, entweder zugleich sträflich werden müßte, oder sie im Gegenfalle vor den Kopf stoßen würde. Er war weit von dem Partheygeiste entfernt, sich Anhänger zu machen; er war ein Patriot und Menschenfreund, und liebte seine Landsleute aufrichtig; aber er hütete sich vor den vielen kleinen und niedrigen Freundschaften, die der Stolze und Eigennützige nur oft um sein Selbst willen macht, und war gegen die Reize der wahren Freundschaft, die nur unter Wenigen Statt finden kann, gewiß nicht unempfindlich. Ein ehrlicher Mann, sagte er, muß damit zufrieden seyn, daß er gute Handlungen thut; er muß sich allein darüber freuen können, daß er das gemeine Beßte des Vaterlandes befördert, ohne sich in Gefahr

zu setzen, diesen erhabenen Vorwurf durch Nebenverbindungen aus dem Gesichte zu verlieren. Er bewunderte den Lykurg, und ahmte ihm nach, oder vielmehr, er ahmte Gott nach, dadurch, daß er Wahrheit ehrte, Gerechtigkeit und Menschenliebe bewies. Man berief ihn also mit zur Regierung des Staats, wo er oft für gut fand, den Vorschlägen und Absichten des Themistokles das Gegengewicht zu halten. Einmal hatte er ihn aus Unwissenheit in einer Sache besiegt, davon er am Ende einsahe, daß sie dem Staat würde nützlich gewesen seyn: „Ihr „Athener," schrie er, „wollet ihr glücklich seyn, so „bestraft nicht den Themistokles, sondern mich!" Weil er sahe, daß ihm Themistokles in allem zuwider war, so ließ er oft einen nützlichen Vorschlag durch Andere vortragen, damit ihn jener nur nicht aus Eifersucht hindern mögte.

Bey allen Veränderungen der Republik zeigte er eine solche Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die von Jedermann bewundert wurde. Weder stolz über seine Erhöhung, noch kleinmüthig in seinen Widerwärtigkeiten, bewies er stets die Tugend eines rechtschaffenen Bürgers, daß man dem Vaterlande umsonst, und ohne Nebenabsichten, Gut und Ehre widmen müsse. Daher kam es, daß, als die Stelle des Aeschylus auf der Schaubühne hergesagt wurde:

„Er hascht nicht nach des Tugendhaften Schein,
Ihm ists genug, es in der That zu seyn.
In seiner Brust liegt eine tiefe, reiche Quelle,
Von Edelmuth und Weisheit voll.“

alle Zuschauer die Augen auf den Aristides wendeten. Er achtete weder Freundschaft noch Feindschaft, wenn es darauf ankam, gerecht zu seyn. Als ein Beklagter vor Gericht gefordert wurde, und die Richter nach vernommener Anklage ihn nicht hören, sondern gleich zum Urtheile schreiten wollten, so sprang Aristides auf, und stand ihm bey, daß die Richter seine Verantwortung zu hören erlauben mögten. Ein andermal hatten ihn ein paar Leute, die mit einander uneins waren, zum Schiedsrichter erwählet; der eine fing seine Erzählung damit an, daß der andere den Aristides mit vielen Schmähreden beleidigt hätte — „Warum sagst du mir nicht,“ fiel ihm Aristides in die Rede, „womit er eigentlich dich beleidigt hat? denn ich soll ja nicht mein, sondern „dein Richter seyn.“

Man setzte ihn zur Verwaltung und Aufsicht über die Einkünfte des Staats, und dies Amt war an den rechten Mann gekommen, denn er war nicht nur selbst so uneigennützig, als es ein Mensch seyn kann, sondern er zeigte auch dem Staate aus der Untersuchung der vorigen Verwaltungen, in welche Leute

man ein gerechtes Mißtrauen setzen konnte. Diese Untersuchung traf auch den Themistokles.

Aus Rache machte dieser eine starke Parthey gegen den Aristides, die ihn beschuldigen mußte, er habe bey seiner Verwaltung sich auf Kosten des Staats bereichert. Es waren Wucherer genug, die Ursache zu haben glaubten, sich zu dieser unwürdigen Verschwörung gebrauchen zu lassen; denn Aristides hatte ihnen so wenig durch die Finger gesehen, daß sie ihm das Verbrechen andichteten, das er sie verhindert hatte zu begehen. Diese Verläumdung kränkte alle rechtschaffne Leute. Sie traten selbst für ihn auf, und erklärten ihn, ohne seine Schutzrede anzuhören, für unschuldig; ja, man nöthigte ihn, die Verwaltung der Staatseinkünfte von neuem zu übernehmen. So wahr ist es, daß ein tugendhaftes Leben alle Lästerungen der Feinde kraftlos zu machen im Stande ist; und so triumphirend ist noch immer, früh oder spät, die Unschuld, die in einer guten Sache leidet. Aristides bekam durch dieses neue Vertrauen, das man in ihn setzte, alle Genugthuung, die er nur verlangen konnte. Aber wie sich doch die Menschen zu allen Zeiten gleich bleiben! Diese Begebenheit gab doch unter unwissenden, lieblosen und müßigen Leuten noch immer unter der Hand Anlaß zu reden; der Eine urtheilte so, der Andere anders davon, und das ist das gewöhnliche Schicksal der Staatsbedienten,

sie mögen die Verdienste eines Aristides haben, oder nicht. Aristides hatte den klugen Einfall, sich einfältig zu stellen; er bewies sich gelinde, sah durch die Finger, und schwieg still. Und siehe da: Niemals bekam seine Verwaltung ein allgemeineres Lob, als damals; alle Zöllner, Wechsler und Wucherer, alle offenbare und heimliche Diebe des Staats, lobten, wie der willigste Gelegenheitspoet, seine Uneigennützigkeit, seine genaue Ordnung, seine Gerechtigkeit, seine Strenge bis in den Himmel, weil er sie in ihrem Eigennutze ungestört und ruhig hatte stehlen lassen; und der unwissende Pöbel, auf dessen Kosten es ging — lobte mit. Ein deutliches Beispiel von der Zweydeutigkeit des Lobes, wenn man nicht genau untersucht, von welcher Seite es kommt. Das ungestüme Bitten dieser Leute, dem Aristides die Verwaltung länger zu lassen, hätte der Obrigkeit verdächtig vorkommen müssen, wenn sie nicht ohnedem ein gerechtes Vertrauen in ihn gehabt hätte. Man trug sie ihm also von neuem auf: aber Aristides veränderte auf einmal die Scene. „Ihr „Athener,“ sagte er, „ihr habt mich zu der Zeit, „da ich mein Amt treu und redlich verwaltete, verdächtig finden wollen. Jetzt, da ich so vieles den „Dieben des Staats preis gegeben habe, bin ich in „euren Augen der vortrefflichste Mann. Ich schäme „mich jetzt mehr in der That über diese Ehre, als

„vormals über meine Anklage: aber ich bedaure euch,
„daß man bey euch mehr Lob verdient, wenn man
„die Einkünfte des Staats preis gibt, als wenn
„man sie zu erhalten sucht. Hier sind die Entwen=
„dungen, hier sind die Ungerechtigkeiten, die man
„begangen hat, hier sind sie zu ersetzen."

Die rechtschaffenen Leute gaben ihm das Lob, das er verdiente, und die Schreyer, die ihn vorhin so eigennützig priesen, verstummten.

Um diese Zeit geschah der Einbruch der Perser in Griechenland unter dem Darius, und die Athener erfochten den bekannten denkwürdigen Sieg über sie bey Marathon. Aristides hatte viel dazu beygetragen, und er war einer der vornehmsten Feldherrn dabey. Es ist wahr, daß Miltiades eigentlich in dieser Schlacht das Hauptkommando führte; daß er aber dies führete, war zum Theil Folge von des Aristides Bescheidenheit. Das Kommando war anfänglich nach Tagen unter die Generale vertheilet. Als die Reihe an den Aristides kam, so übertrug er nicht nur sein Recht dem Miltiades, sondern bestrebte sich auch so sehr, dem Ehrgeiz der übrigen Befehlshaber durch vernünftige Vorstellungen entgegen zu arbeiten, daß sie seinem Beispiele folgten, und dem Miltiades ebenfalls das Oberkommando ohne Abwechselung überließen. Er war von den Talenten des Miltiades überzeugt, und

hielt es für besser, wenn ein Einziger die höchsten Befehle austheilte, als wenn Viele befehlen wollten. Zugleich theilte er ihm seine guten Rathschläge mit, die sich im Ausgange völlig rechtfertigten, daß sie nicht übereilt gewesen waren. Und so wurde der Sieg bey Marathon gewonnen, der bey der kleinen Anzahl Griechen gegen die große Macht der Perser etwas Unmögliches zu seyn schien.

Freywillig gehorchen, wenn man ein Recht hat, zu befehlen; den Nutzen des Vaterlandes allen Schmeicheleyen der Eigenliebe vorziehen, und Andern den Ruhm gönnen, den man sich selbst hätte verschaffen können, das heißt, würdig seyn zu herrschen, das ist ein sichres Unterscheidungszeichen grosser Seelen.

Man hielt ihn auch für würdig, ihm bald darauf in dem hohen Rathe die erste Stelle anzuvertrauen. Er verwaltete sie so, daß Jedermann das Glück dieser Wahl einsah und empfand. Unter allen Tugenden leuchtete dem Volke seine Gerechtigkeit besonders in die Augen. Und was war sie anders, als ein Inbegriff aller Tugenden, die zu einem rechtschaffenen Staatsmanne erfordert werden? Man legte ihm den Zunamen: der Gerechte, bey, einen mehr als königlichen, und in der That göttlichen Namen, den vor ihm, wie Nepos meynet, noch Niemand geführet hatte, obgleich viele von ihrer

Macht und ihrem Glücke sich gewisse Zunamen beylegten, oder erhielten. Aber wie klein wird der Eroberer gegen den Gerechten? Wie viel Schrecken und Thränen kosten die Poliorceten, die Ceraunen, die Nikator der Welt, die sie mit ihrem Verderben groß machen muß? — Der Gerechte ist das, was ein Regent seyn soll, ein Statthalter Gottes, der überall die Glückseligkeit der Völker zum Augenmerke hat, unter dem die Tugenden, wie im Frühlinge die Blumen, hervorsprießen, und die Laster sich nicht ans Licht wagen dürfen. Er wird allemal selbst das vornehmste Beispiel der vorgeschriebenen Pflichten, und wenn er als Regent befiehlt, so sieht er sich zu eben der Zeit, als den ersten Unterthan des Staats an.

Der Pöbel ist in seinen Neigungen sehr unbestimmt, und er sieht sich in allen Jahrhunderten gleich. Den, welchen er heute aus Liebe erhoben hat, den haßt er morgen um eben dieser Erhöhung willen. Das kommt daher, weil er nach Leidenschaften und Vorurtheilen, und fast niemals nach Einsichten handelt; denn sonst würde er aufhören, Pöbel zu seyn. Wer sollte es glauben können, daß man anfing, den Aristides zu hassen, weil er den Zunamen, der Gerechte, bekommen hatte? Einen Titel, den er schon lange in der That bewies, ehe er ihn bekam. Indessen war man ihm doch wirk-

lich deswegen abgeneigt, und Themistokles, der sich vortrefflich auf den Pöbel verstand, und diese Ehre des Aristides schon lange mit neidischen Augen angesehen hatte, machte sich diesen Umstand so gut zu nutze, daß er, um das Volk völlig aufzuwiegeln, aussprengte, Aristides mißbrauche das in ihn gesetzte Vertrauen, und suche sich zum unumschränkten Herrn zu machen. Nepos sagt: „Man sah an die„sem Beyspiele, wie sehr die Beredsamkeit die Un„schuld überwog.“ Abscheuliche Beredsamkeit! — Der Ungrund der Beschuldigung fiel in die Augen; aber man war doch zufrieden, einen Vorwand zu haben, sich von dem Gerechten, über den man so eifersüchtig war, los zu machen. Das Volk war durch die Siege aufgeblasen und stolz geworden, Jeder betrachtete sich selbst als Sieger der Perser bey Marathon; Jeder dünkte sich ein Miltiades gewesen zu seyn. Daher konnten sie die Verdienste nicht leiden, durch die sich Jemand gewisse Vorzüge über sie erwarb. Kurz, man schritt zum Ostracismus, und Aristides wurde — auf zehn Jahr aus der Stadt verwiesen.

Wem ist nicht die bey dieser Gelegenheit vorgefallene sonderbare Anekdote bekannt, da Einer von denen, die ihre Stimmen gaben, ein einfältiger, unwissender Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, von ohngefähr dem Aristides begegnete, und

ihn, ohne ihn zu kennen, bat, daß er doch an seiner Statt den Namen Aristides aufschreiben mögte? Aristides wunderte sich, und fragte ihn, was ihm denn der Mann zu Leide gethan hätte? — Nichts, antwortete er; ich kenne ihn nicht einmal: aber es ist mir verdrießlich, daß man überall von nichts anders, als von dem Gerechten spricht. — Aristides, ohne weiter zu antworten, schrieb seinen Namen auf, und gab ihm die Scherbe zurück. — Er fand sich in sein Mißgeschick so großmüthig, daß man schon daraus seine Unschuld erkennen konnte. Er reiste ohne Verzug aus der Stadt, und aus was für einer Stadt? — wie würde sie ein Anderer genannt haben, ohne ihr Unrecht zu thun? — Aristides hob beym Abschiede seine Hände gen Himmel, und wünschte ihr so viel Glück, daß sie niemals Ursache haben mögte, sich ihres verbannten Aristides zu erinnern.

Aber diese Erinnerung blieb nicht lange aus. Drey Jahre hernach drang Xerxes durch Thessalien und Böotien ins atheniſche Gebiet ein, und die Athener gaben allen Verbannten die Freyheit, wieder zu kommen, oder vielmehr den Befehl dazu. Dies geschah hauptsächlich aus Furcht vor dem Aristides. Sie glaubten, er würde diese Gelegenheit, sich zu rächen, nicht versäumen, sich mit zu dem Feinde schlagen, und viele von seinen Landesleuten

verführen, Parthey zu nehmen. So verzagt ist allemal das Herz des Beleidigers, wenn er siehet, daß der Unterdrückte wieder aufstehen, und sich rächen könnte; er kann sich nicht einbilden, daß er die Gelegenheit dazu nicht ergreifen müßte, die er selbst in dem Falle gewiß würde ergriffen haben. Aber wie sehr hatten sie sich nicht betrogen! Aristides hatte das schon lange für ein undankbares Vaterland gethan, wozu man ihn jetzt durch Wohlthaten ermuntern wollte; er hatte auch in seiner Verbannung nicht aufgehöret, ein Patriot zu seyn, und die Griechen zur Beschützung der Freyheit, und zum Dienste des Vaterlandes aufgemuntert. Noch mehr, so bald er hörte, daß Themistokles in eben dem Schlusse, worin man die Vertriebenen zurück berief, zum obersten Feldherrn der Athener wäre erklärt worden, bot er ihm bey allen Gelegenheiten seinen guten Rath und Beystand an, und half einem Manne die Lorbeern des Sieges brechen, der sich jederzeit als seinen größten Feind bewiesen hatte. Als er hörte, daß die feindliche Flotte sich in der Meerenge bey Salamin versammelte, und einen Anschlag auszuführen dächte, so strich er mit der größten Gefahr mitten durch sie hin, kam bey Nacht an des Themistokles Zelt, und rief ihn allein heraus. „Wenn wir klug sind," sprach er, „so laß uns endlich einmal die leeren Streitigkeiten unserer Jugend vergessen, und uns vielmehr

wetteifernd bemühen, wer für die Erhaltung des Vaterlandes am beßten sorgen könne, du durch das Kommando, und ich durch Rath und Beystand.“ Er zeigte ihm darauf die Vortheile, die er sich jetzt zu Nutze machen könnte, die Feinde zur See zu schlagen, und wie er die Bundesgenossen auch wider ihre Neigung zwingen könnte, mit zu streiten. Themistokles, beschämt und gerührt durch das edelmüthige Betragen des Aristides, antwortete: Ich wollte mich nicht gern hierin von dir übertreffen lassen: ich will mich also bemühen, da ich die Aufforderung annehme, wie ich dich gegen deinen bereits vortrefflich gemachten Anfang noch übertreffen könne. Er eröffnete ihm zugleich seinen Plan, und bat ihn, er mögte denselben auch den übrigen Befehlshabern der Bundesverwandten annehmlich machen, als welche keine Lust zu fechten hätten.

Man glaubte dem Aristides mehr, als dem Themistokles, deswegen schloß Kleokrit von Korinth in der Kriegsrathsversammlung, daß auch Aristides nicht einmal, ungeachtet er von der Athener Parthey wäre, die Meynung des Themistokles billige, weil er stillschwiege. Dieser aber versetzte: ich würde gewiß nicht stillgeschwiegen haben, wenn mir Themistokles noch etwas zu sagen übrig gelassen hätte. Mein Stillschweigen ist ein gerechter Beyfall seiner Meynung, und keine Gefälligkeit. Unterdessen führte

Aristides eine Unternehmung auf die kleine Insel Psyttalia, die bey Salamin lag, und voller Feinde war, glücklich aus, und erleichterte durch seine Tapferkeit und klugen Anstalten den völligen Sieg des Themistokles. Dieser fiel auf die List (und daran fehlte es ihm niemals), daß man aufs eiligste die Brücke am Hellespont abwerfen sollte, um den Feinden den Rückweg abzuschneiden; und so hätte man, sagte er, Asien in Europa erobert. Aber Aristides zeigte, daß dieser Entschluß sehr unnütz und gefährlich wäre, daß eine so große Menge Feinde, womit Griechenland überschwemmet sey, aus Verzweiflung siegen könnte; daß man einem fliehenden Feinde lieber Brücken bauen, als niederreißen müsse; und kurz, daß man jetzt hauptsächlich nur auf das zu sehen habe, wie man die Perser aus dem Lande los würde.

In der That hätte eine Armee, die ungeachtet ihrer Niederlagen noch immer groß und furchtbar heißen konnte, endlich das durch die Zeit und durch die Menge gewonnen, was sie vielleicht nicht durch Tapferkeit zu erzwingen nöthig gehabt hätte; sie hätte das Land aufzehren, und alle Verwüstungen darin zusammen häufen können, die der Krieg nur anrichten kann; und endlich, wenn auch der Sieg völlig auf die Seite der Griechen getreten wäre, wenn die Feinde völlig aufgerieben gewesen wären:

so hätte man vielleicht über die Schlachtfelder die Aufschrift machen können: „Hier liegen die Besiegten „mit ihren Siegern begraben.“

Kein Rath konnte also vernünftiger seyn, als der des Aristides, und er bewies, daß die wahre Klugheit eine Gefährtin der Tugend, und mehr, als List ist. Themistokles folgte ihm auch, aber so, daß er seinen Plan durch eine neue List änderte, die ihm auch zum Theil glückte; nämlich, daß er dem Xerxes durch eine verstellte Vertraulichkeit Nachricht gab, man wollte die Brücke niederreißen, er habe es aber noch aus Freundschaft für ihn bisher verhindert. Xerxes ward kleinmüthig und floh, ließ aber doch den Mardonius mit dreymal hundert tausend Mann zurück, die den Griechen noch Sorgen genug machten. Es sey nun, daß Mardonius zugleich mit dem Xerxes durch die Verstellung des Themistokles betrogen worden, oder, daß er sich vor den Athenern am meisten scheuete, weil er bis dahin den meisten Schaden von ihnen gelitten hatte, suchte sie von dem Bündniß der übrigen los zu machen, und versprach ihnen im Namen des Königs, nicht nur ihre zerstörte Stadt völlig wieder herzustellen, sondern ihnen auch unter dieser Bedingung eine große Summe Geldes zu schenken, und die Oberherrschaft über die Griechen zu verschaffen. Die andern Bundesgenos-

sen suchte er durch die härtesten Drohungen dahin zu bringen, daß sie sich ihm unterwerfen mögten.

Zu Lacedämon erfuhr man die Anerbietungen, die den Athenern geschehen waren, um dem Kriege zu entsagen. Athen hat das meiste gelitten; ihre Stadt und ihre Felder waren verwüstet, und ihr Vermögen erschöpft. Man besorgte also, sie mögten der Versuchung nicht widerstehen, und bey so blendenden Versprechungen vom Kriegsschauplatze abtreten. Um diese Versuchung kraftlos zu machen, schickte man Gesandte an sie, welche bitten sollten, daß sie ihre Weiber und Kinder mögten nach Sparta schikken, wo man für ihren Unterhalt sorgen wollte. Als man die Gesandten gehöret hatte, ward ihnen von Aristides die Antwort ertheilet: „man nehme es zwar dem Feinde so sehr nicht übel, daß er die Athener falsch beurtheilet hätte, da er nichts Größeres kennte, als Gold und Reichthum, und glaubte, daß für Geld alles feil sey; aber die Meynung der Lacedämonier könnte für sie nicht anders, als beleidigend seyn, da sie jetzt nur auf die Armuth und den Geldmangel der Athener sähen, und ihrer Tapferkeit und Ruhmbegierde, die ihnen doch wohl bekannt seyn müßte, vergäßen, weil sie sie ums Brodt ermunterten, für das gemeine Beßte zu streiten."

Jetzt ließ Aristides die Gesandten vor die öffentliche Versammlung kommen, und fertigte sie mit

diesem Bescheide an die Lacedämonier ab: „Daß weder über noch unter der Erde so viel Geld sey, das die Athener auch mitten unter den Trümmern ihrer Stadt reitzen könnte, die Freyheit Griechenlandes zu verkaufen.“ Zugleich ließ man die Gesandten des Mardonius herein treten, und Aristides, welcher das Wort führte, schwur bey der Sonne: „So lange diese, sprach er, ihren ordentlichen Lauf halten wird, so lange wollen wir für unsere verwüsteten Felder, für unsere entweiheten und verbrannten Tempel, von den Persern Rechenschaft fordern.“

Es leuchtete aus dieser Antwort eine Großmuth und Majestät hervor, die in dem unglücklichen Zustande der Athener einen doppelten Glanz bekam, und die man mit nichts Geringerem, als mit dem Beyspiele der Römer nach der Schlacht bey Cannä, und mit einem Fabricius in dem Lager des Pyrrhus vergleichen muß.

Indessen brach Mardonius wieder ins athenische Gebiet ein, und die Lacedämonier, die den Athenern kurz vorhin eine Niederträchtigkeit zugetrauet hatten, welche vielleicht einen Schein von Entschuldigung könnte gehabt haben, begingen selbst eine, die gar nicht zu entschuldigen war. Statt ihnen zu Hülfe zu eilen, brachten sie vielmehr die Zeit mit ihren hyacinthischen Spielen zu, und Ari-

stides mußte noch endlich nach Sparta reisen, um sie von ihren unzeitigen Lustbarkeiten abzuziehen, und ihnen die unverantwortliche Noth ihrer verlassenen Bundesverwandten vorzustellen. Sie schämten sich, und suchten ihre Rechtfertigung durch eine Lust, die selbst ein Beweiß ihres Unrechts war. Den Tag über stellten sie sich fröhlich und sorglos, und des Nachts ließen sie in aller Eil bey zwölftausend Mann den Athenern zu Hülfe marschiren. Auf die wiederholten Vorstellungen des Aristides lachten sie, und fragten, ob er noch nicht wüste, daß die Hülfstruppen längst da und da wären? — Sie waren freylich da: aber auf eine Art, die mehr als zu gut zeigte, wie sehr sie über die gerechten Vorwürfe des tugendhaften Generals beschämet seyn mußten.

Nun schickte sich alles zur Schlacht bey Platäa an. Aristides kommandirte bey diesem Treffen die Athener, und Pausanias alle griechische Truppen. Hier entstand ein Rangstreit. Die Lacedämonier, die sich vor andern den Ruhm der Tapferkeit erworben hatten, eigneten sich die Ehre zu, auf dem rechten Flügel zu fechten; die Tejer verlangten jetzt den linken zu haben, und die Athener glaubten es nicht zu verdienen, daß man sie zurück setzte. Hierüber entstand eine Uneinigkeit, die vielleicht niemand so gut beylegen konnte, als Aristides. Er trat her-

vor, und suchte alles wieder in Ordnung zu bringen.

„Jetzt ist es nicht Zeit,“ sprach er, „daß wir „mit den Tejern um den Rang und Vorzug der „Tapferkeit zanken; wisset, Spartaner, und ihr „übrigen Griechen, daß es in der Schlacht nicht auf „die Stelle ankömmt, tapfer zu seyn! Welchen „Ort ihr uns auch geben möget, so wollen wir ihm „Ehre machen, und zeigen, daß wir eben diejenigen „sind, die auch bey Marathon gesieget haben. Wir „sind ja nicht hier zusammen gekommen, mit Bun„desgenossen, sondern mit Feinden zu streiten: eben „so wenig können wir jetzt die Vorzüge unserer Re„publiken ausmachen. Auf dieses Treffen wird es „ankommen, wie viel Griechenland einem jeden zu „danken habe.“

Diese Mäßigung, die mit Unerschrockenheit verknüpft war, zeugte von eben so vieler Klugheit, als Großmuth. Sie versicherte schon zum voraus den Sieg dadurch, daß sie die Einigkeit erhielt, die in einem so kleinen Kriegsheere doppelt nöthig war, wo man ohnedem keine Zeit hatte, Rangstreite auszumachen, wodurch vielleicht manche Schlacht bey Armeen, die aus verbundenen Völkerschaften zusammen gesetzet sind, verloren gehet. Jedermann bewunderte diese kluge Mäßigung des Aristides, und die Athener machten sich nach diesem Beyspiele ihres

Generals eine Ehre daraus, nachzugeben. Kaum war diese Irrung beygelegt, so hatte man wieder an eine neue zu denken, die für die Athener sehr gefährlich war. Es waren viele vornehme und reiche Familien zu Athen durch den Krieg verarmt, und von ihrem vorigen Ansehen ganz herabgesunken. Sie hatten um so weniger Hoffnung, wieder empor zu kommen, da sie fast alle Aemter und Würden des Staats in den Händen Andrer sahen. Sie wurden also endlich unter einander schlüßig, die Volksgewalt durch eine Verschwörung zu unterdrücken, und, wenn ihnen dieser Versuch mislingen sollte, Verräther ihres Vaterlandes zu werden, weil sie alsdenn doch nichts weiter zu verlieren hätten. Aristides bekam eben Nachricht von dieser Verschwörung, und ihrem weiten Fortgange. Unter der Armee waren schon viele darinn verwickelt, und die Zeitumstände erforderten einen schnellen Entschluß. Er hielt es fürs sicherste, sich bey einer so kitzlichen Sache weder ganz nachläßig, noch ganz strenge zu beweisen. Er ließ von dem großen Haufen nur acht ergreifen, von denen sich sogleich zwey der strafbarsten aus dem Staube machten. Den andern, und allen denen, die sich noch etwa einbilden mögten, verborgen zu seyn, versprach er Gnade, unter der Bedingung, daß sie ihre unedle Gesinnungen gegen das Vaterland jetzt durch eine desto größere Tapferkeit für dasselbe aus-

söhnen sollten, und dieses Treffen sollte ihr Richter seyn. Diese mit Ernst und Güte verknüpfte Klugheit that alle gewünschte Würkung: sie führte die Abgewichenen wieder zur Treue zurück.

Die Griechen hatten sich gegen den Feind, und zwar an solchen Oertern gelagert, wo ihnen die feindliche Reuterey, die vornehmste Macht der Perser, am wenigsten beykommen konnte. Die Megarer allein, deren nur dreytausend Mann waren, hatten diese Klugheit nicht gebraucht, und sich auf einer sehr offenen Ebene gelagert. Man that also auch den ersten Angriff auf sie, und ungeachtet sie sich als tapfre Leute wehrten, so kamen sie doch so sehr ins Gedränge, daß sie eiligst zum Pausanias um Hülfe schickten. Der Feldherr hatte nicht Lust, bey einer so verdorbenen Sache etwas aufs Spiel zu setzen, und der feindlichen Reuterey Blößen zu geben, sondern er folgte der Maxime, wodurch die Griechen fast alle Schlachten wider die unzählbaren Perser gewonnen, daß man mit ihnen nur an engen Oertern streiten müsse. Indessen ließ er doch wenigstens sogleich allen Generalen des verbundenen Kriegesheers bekannt machen, wer von ihnen besonders Lust hätte, seine Tapferkeit zu zeigen, der mögte jetzt den Megarern helfen. Hier äußerte sich kein Rangstreit: man war auf dem linken Flügel so stumm, als auf dem rechten; und

es würde gewiß um die armen Megarer geschehen gewesen seyn, wenn sich nicht Aristides erboten hätte, die Sache über sich zu nehmen, eben derjenige, der vorhin eine eitle Ehre hatte fahren lassen, um in der That zu zeigen, daß seine Athener einer wahren fähig wären. Er schickte also den Olimpiodor, einen tapfern Officier, mit einer kleinen auserlesenen Mannschaft, dahin, und nach einem hartnäckigen Gefechte, worinn der persische General Masistius, den man nächst dem Mardonius für den fähigsten im persischen Heere hielt, blieb, fiel der Sieg auf der Athener Seite, und die Megarer waren erlöst.

Dies war das Vorspiel zu der folgenden großen Schlacht bey Platäa. Kurz vorher, ehe sie ihren Anfang nahm, gegen Mitternacht, kam ein Reuter an das Lager der Griechen, und verlangte den Aristides zu sprechen. Als dieser erschien, so sagte er: „du siehest Alexandern *), den König von Macedonien, vor dir, und ich habe dir, aus Liebe zu euch, etwas Wichtiges zu entdecken: Mardonius muß entweder eine Schlacht wagen, oder in

---

*) Ich erinnere hier um einiger Leser willen, die sich in der Zeitrechnung irren mögten, daß es nicht Alexander der Große, sondern einer von den vorhergehenden macedonischen Königen dieses Namens war.

seinem Lager in die größte Hungersnoth gerathen. Er entschließt sich zu dem ersten ungeachtet die Auspicien zum Schrecken der Armee, widrig ausgefallen sind, und es ist ausgemacht, daß er Morgen unvermuthet angreifen will; seyd also wohl auf eurer Huth, aber laß es weiter keinen Menschen wissen, was ich gesagt habe." Aristides dankte ihm, und sagte, Pausanias, als der oberste Feldherr, müßte dieses nothwendig wissen, außer ihm sollte es niemand eher, als nach dem Treffen erfahren, und wenn sie siegen würden, so wolle er überall bekannt machen, wie viel Antheil man Alexanders Freundschaft und Redlichkeit davon zuzuschreiben hätte. Als Pausanias hierauf alles zum Treffen veranstalten ließ, so bat er den Aristides, mit seinen Athenern den rechten Flügel einzunehmen, weil sie schon mit den Persern zu streiten gewohnt wären, und noch von ihren vorigen Siegen her Muth dazu übrig hätten: er wolle hingegen mit den Lacedämoniern auf dem linken Flügel fechten, wo die in persischem Solde dienende Griechen den Angriff thun würden. Aristides war bereit dazu: aber die übrigen athenischen Generale murreten über dieses Ansinnen. Pausanias, sagten sie, will uns nur als Knechte hinstecken, wohin er will, und an die gefährlichsten Oerter voran schicken.

Aristides, welchem nichts mehr, als die Wohlfahrt des Vaterlandes am Herzen lag, wußte diese Uneinigkeit beyzulegen, indem er ihre Ehrbegierde reitzte, und ihnen noch diesen Vorzug vor Augen hielt, daß sie hier ihren Ruhm nicht mit dem Blute ihrer Landsleute und Verwandten, der persischen Griechen, zu erkaufen brauchten, sondern nur wider Barbaren und ihre geborne Feinde zu streiten hätten, obgleich die Sache, wie man bald hören wird, anders ausfiel.

Man hörte den Aristides, und freuete sich bald darauf, daß man ihn gehöret hatte. Die Athener machten sich nun eine Ehre daraus, den rechten Flügel einzunehmen, und für ihre Siege bey Marathon und Salamin noch einmal zu fechten. Indessen gerieth das Heer durch eine schändliche Verrätherey der Thebaner in Unordnung. Man veränderte das Lager bey der Nacht, und die Haufen trennten sich unbedachtsamer Weise. Des Morgens sahen sich die Lacedämonier allein, und sie waren noch beym Opfer beschäftiget, als Mardonius sie schon angriff. Pausanias schickte nach den Athenern um Hülfe, die aus Irrthum auf einen andern Weg gekommen waren, und sie eilten schon auf das vernommene Feldgeschrey herzu. Hier begegneten ihnen die Griechen, die im persischen Solde dieneten, und ungefehr funfzig tau-

send Mann stark waren. Aristides beschwur sie mit einer Herzlichkeit, die der wahren Tapferkeit so wohl anstehet, und bey den gemeinschaftlichen Göttern, daß sie sich nicht mögten zu einer so schändlichen That verleiten lassen, wider ihr eignes Vaterland zu streiten, und sie in die Nothwendigkeit zu sezzen, daß Griechen wider Griechen fechten müßten.

Es war umsonst, und es kam zum Treffen, wo sichs deutlich zeigte, welch ein Unterschied es ist, für das Vaterland streiten und für Sold fechten. Aristides schlug den Feind, und die treulosen Thebaner, die am hartnäckigsten stritten, endlich auch. Unterdessen hatten die Lacedämonier auf ihrer Seite die Perser ebenfalls in die Flucht geschlagen, und der Sieg war also vollkommen. Man erbeutete das reiche Lager der Feinde, und von den dreymal hundert tausend Persern, sagen die Geschichtschreiber, sind nicht mehr, als etwa vierzig tausend mit dem Artabaz entflohen.

Nunmehr entstand ein neuer Zank zwischen den Athenern und Lacedämoniern, welche von beyden Partheyen sich die Ehre des Sieges zueignen könnte. Vernünftiger Weise konnten sie die Ehre theilen: aber jede Parthey verlangte sie ganz, und es kam mit diesem Zwiste so weit, daß ein bürgerlicher Krieg daraus zu befürchten war. Aristides zeigte hier wieder so viel Mäßigung, als Klugheit,

er erweichte die Hartnäckigsten durch seine beredten Vorstellungen und erhielt endlich soviel, daß man die Entscheidung des Streits einigen unpartheyischen Männern von den übrigen Griechen überlassen sollte. Der Ausspruch fiel dahin, daß man zur Vermeidung der Eifersucht die Belohnung des Sieges den Platäern schenken sollte. Aristides war sogleich damit zufrieden, und Pausanias trat endlich mit seinen Lacedämoniern auch bey. Der größte Theil der Beute ward den Platäern gegeben, und diese erbauten der Minerva zum Denkmale des Sieges einen prächtigen Tempel davon. Da die Hauptsache verglichen war, so theilten sich Spartaner und Athener mit guter Art in den Sieg, und in die Ehrenzeichen desselben. Jede Parthey richtete ihre Siegesdenkmale für sich besonders auf, und Aristides, um den Nachkommen ein so großes Beyspiel unvergeßlich zu machen, verordnete mit Bewilligung aller vereinigten Griechen, daß alle junge Leute jährlich einmal nach Platäa zusammen kommen, und zu Eleutheria, wo ihnen die Denkmale ihrer heldenmüthigen Vorfahren vor Augen stünden, gewisse Kampfspiele anstellen sollten, und daß man immer eine festgesetzte Macht zu Wasser und Lande wider die Feinde in Bereitschaft haben sollte.

Bey seiner Zurückkunft nach Athen, mit Lorbeeren des Sieges geschmückt, und, welches noch mehr

ist, von seiner Gerechtigkeit, Billigkeit und Menschenliebe begleitet, richtete er daselbst die Regierungsform wieder demokratisch ein; theils, weil er für billig hielt, dem Volke eine öffentliche Achtung für seine bezeigte Tapferkeit zu verschaffen, theils, weil er sahe, daß es sich schon so sehr darnach sehnte, daß man die allgemeine Ruhe im Gegenfalle würde in Gefahr setzen müssen. Er opferte das wenigste dabey auf, weil ihm herrschen und gehorchen einerley war, wenn es dem Staate Nutzen schaffte, ja, weil er in der That aus einer sehr großen Bescheidenheit lieber gehorchte, als herrschte. Ihm war es genug, der Republik in der That nützlich zu seyn, ohne sich viel darum zu bekümmern, mit welchem außerordentlichen Ansehen, oder mit welchem eignen Vortheile es geschehe. Um seine Verdienste gegen das Vaterland vollkommen zu machen, verschaffte er ihm das höchste Ansehen in ganz Griechenland, aber mit einer weit edlern und billigern Art, als es Themistokles thun wollte.

Themistokles sagte einmal in der Staatsversammlung, daß er einen Plan entworfen hätte, nach welchem das Vaterland unfehlbar und aufs geschwindeste zur höchsten Stufe des Ansehens und der Macht gelangen könnte, welche aber das größte Geheimniß heischte. Man wußte, wie weit dieses Mannes List reichte, aber man trauete seinem Herzen nicht.

Man verlangte also, daß er seinen Anschlag dem einzigen Aristides eröffnen sollte, und glaubte, mit einem Manne von dieser Art in allem sicher zu seyn. Themistokles entdeckte ihm also, ohne die Gerechtigkeitsliebe des Aristides zu fürchten: wenn man jetzt die vereinigte Flotte der verschiedenen Staaten von Griechenland in Brand steckte, so würden alle Vorzüge ihrer Macht dahin seyn, und alles würde sich unter die Gesetze der Athener beugen müssen.

Aristides kam wieder in die Versammlung: „Niemals, ihr Athener," sprach er, „ist ein vor„theilhafterer, aber auch zugleich ungerechterer „Rath gegeben worden, als den Themistokles gege„ben hat."

Dies war genug, ihn ohne weitere Ueberlegung zu verwerfen, und, glückselige Zeiten! ein ganzes Volk dachte jetzt eben so, wie Aristides.

Die Lacedämonier maßten sich über die Hülfsvölker der übrigen griechischen Republiken beynahe eine unumschränkte Gewalt an. Sie gingen nicht mit ihnen als Bundesgenossen, sondern als Unterthanen, um. Die Härte des Pausanias, welchen Aristides schon einigemahl vergebens zu erweichen gesucht hatte, und das sanfte und liebreiche Bezeigen des Aristides und Cimon verursachte endlich, daß sie sich alle freywillig erklärten, die erste Stelle nicht mehr den Lacedämoniern, sondern den Athe-

nern zuzugestehen, und sich auf gewisse Weise unter die Aufsicht der leztern zu begeben. Sie säumten nicht lange, durch die deutlichsten Beweise den Aristides von der Standhaftigkeit ihres Entschlußes zu überzeugen, und dieser hielt einen solchen Entschluß für sehr annehmenswürdig, der so freywillig war, und aus so gegründeten Ursachen herstammte. Zu Sparta nahm man indessen diese Veränderung mit einer ganz unerwarteten Großmuth auf. Man sahe ein, daß die Befehlshaber ihre allzu große Macht misbrauchten; man stand also willig von dem obersten Ansehen ab, und schickte keine Feldherren mehr zum Kriege; man wollte lieber, wie Plutarch sagt, tugendhafte und patriotische Bürger haben, als den Vorrang und eine Art der Oberherrschaft über ganz Griechenland. Glücklich wäre Griechenland gewesen, wenn man zu Sparta allzeit so gedacht, und zu Athen immer so weise gehandelt hätte.

Das erste, was bey der neuen Oberherrschaft geschah, war die Anordnung des Beytrags, den die verbundenen Republiken zu den öffentlichen Kosten hergeben sollten, und man erwählte dazu mit einmüthiger Stimme unsern Aristides. Er reiste also herum, und bestimmte nach eines jeden Vermögen so gerecht und billig, als menschenfreundlich, die Größe des Beytrags. Damals, sagte Plutarch,

pries Griechenland seinen Zustand so glücklich, wie die Alten die saturnische Zeit. Man hatte einem Manne die allgemeine Wohlfahrt anvertrauet, und Schätze überliefert, der für sich selbst dürftiger wieder zurück kam, als er abgereist war. Themistokles sahe diesen Ruhm der strengsten Uneigennützigkeit mit scheelen Augen an. „So lobt man einen Beutel, sprach er, in dem man Geld verwahrt, aber keinen Helden.“ Ein andermal kam Themistokles in einer Unterredung mit ihm, auf das größte Verdienst eines Feldherrn zu sprechen, und sagte: „es bestände darinn, die Absichten der Feinde zu wissen und vorher zu sehen.“ „Freylich“ antwortete Aristides, „ist dieses nöthig, aber es ist auch schön „und heldenmüthig, uneigennützig zu seyn.“

Die neuen Bundesgenossen, die sich unter Athen begaben, mußten der Republik den Eid der Treue schwören, und Aristides beschwur hingegen im Namen derselben, daß sie die übertragne Macht niemals misbrauchen wollte. Hier macht Plutarch eine Bemerkung, die, wenn sie wahr wäre, den Aristides auf einmal in einer verhaßten Verwandlung zeigen würde. Die Athener, heißt es, fanden mit der Zeit für gut, ihrer Gewalt weitere Gränzen zu setzen; aber sie fürchteten den Vorwurf des gebrochenen Eides. Aristides macht ihnen Muth, und räth ihnen, die Schuld des Meineids nur auf ihn zu schie-

ben, und schlechterdings nach ihrem Nutzen zu handeln. Als sich die Samier unter andern dagegen beschwerten, daß er, den Traktaten zuwider, den Schatz von Delphi nach Athen bringen ließ, und daß es ungerecht sey; so antwortete Aristides: „Es ist zwar „ungerecht, aber es ist doch vortheilhaft.“

Was für eine Sprache! Ist es glaublich, daß ein Mann, wie Aristides, so gedacht und geredet haben kann? Entweder sein ganzer Charakter wird zweifelhaft und widersprechend, oder dieser Umstand muß falsch seyn. Vergebens beruft sich Plutarch auf den Theophrast, der diesen Widerspruch heben will, da er sagt, Aristides wäre in den Sachen, die ihn selbst betroffen hätten, zwar sehr gerecht gewesen, aber in Staatssachen hätte er es aus Diensteifer für das Vaterland nicht immer so genau genommen, weil er gesehen, daß dieses viele Staatsstreiche nöthig hätte. Theophrast ist der einzige Zeuge, auf den man sich hier beruft; Herodot und andere, die viel von dem Aristides sagen, und die das Zeugniß der Unpartheylichkeit für sich haben, schweigen davon stille. Nepos, der diese Stelle des Theophrasts, die für uns verloren ist, konnte gelesen haben, und der eben nicht gewohnt ist, dergleichen Anekdoten von seinen Helden zu übergeben, sagt kein Wort von der Beschuldigung, da er doch die beste Gelegenheit dazu hatte, indem er ebenfalls

erzählt, daß der Schatz von Delphi nach Athen sey gebracht worden. Ist denn Theophrast wohl so ganz ehrlich zu Werke gegangen? Hat er sich nicht etwa durch eine verläumderische Sage betrügen lassen, die keinen weitern Grund hat, als die Beschuldigung des Themistokles, daß er mit der Verwaltung der Staatseinkünfte Wucher getrieben habe? Eine Beschuldigung, die zum guten Glücke öffentlich widerlegt wurde. Plutarch trauet einigen andern Geschichtschreibern vom Aristides in verschiedenen zum Theil gleichgültigen Dingen nicht: warum trauet er dem Theophrast sogleich, ohne weitere Untersuchung in einer so überaus problematischen Sache?

Plato meynt im VI. B. seiner Republik, es sey ein Wunder, wenn einer, der mit Welthändeln zu thun hätte, ohne einen Schandfleck davon käme: aber er spricht von dem Aristides durchgehends mit der größten Hochachtung; er sieht ihn als einen ausserordentlichen Mann an, er erhebt ihn weit über den Themistokles und Perikles, und gibt ihm das Zeugniß, daß er bey seiner Regierung allein auf Tugend und Gerechtigkeit gesehen habe. Sollte Plato, der so vollkommne Eigenschaften an einem Staatsmanne verlangte, dieses gesagt haben, wenn Aristides solche Ränke gespielt hätte? und würde es nicht als eine ganz besondere Erscheinung in seinen Sitten von allen Philosophen und

Geschichtschreibern seiner Zeit bemerkt worden seyn? Dennoch spricht Plutarch so unbestimmt und nur auf Glauben des einzigen Theophrast davon.

Man weiß, daß der Patriotismus oft zu weit getrieben werden kann, und man hat dadurch manche sonst rechtschaffene Männer fehlen gesehen. Aber sie sind durch die Hitze und durch Unachtsamkeit auf ihre Grundsätze dazu verleitet worden, und diese Hitze, diese Unachtsamkeit ist nicht die Eigenschaft, in welcher man den Aristides erkennt. Um diese Beschuldigung völlig zu entkräften; erinnere man sich der kurz vorhin erzählten Begebenheit mit dem Themistokles. Der Mann, der im Stande ist, so zu denken und zu handeln, wie man ihn hier vorstellen will, müßte jenes aus gleichen Gründen nothwendig gebilligt haben, oder er müßte der boshafteste Heuchler von der Welt seyn. Kurz, es ist moralisch gewiß, daß die Sache, die man ihm hier zur Last legt, entweder ganz und gar falsch ist, oder daß man ihr ganz andere wesentliche Umstände angedichtet hat. Wenn man sie von dem Themistokles erzählte, so würde sie vielleicht nichts Unwahrscheinliches haben; und könnte nicht vielleicht dabey eine Verwechselung der Personen vorgefallen seyn?

Man könnte vielleicht noch verschiedenes, obgleich eben so unerhebliches dagegen sagen. Es gibt

Leute, die allemal lieber das Böse glauben, als das Gute, und man kann die reinste Tugend problematisch machen, wenn man will: aber ich frage einen jeden ehrlichen Mann, jeden Menschen von Empfindung, ob er geneigt wäre, einen Mann, von dem man lauter Gutes wüßte, um eines einzigen, noch unerwiesenen, Umstandes willen, um seine ganze Tugend zu bringen, oder diesen unwahrscheinlichen Umstand lieber gar nicht zu glauben? Ich wundre mich in der That, daß Bayle *) diesen Umstand dem Plutarch nacherzählt hat, ohne ihn weiter einer genauern Prüfung zu würdigen. Es ist der Welt daran gelegen, daß man dergleichen Flecken von solchen Männern abwische, die wir ihr als Muster der Tugend aufstellen.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich meinen Lesern nur noch ein Paar Scenen von unserm Aristides vor Augen führen, die ihm sehr zur Ehre gereichen, und sein gutes Herz auf eine völlig überzeugende Art beweisen. Callias, ein reicher Filz, und vielleicht eben der Callias, der bey Platäa die schändliche That beging, und den Perser ermordete, der ihn um Schutz bat, und ihm einen großen versteckten Schatz in einem Graben entdeckte, dieser Cal-

---

*) Dict. hist. et crit. Aristide.

lias war sein naher Verwandter und ein Priester. Er wurde einst auf Leib und Leben verklagt, und zum Beweise, daß er nichts taugen müsse, führten die Kläger hauptsächlich seine Aufführung gegen den Aristides an. Diesen Mann, sagten sie, der ihm so oft und so viele Wohlthaten erzeigt hat, läßt der undankbare Mensch mit seiner Familie Noth leiden, und leistet ihm mit seinen Reichthümern nicht die geringste Hülfe. — Callias merkte, daß dieses die Richter am meisten aufgebracht hätte, ging also zum Aristides und bat um seine Fürsprache. Dieser bat für ihn, und es war keiner von den Richtern, der sich nicht lieber die Armuth des Aristides wünschte, als die Reichthümer des Callias.

Themistokles wurde, wie bekannt, ins Exilium verwiesen. Aristides hätte die schönste Gelegenheit gehabt, sich an einem Manne zu rächen, der sein beständiger Feind gewesen war, und der ihn vormals selbst ins Exilium gestürzt hatte. Aber die Geschichtschreiber sind eins, daß er nicht nur, weder durch Handlungen, noch durch Worte den geringsten Vorschub zum Falle seines Feindes gethan, sondern daß er ihm noch Gefälligkeiten zu erzeigen gesucht hat.

Aristides starb endlich, so wie er gelebet hatte, arm, tugendhaft, und mit eben der gleichmü-

thigen Seele gegen das, was die Welt Glück nennt. Er überließ seine Familie der Erkenntlichkeit des Staats, und das Beßte und Billigste, was dieser zur Verehrung eines so würdigen Mannes thun konnte, war eine anständige Versorgung seiner Kinder.

Herzog Ludwig von Orleans.

Bey dem Namen Orleans werden meine meisten Leser ohne Zweifel an den Mann denken, der sich durch sein ausschweifendes, mit den ärgsten Lastern und Greuelthaten beflecktes Leben den allgemeinsten Abscheu seiner Zeitgenossen zuzog, und im November 1793 seinen Tod auf demselben Blutgerüste fand, wohin er seinen nahen Verwandten, den unschuldigen, guten König, Ludwig den Sechszehnten, und mit diesem so viele andere edle Menschen befördert hatte; keiner aber wird im Ernste glauben, daß das Beyspiel eines solchen Elenden unter der Reihe von gutgesinnten und vorzüglichen Menschen anders, als etwa aus der Ursache mit aufgeführet werden könne, um das Große und Erhabne im Bilde des Rechtschaffnen dem Leser desto einleuchtender darzustellen. Aber ein solches Mittel zur Empfehlung guter, lobenswürdiger, gerechter und menschenfreundlicher

Thaten würde jedes fein fühlende, sanftere Herz gewiß mit Widerwillen gebraucht sehen; ich führe den obengenannten edlen Mann vielmehr deswegen mit auf, weil er in allen Stücken von seinem ausgearteten Enkel — denn dieser war der berüchtigte Philipp Egalité — das Gegentheil, d. h. ganz Menschenfreund, ganz Beschützer der Unschuld, Tröster und Erquicker der Armen und Leidenden, mit einem Worte: Freund der Tugend und Religion war.

Ludwig von Orleans, der sich seit dem Tode seiner liebenswürdigen Gemahlinn (1726) dem Geräusche des Hofes entzog und zwey Jahre später ein einsames Zimmer in der Abtey von Genevieve zu seinem öftern Aufenthalte gewählt hatte, vertheilte seine Zeit unter den Pflichten seines hohen Standes, des Christen und des Freundes, der Untersuchungen der Religion und der Wissenschaften. Seine ausgebreitete Wohlthätigkeit und sein aufrichtiger Eifer für das gemeine Beßte machten seinen Mitbürgern sein Andenken sehr schätzbar: denn die Unglücklichen und Elenden von jedem Alter, jedem Geschlechte und jedem Stande konnten auf seine thätige Hülfe und seinen lindernden Trost sichre Rechnung machen. Er hörte ihre Anliegen und Klagen täglich in einer von den Hallen des Klosters St. Genevieve, erleichterte ihr Unglück, und wenn es nicht in seiner Macht stand, sie gänzlich beruhigt und zufrieden von

sich zu lassen, so sahe man doch deutlich, daß sein Herz ihnen das zugestand, was die Nothwendigkeit ihn zu versagen zwang.

Es ist unglaublich, wie große Summen der wohlthätige Fürst verwendete, um Kinder in Schulen und Klöstern erziehen zu lassen, junge Frauenzimmer auszusteuern, Nonnen zu dotiren (dies hielt man damals für etwas Verdienstliches,) junge Leute in die Lehre zu geben, oder sie Meister werden zu lassen, unglücklichen Kaufleuten und Handwerksleuten wieder aufzuhelfen, oder den Bankrott andrer zu verhindern, die Officiere im Dienste zu erhalten, oder ihren Wittwen und Kindern beyzustehen, arme Familien zu unterstützen, den Kranken zu helfen, Arzney und Arztlohn für sie zu bezahlen.

In Ansehung der letztern Klasse hülfsbedürftiger Menschen vermogte ihn sogar seine Menschenliebe, daß er selbst zuweilen, nur von Einem Bedienten begleitet, zu ihnen, in ihre Hütten, engen Kammern, und vor ihr Krankenlager kam, ihre Wunden und Krankheiten untersuchte und sich nach ihrem Zustande genau erkundigte. Als die Ueberschwemmungen der Loire im Jahre 1733 der Provinz Orleans großen Schaden zufügten, erhielt der Herzog durch die unmittelbare Hülfe, welche er ihnen leistete, eine Menge Menschen, die am Rande des Verderbens waren; vorzüglich zeichnete er sich in den Jahren 1739 und

1740 durch außerordentliche Handlungen der Wohlthätigkeit aus. Denen, die ihm vorstellten, daß seine strenge Lebensart, die er in dem Klostergebäude von Genevieve führte, seiner Gesundheit schaden könne, antwortete er: dadurch ist eben so viel für die Armen unter meinen Mitmenschen (welche er wohl die Hofleute Gottes zu nennen pflegte) gewonnen, und setzte hinzu: er wolle seinem Körper nicht auf Kosten seiner Seele wohlthun.

Er war ein Freund der Dürftigen von jeder Nation. Er unterstützte sowohl die armen Katholiken in Berlin und in Schlesien, als die in Ostindien und Amerika. Er schickte Missionarien in die entferntesten Gegenden der Erde. Er stiftete an verschiedenen Orten Freyschulen und Hospitäler für Männer und Weiber, eine Schule zu Versailles und mehrere gemeinnützige Anstalten. Er machte große Verbesserungen in der Naturkunde, dem Ackerbau, den Künsten und Wissenschaften. Eine Menge nützlicher Arzneymittel kaufte er, und machte sie öffentlich bekannt. Seine Gärten waren mit medicinischen Kräutern von allen Arten und Himmelsgegenden angefüllt. Ich übergehe seine außerordentlichen Bemühungen für die gelehrte Ausbildung seines Geistes, Bemühungen, welche alle Gelehrte, die ihn kannten, in Erstaunen setzten.

Er hatte so große Begriffe von dem Werthe und der Wichtigkeit der Zeit, daß er mit der größten Sorgfalt jeden Augenblick zu nutzen suchte. Wenn Künstler, Gelehrte und andere Personen ihn sprechen wollten, so wurden sie den Augenblick vorgelassen, oder wenn er sie auf eine gewisse Zeit bestellt hatte, und andere Geschäfte ihm nicht erlaubten, sie alsdenn zu sprechen, so ließ er ihnen, ehe sie kamen, davon Nachricht geben, um ihnen den Zeitverlust zu ersparen.

Ungeachtet der großen Summen, welche ihm seine Wohlthätigkeit, sowohl innerhalb als außerhalb des Landes kostete, bezahlte er dennoch die Schulden seiner Vorfahren, brachte die erschöpften Finanzen wieder in Ordnung und vermehrte noch sehr beträchtlich die Domainen seines Hauses. — Im Umgange war er aufgeweckt und witzig, aber allemal ernsthaft, sobald Gegenstände von Wichtigkeit vorkamen. Er hatte einen so großen Abscheu gegen Verleumdung, daß man ihn nie von irgend einer abwesenden Person übel reden gehört hat; er litte es auch nicht, wenn andere es in seiner Gegenwart thun wollten. Er liebte die Gerechtigkeit so sehr, daß er einem Privatmanne, der einen Proceß gegen ihn hatte, Geld zu dessen Ausführung gab, und nachdem dieser die Sache gewonnen hatte, ihm dankte, daß er ihn dadurch vor einer ungerechten, vorhin

ihm nicht als solche bekannt gewesenen, Handlung bewahrt habe.

In seinen letzten Augenblicken, wo er den Tod mit der vollkommensten Gelassenheit erwartete, unterhielt er sich beständig mit Gott, am inbrünstigsten aber betete er für seinen Sohn. Er starb den 4ten Februar 1752 im 49sten Jahre seines segenvollen Lebens. Er war geliebt von allen rechtschaffenen und weisen Menschen, und eine große Anzahl Unglücklicher und Dürftiger, welche durch seinen Tod einen unermüdeten Wohlthäter verloren, folgten ihm traurend zu Grabe.

Turgot.

(Univ. Mag. Sept. Lit. and Biogr. Mag. Oct. 1794.)

Robert Jacob Turgot (gebohren zu Paris den 18ten May 1727), zeigte schon früh eine überwiegende Neigung zum Studiren, und seine einfache bescheidne Sitte, sein ruhiges, nachdenkendes Wesen schienen diesen Hang sehr zu begünstigen. Da er als der jüngste von dreyen Brüdern für die Kirche bestimmt war, so widmete er sich ganz der Theologie, promovirte, und kam in die Sorbonne. Die beiden lateinischen Reden, welche er bey dieser Gelegenheit halten mußte, und die, im Betracht, daß der Redner damals erst 23 Jahre alt war, sehr vortrefflich ausfielen, erregten in Jedermann einen großen Begriff von den herrlichen Talenten des Jünglings.

Die erstre handelte von den wohlthätigen Wirkungen der christlichen Religion, unter denen er die Gründung einer Sittenlehre, die alle vorhergehenden und nachfolgenden überträfe, und die Erhaltung

der alten römischen Sprache oder alten klassischen Meisterwerke oben an setzte; wobey er aber keineswegs die Mißbräuche der kirchlichen Gewalt mit Stillschweigen überging. Die zweyte Rede hatte die Uebersicht des Fortgangs des menschlichen Verstandes — von den Zeiten der ältesten asiatischen Völker, bis auf den neuesten Zeitraum, zum Gegenstande.

Als der Jüngling sich aber endlich über die Wahl eines geistlichen Amtes bestimmt erklären mußte, fiel seine Entscheidung verneinend aus; er legte seinem Vater die Gründe dieses Entschlusses vor, und erhielt seinen völligen Beifall. Er wünschte dagegen einen Commisposten beym französischen Gouvernement, eine Stelle, in welcher er fast mit allen Zweigen der Verwaltung bekannt zu werden Gelegenheit erwarten konnte, wo er in Handels- und Finanzoperationen — von denen oft das Heil der Völker abhängt — von der Regierung gebraucht zu werden, und mehr als bey irgend einem andern Departemente sich Hoffnung machen durfte, zu den ersten Staatsbedienungen gezogen zu werden. Wer einen solchen Posten bekleidete, dem konnte es nicht leicht an großem Einflusse auf eine der Provinzen, oder wohl gar aufs ganze Reich, fehlen; so daß seine Kenntnisse oder seine Unwissenheit, seine Tugenden oder Laster, während seiner Verwaltung, selten ihrer

Wirkung verfehlten, und entweder sehr viel Gutes oder viele Nachtheile zur Folge hatten.

Turgot hatte sich zu dieser neuen Laufbahn durch ein eifriges Studium der dazu nöthigen Vorkenntnisse vorbereitet. Schon als er seine erste Stelle bekleidete, gab er den Beweis, daß er in den zu seinem Amte nöthigen Wissenschaften kein Fremdling sey, da er verschiedene interessante Artikel für die große französische Encyklopädie schrieb — ein Werk, welches genaue und gründliche Umrisse über alle Zweige des menschlichen Wissens enthalten sollte. Turgot, der mit den Redacteurs in der genauesten Verbindung stand, wünschte dieser Unternehmung alle mögliche Unterstützung und Vollkommenheit, und arbeitete mit großer Sachkunde die Rubriken: Etymologie, Existenz, Verantwortlichkeit, Feuer, Stiftung — aus. — Schade, daß er in der Folge durch den lichtscheuen Verfolgungsgeist, welcher bald hernach gegen die arme Encyklopädie losbrach, gehindert wurde, ferner daran zu arbeiten!

Einer der ersten und wichtigsten Freunde Turgots war der treffliche Gournay, welcher lange Negociant gewesen war, und nachher Directeur des Kommerzwesens wurde. Er hatte sich durch Erfahrung und Beobachtungsgeist mit Grundsätzen und Wahrheiten vertraut gemacht, die man damals im Fache des Kommerzwesens noch wenig kannte. Von

diesem Manne lernte Turgot, oder überzeugte sich vielmehr durch den Augenschein, daß die Gesetze, wodurch die Einfuhr auswärtiger Artikel des Luxus, und die Ausfuhr einheimischer roher Materialien verboten wurde, wenn sie gleich den Zweck hatten, die Nationalindüstrie zu beleben, im Grunde doch ihren natürlichen Lauf aufhielten; daß die Begünstigung eines besondern Handelszweigs der Handlung im Ganzen nachtheilig sey; daß privilegirte Monopolien im Kaufe, Verkaufe oder Manufaktursache, weit entfernt, den Kunstfleiß zu beleben, ihn vielmehr überall, die begünstigten Subjekte allein ausgenommen, vernichteten, und den Geist der Intrigue in ihnen aufregten. Ja, er ging noch weiter. Er entdeckte, daß gerade die Verordnungen, welche die Theurung der Lebensmittel verhüten, sie auf einen billigen Preis zurückführen, die Güte und den Gehalt der Manufakturwaaren sichern sollten, gerade die Menge der erstern verminderten, ihren Preis vertheuerten, und fast ohne Ausnahme die Güte der letztern herabsetzten. Mit Einem Worte, er fand, daß alle jene Palliative der Ignoranz und der Furcht, alle jene Scheinmittel, die eine Machiavellistische Kabinetspolitik ins Kommerzwesen übergetragen hatte, Beschwerlichkeiten, Unruhen und Ausgaben mit sich führten, die sie nothwendig verderblich machen müßten, wenn sie gleich für ihre Urheber das beab-

sichtete Gute hervorbrächten, — ohne auf das Wohl des Ganzen berechnet zu seyn.

Für Turgot waren die Unterhaltungen mit Gournay von entschiednem Nutzen. Mit Danke machte er sich alle die wichtigen Wahrheiten zu eigen, die sich dieser rechtschaffene, aufgeklärte Mann aus einer langen Erfahrung abstrahiret hatte.

Als Turgot zu dem Posten eines Intendanten in den Provinzen bestimmt war, wünschte er, sich zu dieser wichtigen Stelle gehörig vorzubereiten. Herr Michadieu that ihm den Gefallen, daß er ihn auf einer Reise durch seine Provinz mit sich nahm, und er sammelte nun die reichlichsten Erfahrungen über die Gegenstände seiner Wißbegierde ein.

Es war im Jahre 1761, als Turgot zum Intendanten von Limoges ernannt wurde. Jetzt war sein erstes Geschäft, die allgemeinen Regierungsbefehle im Einzelnen vollstrecken zu lassen, mit Vollmacht, in gewissen Fällen provisorisch zu entscheiden. — Es traf sich, daß die allgemeine Stimmung des französischen Volks eben damals den menschenfreundlichen Absichten Turgots sehr günstig war; er benutzte sie, um die zu Limoges errichtete Ackerbaugesellschaft in Thätigkeit zu setzen, tüchtige Aerzte und Lehrer der Entbindungskunst herbey zu schaffen, und Industriehäuser zu errichten. Er führte in seiner Provinz den Anbau der Podacken ein, und da

das Volk diese nahrhafte Speise nicht annehmen wollte, so ließ sie Turgot auf seiner eigenen Tafel auftragen, und brachte sie hiedurch in Gang.

In den 13 Jahren seines Gouvernements brachte er verschiedene der herrlichsten Einrichtungen zu Stande; dahin gehören vorzüglich: die gleichmäßigere Vertheilung der Auflagen, der bessere Wegbau, die Einrichtung der Miliz, Beschützung des Handels, und die Vorsorge gegen den Mangel an Lebensmitteln; — auf diese so wichtigen Gegenstände richtete er seine ganze Aufmerksamkeit. Da die Ausbesserung der Wege für die Armen, welchen diese Last aufgelegt war, sehr beschwerlich war, so that er den Vorschlag, die Heerstraßen künftig durch bezahlte Tagelöhner zu bessern, die Kosten durch eine mit der Landtaxe im Verhältniß stehende Steuer zu bestreiten, und letztere um so viel herab zu setzen. Im Vertrauen auf Turgots Einsicht und Rechtschaffenheit, nahm man diesen Vorschlag gleich an, und er hatte den beßten Erfolg. — Indem er das Ungerechte fühlte, einen Menschen wider seinen Willen zu dem gefahrvollen Kriegsstande zu ziehen, trug er auf einen anzulegenden Fond an, um daraus freywillige Truppen zu besolden. —

Die Provinz Limoges hatte während seiner Verwaltung zwey Mißwachsjahre. Turgot, der sehr gut wußte, was für schädliche Wirkungen eine Be-

stimmung der Preise, und jede Art von Zwang überhaupt zur Folge hätte, wünschte daher der Handelsfreyheit die möglichste Ausdehnung zu geben, und bemerkte mit Vergnügen, daß der Handel, sich selbst überlassen, den Unterhalt des Publikums hinlänglich sichere. — Nachdem er diese nützliche Maxime schon eine Zeitlang in Ausübung gebracht hatte, fiel es dem Finanzminister ein, von den Intendanten des Reichs ein Gutachten in Hinsicht der Gesetze des Kornhandels zu fordern. Turgot führte in sieben weitläuftigen Sendschreiben seine Meynung über diese Materie aus. Er bewies darin bis zur Evidenz, daß die Freyheit des Kornhandels den bessern Vertrieb offenbar dadurch vermehren müsse, daß die Bewegungsgründe zur fleißigen Kultur desselben vermehrt würden. Unglücklicherweise gingen drey von diesen Briefen verloren. Der Minister — machte dem patriotischen Turgot schöne Komplimente; ließ aber demungeachtet Prohibitorien ausgehen.

Bey allen Geschäften, welche unser redliche Staatsmann in Limoges hatte, fand er doch Zeit, verschiedene Schriften auszuarbeiten, unter denen sich seine schöne Abhandlung: „Ueber den Ursprung und die Ausbreitung des Reichthums“ besonders auszeichnet, — eine Schrift, die sich eben so sehr durch Tiefsinn und Schärfe des Raisonnements, als durch Simplicität und Wichtig-

keit der Grundsätze empfiehlt, und in welcher man durch eine Kette natürlicher Schlüsse zur Auflösung der wichtigsten Probleme in der politischen Oekonomie geführt wird. Dieser Versuch kann als der Keim des wichtigen Werkes von Dr. Smith: Ueber den Reichthum der Nationen, angesehen werden; ein Buch, das zum wahren Schaden des menschlichen Geschlechts noch immer in Europa verkannt wird, und dessen Verfasser man weiter keinen Vorwurf machen kann, als daß er in mancher Rücksicht immer noch zu wenig aus der unwiderstehlichen Gewalt seiner Wahrheiten und Beweisgründe gefolgert habe.

Als Ludwig XVI. zur Regierung kam, ernannte er den redlichen Turgot gleich zum Intendanten der Marine, bald hernach aber, im August 1774, zum Controlleur der Finanzen. Bey Gelegenheit dieser Beförderung erließ er ein Schreiben an den König, das alle Monarchen mit goldner Schrift sollten eingraben, und ihrem Throne gegen über aufhängen lassen. Seine Geschäfte in diesem Posten waren mannichfaltig und wichtig. Er sollte den Handel, die Finanzen und Manufakturen in Ordnung bringen, die Oberaufsicht über alle öffentlichen Werke führen, und hundert andere Pflichten erfüllen. Bey der Uebernahme dieses vielumfassenden Berufs fand er bald, daß der Handel bisher der Sucht nach Revenüen

aufgeopfert, die Indüstrie der Nation durch drückende Einschränkungen gefesselt; der arme Landmann durch schwere Abgaben erschöpft; die Schiffahrt des Reichs gelähmt, und die Staatseinkünfte durch die vervielfältigten Kanäle, wodurch sie in die königliche Schatzkammer geleitet wurden, merklich vermindert worden wären. . . .

Unter solchen trüben Aussichten betrat er seine Laufbahn. Das erste, was er beym Antritte seines Postens that, war, daß er dem Kornhandel durch die ganze Monarchie unumschränkte Freyheit ertheilte; die ausschließlichen Privilegien der Bäcker und den Mühlenzwang abschaffte, und diesem unentbehrlichen Bedürfnisse eine freye und weite Bahn eröffnete.

Nun erst sah er Gelegenheit vor sich, seinen herrlichen Entwurf in Ansehung der Armensteuer (Corvées), statt deren er das Grundeigenthum taxirte, durch das ganze Reich zur Wirklichkeit zu bringen. Durch diese Verbesserungen ward ein großer Theil der Sklaverey auf dem Lande abgeschafft; aber noch lagen die Einwohner der Städte an Ketten, und auch diese wollte er zerbrechen. Gewisse Gesetze untersagten Allen und Jeden, gewisse Korporationen ausgenommen, den Handel: diese nichtswürdige Einschränkung zernichtete er, und die arbeitenden Klassen in jeder Stadt erhielten das natürliche unverlier-

bare Recht zurück, ihre Talente nach Neigung und Fähigkeit zu gebrauchen.

Es ist nicht wohl möglich, dem trefflichen Turgot durch alle einzelne Theile seiner großen und heilsamen Verbesserungen zu folgen, und es würde in der That eine nicht geringe Kenntniß des tyrannischen Systems der alten französischen Regierung erfordert, um sie auch nur zu verstehen. —

Von der Art waren die Unternehmungen, die Arbeiten und Entwürfe des Menschenfreundes, als der König ihn — entließ, was der edle Mann, trotz allen Kabalen, nie von selbst begehrt haben würde, da ihm sein Genius sagte, daß er in keiner Lage so viel Gutes zu stiften im Stande seyn würde, als gerade in dieser.

Er hatte übrigens d e n Schlag lange vorher gesehen. Die Edikte, wodurch die Juraneles und die Armensteuer aufgehoben wurden, waren nur durch einen königlichen Gerichtssitz, und erst nach den lebhaftesten Debatten, einregistrirt worden. Alle seine Unternehmungen erregten Murren, alle seine Entwürfe fanden Widerstand. Und dies war um so trauriger, da man unmöglich, wenn man nur wollte, die heilsamen Grundsätze verkennen konnte, worauf sich die neue Administration gründete. Sie kündigte unverkennbar die Absicht an, den Bürger wieder in seine natürlichen Rechte einzusetzen, die durch einen

Schwall von Satzungen, welche Unwissenheit, Schwäche und Herrschsucht erzeugt hatten, gekränkt und mit Füßen getreten worden waren. Ueberall zeigte sich der männliche Entschluß, Mißbräuche in ihrer Quelle auszurotten, und Wahrheit und Gerechtigkeit zur Grundlage der Gesetze zu machen. Die aristokratischen Machthaber, die in einer Monarchie oft zu nichts weiter dienen, als das Volk zu drücken, und die Regierung, auch die gute, verhaßt zu machen, sahen freylich bey dieser neuen, auf Tugend gegründeten Administration ihren unvermeidlichen Fall, oder ihre Herabsetzung voraus; auch den Höflingen war es nicht unbekannt, daß sie von Turgot nicht viel zu hoffen hätten. Sie sahen's voraus, daß, wenn er je die Macht erhielte, seine ökonomischen Reformen auf das Hofwesen auszudehnen, er nicht damit zufrieden seyn würde, einzelne Zweige abzuschneiden, welche nur neue nachschieben; sondern, daß er das Uebel an der Wurzel fassen, und von Grund aus heilen werde. Sie erblickten schon die Vernichtung aller derjenigen Pfründen und fetten Aemter, die für den Staat unnütz sind, und gleichsam nur vom Volke bezahlt wurden, um sich neue Werkzeuge der Mißhandlung zu kaufen. Gereizt von der magischen Kraft des Goldes, drohten sie nun, die Ueberbleibsel ihrer alten Gewalt zu den Füßen des Throns nieder zu legen, — und dadurch betäubten sie den schwach-

sinnigen Monarchen. — Endlich kam der Zeitpunkt doch, wo die Nation, nur mit viel größrer Heftigkeit, Turgots sanftere Plane ausführte, und sich jener drückenden Kostgänger ein= für allemal entledigte.

Die Finanzmänner merkten, daß unter einem so einsichtsvollen, redlichen Minister, der so festen und geraden Schritts auf die Vereinfachung und Verbesserung des Steuerwesens losging, die Quellen ihrer ungeheuren Einnahmen bald versiegen müßten. Die Geldhändler und Wucherer konnten's sich nicht verheimlichen, wie unnütz sie sich unter einem Minister machen müßten, welcher der erklärteste Freund der Ordnung, der Handelsfreyheit und der Publicität in allen Dingen war. Jene Lungerer aus allen Klassen und Ständen, die den unseligen Brauch angenommen hatten, auf Kosten des Staats zu leben, ohne ihm zu dienen; die ihr Daseyn auf eine Menge erschlichener Mißbräuche gründeten, die sie als eben so viele Rechte betrachteten: alle diese Menschen, durch die neuen Anstalten aufgeschreckt, traten in ein Bündniß zusammen, das durch ihre Zahl und ihr Geschrey furchtbar wurde. Indem sich nun unter einem so tugendhaften, klugen Minister für die erdrückende Majorität solcher Leute wenig Gutes erwarten ließ, so bildete sich auch keine Parthey für ihn. Im Anfange seiner Verwaltung bemühete sich

zwar eine beträchtliche Anzahl von Männern ächten Verdienstes und ächter Geschicklichkeit, nebst andern, die dafür angesehen seyn wollten, ihm eine Parthey zu machen; bald aber zogen sie sich schimpflich wieder zurück, und traten auf die Seite seiner Feinde.

Von den Schriftstellern der Nation, die überall, wo die Volksstimme entscheidet, einen so wichtigen Einfluß haben, stand gleichfalls zu erwarten, daß sie für einen Minister fechten würden, der sich so laut für die Fortschritte der Vernunft erklärte, und öffentlich bey Hofe und durch seine Amtsführung zeigte, daß er die Wissenschaften liebe und selbst treibe. Es währete aber nicht lange: auch sie verließen einen Mann, der ihre Werke zwar zu schätzen, aber auch zu wägen verstand, und für gut fand, ihre Brauchbarkeit zum Maaßstabe der Belohnungen zu machen.

Bloß das Volk und einige persönliche Freunde blieben also für den braven Turgot noch übrig, und diese Stütze war damals viel zu schwach für das zermalmende Gewicht aller der Partheyen und Hofsekten, die in ein Bündniß wider ihn getreten waren. Vaterlandsgeist, und Eifer für das gemeine Beste, den er in Frankreich geschaffen hatte, lebte zwar fort in den Provinzen, und brachte hier manche segensvolle Frucht zur Reife; — aber diese Römertugend ward stets von Paris und dem Hofe ausge-

schlossen. Seine Rechtschaffenheit und sein Muth hatten ihm zwar die Achtung seines Königs verschafft; aber diesem fehlte jene persönliche, unerschütterliche Zuversicht, die einen Minister allein gegen zahlreiche und mächtige Gegner aufrecht zu erhalten vermag. Sie sollten diesmal noch eine politische Wiedergeburt hintertreiben, welche Frankreich damals schon aus dem Abgrunde gehoben, und durch dies große Beyspiel das Glück der Nationen vorbereitet haben würde. Die Zeit für die Feinde des Volks war gekommen. Turgot hatte für das Heil seines Landes alles gethan, was ein Minister für sich selbst, und ohne das Volk zu Hülfe zu rufen, nur irgend thun konnte; er hatte Einrichtungen getroffen, welche die Nation in Rücksicht auf das unendliche Gute, was daraus für sie erwuchs, begeistert haben würden, ihm zu andern nicht minder wichtigen Verbesserungen ihre Hülfe zu leihen. . . . Manche Plane von Turgot haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den nachmaligen, durch die constituirende Versammlung vorgenommenen Reformen. Die neue Eintheilung in Municipalitäten, Departements rc.; die gleichförmigere Vertheilung der Auflagen rc. — waren lauter Gegenstände, die er nach und nach vorzunehmen gedachte.

Als er vom Schauplatze entfernt war, erhielt ihm ein gutes Geschick, was bey gefallenen Ministern

höchst selten ist, alle seine alten Freunde, und verschaffte ihm noch neue. Wir verstehen hierunter die Freunde, welche von ihm selbst dafür erkannt wurden, nicht aber diejenigen, welche sich aus Eitelkeit oder Eigennutz diesen Titel angemaßt hatten. Turgot zeigte als Freund wahre Zärtlichkeit, ausdaurenden Muth und rastlose Thätigkeit. In Freundes Angelegenheiten bewies er mehr Eifer, als in seinen eignen, und eine Behutsamkeit, die das unverkennbare Merkzeichen großer Geister und einer starken und tiefen Empfindung ist. Wenn ein Unglück ihn selbst traf, so behielt er darin ganz jene Ruhe, die nur ein durch Vernunft und Religion gestützter und geleiteter Muth einflößen kann; was ihn aber heftig erschüttern konnte, war, wenn es seinen Vertrauten unglücklich ging. Nie machte ihn die Freundschaft gegen ihre Fehler blind; er sah sie, beurtheilte sie aber mit schonender Nachsicht. Uebereinstimmung einiger guten Eigenschaften, welche der Liebe und des Zutrauens würdig waren, war alles, was er von dem Menschen erwarten zu dürfen glaubte. Er hatte den Menschen studiret, und das machte ihn nachsichtig gegen das ganze Geschlecht, am nachsichtigsten gegen die, welche er liebte. Ueberall ertheilte er ihnen seinen Rath, wo er nur irgend für sie nützlich seyn konnte; er respektirte aber zu gleicher Zeit ihre Unabhängigkeit und ihre Geheim-

nisse, selbst dann, wenn ihm das Stillschweigen nicht zur Bedingung gemacht wurde; — eine Delikatesse, die man selten — selbst bey den wärmsten Freundschaftsverbindungen, finden wird, wodurch sie aber gerade dauerhaft, und der Kälte und den Stürmen am wenigsten ausgesetzt werden. Er konnte bey seinen Freunden gar wohl Gesinnungen vertragen, die seinen eignen zuwider liefen, wenn sie nur aufrichtig, der wahren Rechtschaffenheit nicht entgegen, nicht von Eigennutz und Niederträchtigkeit eingegeben waren.

Turgots Freunde liebten ihn, wie er es verdiente. Nie hätten sich die feinen, leisen Vorrechte der Ueberlegenheit, die sie so sehr anerkennen mußten, mehr entschuldigen lassen, als hier; und doch gab er ihnen auch keinen Schein davon zu fühlen, sondern verbarg sie vielmehr bey jeder Gelegenheit ohne sichtbare Mühe. Diese Ueberlegenheit hatte daher die Folge, daß sie ihren Gefühlen für ihn einen Reiz gab, wovon Alltagsfreunde keinen Begriff haben. Seine Freunde bestanden meist aus Personen von hohem Range, oder von verdientem Ruhme, und unter ihnen war keiner, der nicht die Ehre, ein Freund von T u r g o t zu seyn, als den gerechtesten Anspruch auf die Liebe der Nation betrachtet hätte. Viele von ihnen standen in Rücksicht der Kenntnisse, des Verstandes und der Talente weit

unter ihm; aber er wußte sich sehr wohl in sie zu finden, wenn er verstanden seyn wollte; und nie fühlten sie seine Ueberlegenheit mehr, als wenn er sie in ihrer eignen Sphäre überraschte.

Bey so anziehenden und mannichfaltigen Beschäftigungen; bey dem seligen Gefühle — zu lieben und wieder geliebt zu werden; bey dem schönen Zeugnisse eines unbefleckten Gewissens; bey dem großen, erhebenden Gedanken, dessen sich ein Minister so selten zu erfreuen hat: daß er seinem Monarchen, der ihn in die Schranken gerufen, nie die Wahrheit verhalten, nie seine Hand auch nur zu einem Akte der Unterdrückung und des Unrechts hergegeben; bey dem Troste, daß er sich nur dadurch Feinde zugezogen, daß er den unterdrückten Theil des Volks gegen die Vorurtheile und den Eigennutz mächtiger Menschen in Schutz nahm, und die Schätze des Staats gegen die Raubsucht deckte — mit solchen Genüssen, verbunden mit jenen, die für eine starke, vielumfassende Seele aus der Betrachtung und Aufsuchung der Wahrheit entstehen — konnte sich Turgot einen heitern, erndtereichen Abend versprechen; seine Freunde konnten sich wechselsweise um ihn versammeln, um einen Mann noch eine Zeitlang zu genießen, dessen hoher Unterricht, dessen liebenswürdiger Umgang, dessen zärtliche Freundschaft zu ihren süßesten Freuden gehörte — Freuden,

die uns allein an das Leben fesseln können, seine Wolken vergülden, und uns gleich Engeln die Augen zudrücken.

Aber schon vor seiner Administration hatte er an der Gicht gelitten, und die ununterbrochene Anstrengung, womit er sich so ganz seiner Pflicht hingab, hatte das Uebel dergestalt verschlimmert, daß selbst die Ruhe bey seiner nachherigen Entfernung nicht vermögend war, seine zerrüttete Natur wieder aufzurichten. Die Anfälle wurden stets gefährlicher, und am Ende ward er das Opfer seines Muths und seiner patriotischen Verläugnung. —

Selbst der letzte, anhaltendste und quaalvollste Anfall vermogte nichts über seinen dem Himmel verwandten Geist. Immer war er in den leichten Zwischenräumen der Krankheit beschäftigt: — bald mit einem interessanten Buche von einem seiner Freunde, den er schätzte; bald mit dem Geschick eines Gelehrten, der im Elende schmachtete; bald mit seinen eignen Ideen, indem er metaphysischen Reflexionen über den Zusammenhang unsrer Vorstellungen mit dem Zustande des Körpers nachhing; bloß ein gewisses empfindliches Wesen bemerkten seine Freunde an ihm, das um so rührender war, da es seinen Entstehungsgrund allein in ihrem Kummer um ihn

zu haben schien. Ruhig und heiter sah sein Geist die Stunde nahen, da er, dem ewigen Gesetze der Natur getreu, in einer andern Sphäre den Posten einnehmen sollte, zu welchem ihn die Vorsehung berufen hatte. Der 20ste März 1781 war der Todestag dieses Edlen.

Sokrates *).

Nihil aeque magnam apud nos admirationem occupat, quam homo fortiter miser.

SEN.

Sokrates, Sohn des Bildhauers Sophronískus und der Hebamme Phänareta, einer der weisesten und tugendhaftesten Griechen, ward im vierten Jahre der sieben und siebzigsten Olympiade zu Athen, in der alopecischen Zunft daselbst, geboren. Der Vater hielt ihn in seiner Jugend zur Bildhauerkunst an, in welcher er es ziemlich weit gebracht haben muß, wenn die bekleideten Grazien, die auf der Mauer zu Athen hinter der Bildsäule der Minerva standen, wie Verschiedene versichern, von seiner Arbeit gewesen sind. Zeiten, in

*) S. Coopers Life of Socrates, und Moses Mendelssohns Phädon.

welchen ein Phidias, Zeuxis und Myron lebten, können keiner mittelmäßigen Arbeit eine so wichtige Stelle eingeräumt haben.

Etwa in seinem dreyßigsten Jahre, als sein Vater längst todt war, und er, ohne sonderliche Neigung, aber aus Noth, die Bildhauerkunst noch immer trieb, lernte ihn Krito, ein vornehmer Athenienser, kennen, bemerkte seine erhabenen Talente, und urtheilte, daß er dem menschlichen Geschlechte durch sein Nachdenken weit nützlicher werden könnte, als durch seine Handarbeit. Er nahm ihn aus der Schule der Kunst, und brachte ihn zu den Weisen der damaligen Zeit, um ihm Schönheiten einer höhern Ordnung zur Betrachtung und Nachahmung vorhalten zu lassen. Lehret die Kunst, das Leben im Leblosen nachzuahmen, den Stein dem Menschen ähnlich zu machen: so suchet die Weisheit hingegen das Unendliche im Endlichen nachzuahmen, die Seele des Menschen jener ursprünglichen Schönheit und Vollkommenheit so nahe zu bringen, als es in diesem Leben möglich ist. Sokrates genoß den Unterricht und den Umgang der berühmtesten Männer in allen Wissenschaften und Künsten, von welchen seine Schüler den Archelaus, Anaxagoras, Prodikus, Evenus, Isimachus, Theodorus, und Andere nennen.

Krito versah ihn mit den Nothwendigkeiten des

Lebens, und Sokrates legte sich Anfangs mit vielem Fleiße auf die Naturlehre, die zur damaligen Zeit sehr im Schwange war. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit sey, die Weisheit von Betrachtung der Natur auf die Betrachtung des Menschen zurück zu führen. Dieses ist der Weg, den die Weltweisheit allezeit nehmen sollte. Sie muß mit Untersuchung der äußerlichen Gegenstände anfangen, aber bey jedem Schritte, den sie thut, einen Blick auf den Menschen zurück werfen, auf dessen wahre Glückseligkeit alle ihre Bemühungen abzielen sollten. Wenn die Bewegung der Planeten, die Beschaffenheit der himmlischen Körper, die Natur der Elemente u. s. w. nicht wenigstens mittelbar einen Einfluß in unsre Glückseligkeit haben: so ist der Mensch gar nicht bestimmt, sie zu untersuchen. Sokrates war der erste, wie Cicero sagt, der die Philosophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführet, und über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen genöthiget hat. Indessen ging er, wie überhaupt die Neuerungsstifter zu thun pflegen, auf der andern Seite etwas zu weit, und sprach zuweilen von den erhabensten Wissenschaften mit einer Art von Geringschätzung, die dem weisen Beurtheiler der Dinge nicht geziemet.

Damals stand in Griechenland, wie zu allen Zeiten bey dem Pöbel, die Art von Gelehrten in großem Ansehen, die sich angelegen seyn ließ, eingewurzelte Vorurtheile und verjährten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spitzfindigkeiten zu begünstigen. Sie gaben sich den Ehrennamen Sophisten *), den ihre Aufführung in einen Ekelnamen verwandelte. Sie besorgten die Erziehung der Jugend, und unterrichteten auf öffentlichen Schulen sowohl, als in Privathäusern, in Künsten, Wissenschaften, Sittenlehre und Religion, mit allgemeinem Beifalle. Sie wußten, daß in demokratischen Regierungsverfassungen die Beredsamkeit über alles geschätzt wird, daß ein freyer Mann gern von Politik schwatzen höret, und daß die Wissensbegierde schaler Köpfe am liebsten durch Mährchen befriediget seyn will: daher unterließen sie niemals, in ihrem Vortrage gleißende Beredsamkeit, falsche Politik und ungereimte Fabeln so künstlich durch einander zu flechten, daß das Volk sie mit Verwunderung anhörte, und mit Verschwendung belohnte. Mit der Priesterschaft standen sie in gutem Vernehmen; denn sie hatten beiderseits die weise Maxime: leben und leben lassen. Wenn die Tyranney der Heuchler

*) Der ursprünglichen Bedeutung nach, Weisheitslehrer.

den freyen Geist der Menschen nicht länger unter dem Joche halten konnte: so waren jene Scheinfreunde der Wahrheit bestellt, ihn auf falsche Wege zu verleiten, die natürlichen Begriffe durch einander zu werfen, und allen Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Gutem und Bösem, durch blendende Trugschlüsse aufzuheben. In der Theorie war ihr Hauptgrundsatz: Man kann alles beweisen, und alles widerlegen, und in der Ausübung: Man muß von der Thorheit anderer, und seiner eigenen Ueberlegenheit so viel Vortheil ziehen, als man nur kann. Diese letztere Maxime hielten sie zwar, wie leicht zu erachten, vor dem Volke geheim, und vertrauten dieselbe nur ihren Lieblingen, die an ihrem Gewerbe Theil nehmen sollten; allein die Moral, die sie öffentlich lehrten, war nichts desto weniger für das Herz des Menschen eben so verderblich, als ihre Politik für die Rechte, Freyheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts.

Da sie listig genug waren, das herrschende Religionssystem mit ihrem Interesse zu verwickeln: so gehörte nicht nur Entschlossenheit und Heldenmuth dazu, ihren Betrügereyen Einhalt zu thun, sondern ein wahrer Tugendfreund durfte es ohne die behutsamste Vorsichtigkeit nicht wagen. Es ist kein Religionssystem so verderbt, das nicht wenigstens einigen

Pflichten der Menschheit eine gewisse Heiligung giebt, die der Menschenfreund verehren, und der Sittenverbesserer, wenn er nicht seiner eigenen Absicht zuwider handeln will, unangetastet lassen muß. Von Zweifeln in Religionssachen zur Leichtsinnigkeit, von Vernachläßigung des äußerlichen Gottesdienstes überhaupt, pflegt der Uebergang sehr leicht zu seyn, besonders für Gemüther, die nicht unter der Herrschaft der Vernunft stehen, sondern von Geiz, Ehrsucht oder Wollust regieret werden. Die Priester des Aberglaubens verlassen sich nur allzu sehr auf diesen Hinterhalt, und nehmen zu demselben, wie zu einem unverletzlichen Heiligthume, ihre Zuflucht, so oft ein Angriff auf sie geschiehet.

Solche Schwierigkeiten und Hindernisse standen dem Sokrates im Wege, als er den großen Entschluß faßte, Tugend und Weisheit unter seinen Nebenmenschen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, seine eignen Vorurtheile der Erziehung zu besiegen, die Unwissenheit Andrer zu beleuchten, Sophisterey zu bestreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung, Beschimpfung von Seiten seiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, festgesetzte Macht zu bekämpfen, und, was das schwerste war, die finstern Schrecknisse des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren: die schwachen Gemüther seiner Mitbürger zu schonen, Aergernisse zu

vermeiden, und der gute Einfluß, den selbst die albernste Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verscherzen. Alle diese Schwierigkeiten überstand er mit der Weisheit eines wahren Philosophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menschenfreundes, mit der Entschlossenheit eines Helden, auf Unkosten und mit Verlust aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Gesundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe, und zuletzt das Leben selbst, gab er auf die liebreichste Weise für das Wohl seiner Nebenmenschen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das unverfälschte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte.

Diese höhern Aussichten des Weltbürgers hielten ihn indessen nicht ab, die gemeinen Pflichten gegen sein Vaterland zu erfüllen. In seinem sechs und dreyßigsten Jahre that er Kriegsdienste wider die Potidäer, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die sich wider ihre Tributherren, die Athenienser, empört hatten. Allhier versäumte er die Gelegenheit nicht, seinen Körper wider alle Beschwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und seine Seele in Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch

die allgemeine Einstimmung seiner Mitwerber selbst, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denselben dem Alcibiades, den er liebte, und hierdurch aufmuntern wollte, solche Ehrenbezeigungen von seinem Vaterlande künftighin durch eigne Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. — Man belagerte die Stadt Potidäa in der strengsten Kälte. Andere verwahrten sich wider den Frost, er blieb bey seiner gewöhnlichen Kleidung, und ging mit bloßen Füßen über das Eis. Die Pest wüthete in dem Lager und in Athen selbst. Es ist fast nicht zu glauben, was Diogenes Laertius und Aelian versichern: Sokrates soll der einzige gewesen seyn, den sie gar nicht angegriffen. Ohne aus diesem Umstande, der allenfalls ein bloßer Zufall seyn konnte *), etwas zu schließen, kann man überhaupt mit Zuverläßigkeit sagen, daß er von einer starken und dauerhaften Leibesbeschaffenheit gewesen, und sie durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit so zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beschwerlichkeiten des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlassen,

---

*) Die Arzneyverständigen wollen aus der Erfahrung wissen, daß die Pest die stärkste Leibesbeschaffenheit gerade am wenigsten verschone.

seine Seelenkräfte nicht nur zu üben, sondern äußerst anzustrengen. Man sahe ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft stehen, als wenn der Geist von seinem Körper abwesend wäre, sagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß diese Entzückungen eine, wenigstens entfernte, Anlage zur Schwärmerey gewesen sind, und man findet in seinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet geblieben ist. Indessen war es eine unschädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menschenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfassung, in welcher er sich befand, ihm sehr nützlich gewesen seyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menschen zu so großen Gedanken und standhaften Entschließungen zu erheben.

Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und fing an, mit Nachdruck Sophisterey und Aberglauben zu bekämpfen, und seine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäusern, Werkstätten der Künstler, wo er nur Menschen fand, die er bessern zu können glaubte, da hielt er sie an, ließ sich mit ihnen in Gespräche ein *), erklärte ihnen, was recht und

*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weise be-

unrecht, gut und böse, heilig und unheilig sey; unterhielt sie von der Vorsehung und Regierung Gottes, von den Mitteln, ihm zu gefallen, von der Glückseligkeit des Menschen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines Ehemanns u. s. w. Alles dieses niemals in dem aufdringenden Tone eines Lehrers, sondern als ein Freund, der die Wahrheit selbst erst mit uns suchen will. Er wußte es aber durch die einfältigsten Kinderfragen so einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne sonderliche Anstrengung, ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber sich am Ziele sah, und die Wahrheit nicht gelernet, sondern selbst erfunden zu haben glaubte. Ich ahme hierinn meiner Mutter nach, pflegte er im Scherze zu sagen: Sie gebieret selbst

kannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der schöne und bescheidene Anstand des jungen Menschen gefiel ihm so wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehen lassen wollte. Jüngling! sprach er, weißt du, wo die Bedürfnisse des Lebens zu bekommen sind? — O ja! antwortete Xenophon. — Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtschaffenheit zu erhalten ist? — Der junge Mensch stutzte und sah ihn an. — So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm, ward sein treuester Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken hatte.

nicht mehr, aber sie besitzet Kunstgriffe, wodurch sie andern ihre Geburten zur Welt bringen hilft. Auf eine ähnliche Weise versehe ich bey meinen Freunden das Amt eines Geburtshelfers. Ich frage und forsche so lange, bis die verborgene Frucht ihres Verstandes ans Licht kömmt.

Diese Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichste, die Sophisten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, so war ihnen nicht beyzukommen. Denn da standen ihnen so viel Ausschweifungen, so viel Mährchen, so viel Scheingründe, und so viel rednerische Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu seyn glaubten. Ein allgemeines Händeklatschen pflegte ihnen selten zu fehlen. Und man stelle sich den triumphirenden Blick vor, mit welchem solche Lehrer alsdann auf ihre Schüler, oder wohl gar Widersacher, herabsahen. Was that Sokrates bey einer solchen Gelegenheit? Er klatschte mit; wagte aber einige gar leichte, von der Sache etwas entfernte, Fragen, die der hochgelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach schlich er der Sache näher, immer mit Fragen, und immer, indem er seinem Gegner die Gelegenheit abschnitt, in anhaltenden Reden auszuschweifen. Dadurch wurden sie genöthigt, die Begriffe deutlich auseinander zu setzen,

richtige Erklärungen gelten, und aus ihren falschen Voraussetzungen ungereimte Folgen ziehen zu lassen. Zuletzt sahen sie sich so in die Enge getrieben, daß sie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, sondern er trug ihre Unart selbst mit der größten Gelassenheit, fuhr fort, die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundsätzen der Sophisten folgten, dem einfältigsten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf solche Weise wurden sie ihren eignen Schülern zum Gelächter.

In Ansehung der Religion scheinet er folgende Maxime vor Augen gehabt zu haben. Jede falsche Lehre oder Meynung, die offenbar zur Unsittlichkeit führet, und also der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts entgegen ist, wurde von ihm auf keinerley Weise verschont, sondern öffentlich, im Beyseyn der Heuchler, Sophisten und des gemeinen Volks, bestritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten und abscheulichen Folgen gezeigt. Von dieser Art waren die Lehren der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, schändlichen Begierden und Leidenschaften, die sie ihren Göttern zuschrieben. Ueber dergleichen Sätze, so wie über unrichtige Begriffe von der Vorsehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen, war er niemals zurückhal-

tend, niemals, selbst zum Scheine nicht, zweifelhaft; sondern allezeit entschlossen, die Sache der Wahrheit mit der größten Unerschrockenheit zu verfechten, und, wie der Erfolg gezeigt, sein Bekenntniß mit dem Tode zu versiegeln. Eine Lehre aber, die bloß theoretisch falsch, und den Sitten so großen Schaden nicht bringen konnte, als von einer Neuerung zu befürchten war, ließ er unangefochten; bekannte sich vielmehr öffentlich zu der herrschenden Meynung, beobachtete die darauf gegründeten Ceremonien und Religionsgebräuche, vermied hingegen alle Gelegenheit zu einer entscheidenden Erklärung; und wenn ihr nicht auszuweichen war, so hatte er eine Zuflucht in Bereitschaft, die ihm niemals entstehen konnte: er schützte seine Unwissenheit vor.

Hierunter begünstigte ihn vorzüglich die Methode zu lehren, die er, wie wir gesehen, aus andern Absichten gewählt hatte. Denn da er seine Lehre niemals mit dem Hochmuthe eines allwissenden Mannes ankündigte, da er vielmehr nichts selbst behauptete, sondern allzeit die Wahrheit durch Fragen von seinen Zuhörern herauszulocken suchte: so war ihm erlaubt, das nicht zu wissen, was er nicht wissen konnte, oder durfte. Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wissen, hat so manchen großen Geist verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Munde

eines andern getadelt haben würde. Sokrates war von dieser Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über seinen Horizont waren, gestand er mit der naivesten Freymüthigkeit: Dieses weiß ich nicht; und wenn er merkte, daß ihm Fallen gelegt wurden, und gewisse Geständnisse abgelockt werden sollten, so zog er sich aus dem Spiele, und sagte: Nichts weiß ich! Das Orakel zu Delos erklärte ihn für den weisesten unter allen Sterblichen. Wie es scheinet, so hatte die Priesterinn die listige Absicht, einen ihr so gefährlichen Mann durch diese Schmeicheley zu gewinnen, und in die Nothwendigkeit zu setzen, ihre Orakelsprüche für untrüglich zu erklären, wenn er für den weisesten Sterblichen gehalten werden wollte. Allein Sokrates gab der Sache eine gar besondere Wendung: „Wißt ihr,“ sprach er, „warum Apollo mich für den größten „Weisen auf Erden hält? Weil andere mehrentheils etwas zu wissen glauben, das sie nicht wissen; ich aber sehe wohl ein und gestehe, daß alles, was ich weiß, darauf hinausläuft, daß ich „nichts weiß.“

Der Ruhm des Sokrates verbreitete sich in ganz Griechenland, und es kamen die angesehensten und gelehrtesten Männer von allen Gegenden zu ihm, um seines freundschaftlichen Umgangs und Unterrichts zu genießen. Die Begierde, ihn zu hören, war un-

ter seinen Freunden so groß, daß mancher sein Leben wagte, um nur täglich bey ihm zu seyn. Die Athenienser hatten bey Lebensstrafe verboten, daß sich kein Megarenser auf ihrem Gebiete betreten lassen sollte. Euklides von Megara, ein Freund und Schüler des Sokrates, ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Lehrer zu besuchen. Des Nachts ging er, in bunte Weiberkleider gehüllt, von Megara nach Athen, und des Morgens, ehe es Tag war, ging er wieder seine zwanzig tausend Schritte zurück nach Hause. Bey dem allen lebte Sokrates in der äußersten Armuth und Dürftigkeit, und wollte sich nichts für seinen Unterricht bezahlen lassen, obgleich die Athenienser so lernbegierig waren, daß sie sichs große Summen würden haben kosten lassen, wann er auf Belohnung gedrungen hätte. Die Sophisten wußten von dieser Bereitwilligkeit schon bessern Gebrauch zu machen.

Es muß ihm desto mehr Ueberwindung gekostet haben, diese Dürftigkeit zu ertragen, da seine Frau, die berüchtigte Xantippe, eben nicht die genügsamste Hausfrau war, und er auch für Kinder zu sorgen hatte, die ihre Verpflegung von seiner Hand erwarteten. Es ist zwar noch nicht ausgemacht, daß Xantippe von so böser Gemüthsart gewesen sey, als man gemeiniglich glaubet. Die Mährchen, die zu ihrer Beschimpfung bekannt sind, rühren von

spätern Schriftstellern her, die sie nur vom Hörensagen haben konnten. Plato und Xenophon, die am besten davon unterrichtet seyn mußten, scheinen sie als eine mittelmäßige Frau gekannt zu haben, von der sich weder viel Gutes noch viel Böses sagen läßt. Ja man wird in folgendem Gespräche nach dem Plato finden, daß sie, an dem letzten Tage des Sokrates, mit ihrem Kinde bey ihm im Kerker gewesen, und sich außerordentlich über seinen Tod betrübt hat. Alles, was man sonst bey den glaubwürdigsten Schriftstellern zu ihrem Nachtheile findet, ist etwa eine Stelle in dem Tischgespräche Xenophons, wo jemand den Sokrates frägt, warum er eine Frau genommen habe, die so wenig umgänglich wäre? worauf dieser in seinem gewöhnlichen Tone antwortet: „Wer mit Pferden umgehen lernen will, der wählet sich zu seiner Uebung „kein geduldiges Lastthier, sondern ein muthiges „Roß, das schwer zu bändigen ist. Ich, der ich mit „Menschen umgehen lernen will, habe mir aus eben „der Ursache eine Hausfrau gewählt, die unerträglich ist, um die verschiedene Laune der Menschen „desto besser ertragen zu lernen.“ In einer andern Stelle läßt eben dieser Schriftsteller den Sohn des Sokrates, den Lamprokles, sich gegen seinen Vater über die harte Begegnung, mürrische Gemüthsart und unerträgliche Laune seiner Mutter be-

schweren. Allein aus der Antwort des Sokrates erhellet, zu ihrem Lobe, daß sie, bey ihrem zänkischen Gemüthe, die Pflichten einer Hausmutter gleichwohl sorgfältig beobachtet, und ihre Kinder geliebt, und gehörig verpflegt hat. Dieses Zeugniß ihres Ehemannes widerlegt offenbar alle schimpfliche Histörchen, die man auf ihre Kosten ersonnen und wodurch man sie der Nachwelt als ein Beyspiel eines bösen Weibes aufgestellet hat. Man kann mit gutem Grunde glauben, daß Sokrates seine Kunst, mit Menschen umzugehen, an seiner Ehegenossinn nicht vergebens geübt hat; daß er vielmehr durch unermüdete Geduld, Gefälligkeit, Sanftmuth, und durch seine unwiderstehlichen Ermahnungen die Härte ihres Temperaments überwunden, ihre Liebe gewonnen, und sie dergestalt gebessert haben wird, daß sie aus einem unverträglichen Weibe eine gute Hausmutter, und, wie ihre Aufführung vor seinem Ende ausweiset, eine zärtliche Ehefrau geworden ist. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so müssen ihm seine häuslichen Umstände die Armuth weit beschwerlicher gemacht haben; da er nicht sich allein, sondern einer ganzen Familie, und vielleicht einer unzufriednen und über seine strenge Genügsamkeit sich beklagenden Familie, von seinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben hatte. Niemand war besser von den Pflichten eines Hausvaters unterrichtet, als Sokrates.

Er wußte wohl, daß ihm obliege, so viel zu erwerben und anzuschaffen, als zum ehrlichen Auskommen für seine Familie nöthig sey, und er hat diese natürliche Pflicht seinen Freunden sehr oft eingeschärft. Allein was ihn selbst betraf, so stand ihm eine höhere Pflicht im Wege, die ihn verhinderte, jener Genüge zu leisten. Das Verderbniß der Zeiten, da alles des feilen Gewinnstes halber geschahe, und insbesondere die niederträchtige Habsucht der Sophisten, die ihre verderblichen Lehren um baares Geld verkauften, und die schändlichsten Mittel anwendeten, sich auf Kosten des betrognen Volks zu bereichern; diese legten ihm die Verbindlichkeit auf, der niedrigen Gewinnsucht die äußerste Uneigennützigkeit entgegen zu setzen, damit seine reinen und unbefleckten Absichten keiner übeln Auslegung fähig seyn mögten. Er wollte lieber darben, und wenn ihn der Mangel zu sehr drückte, von Allmosen leben, als durch sein Beyspiel den schmutzigen Geldgeiz dieser falschen Weisheitslehrer nur einigermaßen rechtfertigen.

Er unterbrach diese wohlthätigen Beschäftigungen, und zog abermals freywillig mit zu Felde wider die Böotier. Die Athenienser wurden bey Delium aufs Haupt geschlagen. Sokrates zeigte seine Tapferkeit so wohl im Treffen, als auf dem Rückzuge. „Hätte jedermann seine Pflicht so ge-

„thun, wie Sokrates, spricht der Feldherr La=
„ches beym Plato, so wäre der Tag gewiß nicht
„unglücklich für uns gewesen.“ Als alles floh, ging
er auch zurück, aber Schritt vor Schritt, und indem
er sich öfters umkehrte, um einem Feinde, der ihm
etwa auf den Hals käme, Widerstand zu thun. Er
fand den Xenophon, der vom Pferde gefallen
und verwundet war, unterwegs liegend, nahm
ihn auf seine Schulter, und brachte ihn in Si=
cherheit.

Die Priester, Sophisten, Redner, und andre,
die feile Künste trieben, Leute, denen Sokrates ein
Dorn in den Augen seyn mußte, machten sich seine
Abwesenheit zu Nutze, und suchten die Gemüther
wider ihn aufzubringen. Bey seiner Zurückkunft
fand er eine geschlossene Parthey, der kein Mittel,
ihm zu schaden, zu niederträchtig war. Sie miethe=
ten, wie man zu glauben Ursach hat, den Komödien=
schreiber Aristophanes, daß er durch ein Pos=
senspiel, das man damals Komödie nannte, den
Sokrates verhaßt und lächerlich zu machen such=
te, um das gemeine Volk theils auszuholen, theils
vorzubereiten, und wann der Streich gelänge, ein
Mehreres zu wagen. Diese Fratze führte den Na=
men: die Wolken. Sokrates war die Haupt=
person; und die Figur, die diese Rolle machte,
gab sich Mühe, ihn nach dem Leben zu conterfeyen.

Kleidung, Gang, Geberde, Stimme, alles äffte er natürlich nach. Das Stück selbst hat sich, zur Ehre des verfolgten Weltweisen, bis auf unsre Zeiten erhalten. Man kann sich kaum etwas Ungezogeneres gedenken.

Sokrates pflegte sonst niemals das Theater zu besuchen, außer, wenn die Stücke des Euripides, (daran er selbst, wie einige wollen, Antheil gehabt hat,) aufgeführt wurden. Den Tag, da dieses Pasquill aufgeführt werden sollte, ging er gleichwohl hinein. Er hörte, daß viele Fremde, die zugegen waren, sich erkundigten, wer dieser Sokrates im Original sey, der auf der Bühne so gehöhnt werde? Er trat mitten im Schauspiel hervor, und blieb, bis ans Ende des Stücks, auf einer Stelle stehn, wo ihn jedermann sehen und mit der Kopey vergleichen konnte. Dieser Streich war für den Dichter und seine Komödie tödtlich. Die possenhaftesten Einfälle thaten keine Würkung mehr: denn das Ansehen des Sokrates erregte Hochachtung und eine Art von Erstaunen über seine Unerschrockenheit. Auch fand das Stück keinen Beyfall. Der Dichter veränderte es, und brachte es das folgende Jahr wieder auf die Bühne, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Die Feinde des Weltweisen sahen sich genöthiget, die vorgehabte Verfolgung bis auf eine günstigere Zeit zu verschieben.

Kaum war der Krieg mit den Böotiern geendiget, so mußten die Athenienser schon ein neues Heer anwerben, um dem Lacedämonischen Feldherrn Brasidias Einhalt zu thun, der in Thrazien verschiedene Städte, und unter andern die wichtige Stadt Amphipolis ihrer Herrschaft entzogen hatte. Sokrates ließ sich die Gefahr, in die ihn seine letzte Abwesenheit gesetzt, nicht abhalten, dem Vaterlande abermals zu dienen. Dieses war das letztemal, daß er seine Vaterstadt verlassen hatte. Nach der Zeit kam er, bis an sein Ende, nicht aus dem Gebiete der Athenienser, und unterließ niemals, der Jugend, die ihn suchte, seinen freundschaftlichen Umgang zu gönnen, und ihr durch Lehren und gutes Exempel die Liebe zur Tugend einzuflößen. Wie er aber überall ein großer Freund und Liebhaber der Schönheit war, so schien er in der Wahl seiner Freunde auch auf körperliche Schönheit zu sehen. Ein schöner Körper, pflegte er zu sagen, verspricht eine schöne Seele, und wenn sie der Erwartung nicht entspricht, so muß sie verwahrlost worden seyn. Daher er sich denn viele Mühe gab, das Innere dieser Personen mit ihrem wohlgebildeten Aeußern übereinstimmend zu machen. Niemand aber war ihm so interessant, als Alcibiades, ein junger Mensch von ungemeiner Schönheit und von großen Talenten, der hochfahrend, muthig, leicht-

sinnig und überaus feurigen Temperaments war. Diesen verfolgte er unermüdet, ließ sich bey allen Gelegenheiten mit ihm in Unterredung ein, um ihn durch freundschaftliche Ermahnungen und liebreiche Verweise von den Ausschweifungen des Ehrgeitzes und der Wollust, wozu er von Natur sehr geneigt war, abzuhalten.

Plato läßt ihn bey dieser Gelegenheit öfters Ausdrücke gebrauchen, die beynahe verliebt scheinen: daher man in spätern Zeiten Gelegenheit genommen, den Sokrates eines sträflichen Umgangs mit jungen Leuten zu beschuldigen. Allein die Feinde des Sokrates selbst, Aristophanes in der Komödie, und Melitus in seiner Anklage, thun hiervon nicht die geringste Erwähnung. Melitus beschuldigt ihn zwar, daß er die Jugend verderbe; allein, wie aus der Antwort des Sokrates gar deutlich erhellet, diese Beschuldigung ging auf die Gesetze der Religion und der Politik, gegen welche er die Jugend gleichgültig gemacht haben sollte. Gesetzt auch, die damalige Verderbniß der Sitten wäre so weit gegangen, daß man dieses widernatürliche Laster beynahe für natürlich gehalten, so hätten seine Feinde dennoch diesen Umstand nicht ganz verschwiegen: wenn es nicht offenbar unmöglich gewesen wäre, das Muster der Keuschheit und Enthaltsamkeit einer so viehischen Geilheit zu beschuldigen.

Man lese die strengen Vorwürfe, die er dem Kritias und Kritobolus machet; man lese das Zeugniß, das ihm der muthwillige, halbberauschte Alcibiades, in Platons Tischgespräche, gibt. Das Stillschweigen der Feinde und Verläumder, und seiner Freunde positives Zeugniß vom Gegentheile lassen keinen Zweifel zurück, daß die Beschuldigungen ungegründet und eine strafbare Verläumdung sind. Die Ausdrücke des Plato, so fremd sie auch in unsern Ohren klingen, beweisen weiter nichts, als daß diese unnatürliche Galanterie damals die Modesprache gewesen, wie etwa der ernsthafteste Mann in unsern Zeiten sich nicht entbrechen würde, wenn er an ein Frauenzimmer schreibt, wie verliebt zu thun.

Ueber den Genius, den er zu besitzen vorgab, und der ihn, wie er sagte, allezeit abhielt, wenn er etwas Schädliches unternehmen wollte, sind die Meynungen der Gelehrten getheilt. Einige glauben, Sokrates habe sich hierinn eine kleine Erdichtung erlaubt, um bey dem abergläubischen Volke Gehör zu finden; allein dieses scheint mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit zu streiten. Andere verstehen unter diesem Genius ein geschärftes Gefühl vom Guten und Bösen, eine durch Nachdenken, durch lange Erfahrung und anhaltende Uebung zum Instinkt gewordene moralische Beurtheilungskraft, vermöge wel-

cher er jede freye Handlung nach ihren muthmaßlichen Folgen und Wirkungen prüfen und beurtheilen konnte, ohne sich selbst von seinem Urtheile Rechenschaft geben zu können. Man findet aber beym Xenophon sowohl als Plato verschiedene Vorfälle, wo dieser Geist dem Sokrates Dinge vorher gesagt haben soll, die sich aus keiner natürlichen Kraft der Seele erklären lassen. Vielleicht sind diese von seinen Schülern aus guter Meynung hinzu gesetzt worden; vielleicht auch hatte Sokrates, der, wie wir gesehen, zu Entzückungen aufgelegt war, selbst Schwachheit oder schwärmende Einbildungskraft genug, dieses lebhafte moralische Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen vertraulichen Geist umzuschaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahnungen zuzuschreiben, die aus ganz andern Quellen entspringen. Muß denn ein vortrefflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Vorurtheilen völlig frey seyn? In unsern Tagen ist es kein Verdienst mehr, Geistereingebungen zu verspotten. Vielleicht hat zu den Zeiten des Sokrates eine Anstrengung des Genies dazu gehört, die er nützlicher angweendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führen konnte, wie bereits oben erinnert worden.

Die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts

war sein einziges Studium. So bald ein Vorurtheil, oder Aberglaube zur offenbaren Gewaltthätigkeit, Kränkung der menschlichen Rechte, Verderbniß der Sitten u. s. w. Anlaß gab: so konnte ihn nichts in der Welt abhalten, aller Drohung und Verfolgung zum Troße, sich dawider zu erklären. Es war unter den Griechen ein hergebrachter Aberglaube, daß die Schatten der unbegrabenen Todten am Ufer des Styx hundert Jahre rastlos herum irren müßten, bevor sie herüber gelassen würden. Dieser Wahn mag dem rohen Volke von dem ersten Stifter der Gesellschaft aus löblichen Absichten beygebracht worden seyn. Indessen hat er zu den Zeiten des Sokrates, durch einen schändlichen Misbrauch, manchem wackern Patrioten das Leben gekostet. Die Athenienser hatten bey den Argusinischen Insuln über die Lacedämonier einen vollkommenen Sieg erhalten. Die Befehlshaber der siegenden Flotte wurden aber durch einen Sturm abgehalten, ihre Todten zu begraben. Bey ihrer Rückkunft nach Athen wurden sie, auf die undankbarste Weise, dieser Unterlassung wegen öffentlich angeklagt. Sokrates hatte denselben Tag den Vorsitz in dem Senate der Prytanen, welche die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen hatten. Die Bosheit einiger Mächtigen, die Heucheley der Priester und die Niederträchtigkeit feiler Redner und Demagogen hatten

sich vereinigt, den blinden Eifer des Volks wider diese Beschützer des Staats aufzubringen. Das Volk drang mit Ungestüm auf ihre Verdammung. Ein Theil des Senats war selbst von diesem pöbelhaften Wahne bethört; und der Ueberrest hatte nicht Muth genug, sich der allgemeinen Raserey zu widersetzen. Alles willigte darein, diese unglücklichen Patrioten zum Tode zu verurtheilen. Nur Sokrates allein hatte die Herzhaftigkeit, ihre Unschuld zu vertheidigen. Er verachtete die Drohungen der Mächtigen, und die Wuth des aufgebrachten Pöbels, stand ganz allein auf der Seite der verfolgten Unschuld, und wollte lieber das Aergste über sich ergehen lassen, als in eine so heillose Ungerechtigkeit willigen. Wiewohl alle seine Bemühungen zu ihrem Besten dennoch fruchtlos abliefen. Er hatte den Verdruß, zu sehen, daß der blinde Eifer die Oberhand erhielt, und daß die Republik sich selbst die Schmach anthat, ihre tapfersten Beschützer einem übelverstandenen Vorurtheile aufzuopfern. Das Jahr darauf wurden die Athenienser von den Lacedämoniern aufs Haupt geschlagen, ihre Flotte zu Grunde gerichtet, ihre Hauptstadt belagert und dergestalt aufs äußerste gebracht, daß sie sich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Mangel an erfahrnen Anführern auf Seiten der Athenien-

ser an dieser Niederlage nicht wenig Schuld gewesen ist.

Lysander, der Feldherr der Lacedämonier, der die Stadt eingenommen hatte, begünstigte eine in derselben entstandene Empörung, verwandelte die demokratische Regierungsform in eine Oligarchie, und setzte einen Rath von dreyßig Männern, die unter dem Namen der dreyßig Tyrannen bekannt sind. Die grausamsten Feinde hätten in der Stadt so nicht wüthen können, als diese Ungeheuer gewüthet haben. Unter dem Vorwande, Staatsverbrechen und Meuterey zu bestrafen, wurden die rechtschaffensten Leute im Staate ihres Lebens oder Vermögens beraubt. Plündern, rauben, verbannen, diesen öffentlich, jenen meuchelmörderisch hinrichten lassen, waren Thaten, mit welchen sie ihre Regierung bezeichneten. Wie mußte das Herz des Sokrates bluten, den Kritias, der vormals sein Schüler war, an der Spitze dieser Scheusale zu sehen! Ja, dieser Kritias, sein vormaliger Freund und Zuhörer, zeigte sich nunmehr als seinen offenbaren Feind, und suchte Gelegenheit, ihn zu verfolgen. Der weise Mann hatte ihm einst seine viehische und widernatürliche Wollust mit harten Worten verwiesen, und seit der Zeit trug ihm der Unmensch einen heimlichen Groll nach, der jetzt auszubrechen Gelegenheit suchte.

Als er und Charikles zu Gesetzgebern ernennt wurden, führten sie, um eine Ursache an dem Sokrates zu finden, das Gesetz ein, daß niemand in der Redekunst unterrichten sollte. Sie erfuhren darauf, daß sich Sokrates mit Worten wider sie vergangen, und verschiedentlich habe verlauten lassen, es wäre zwar wunderlich, wenn Hirten die ihnen anvertraute Heerde kleiner und magerer machten, und dennoch nicht für schlechte Hirten wollten gehalten seyn; aber weit wunderlicher wäre es, wenn die Vorsteher eines Staats die Bürger weniger und schlechter machten, und dennoch nicht schlechte Vorsteher seyn wollten. Sie ließen ihn kommen, zeigten ihm das Gesetz, und verboten ihm, mit jungen Leuten sich in Unterredung einzulassen. „Ist es erlaubt," versetzte Sokrates, „eines und das andere zu fragen, das „mir in diesem Verbote nicht deutlich genug ist? — „O ja!" antwortete man. — „Ich bin bereit," erwiederte er, „dem Gesetze zu folgen, und befürchte „te nur aus Unwissenheit dawider zu verstoßen: ich „bitte daher um eine deutlichere Erklärung, ob ihr „unter der Redekunst eine Kunst, recht zu reden, „oder unrecht zu reden versteht? Ist jenes: so „muß ich mich enthalten, jemanden zu sagen, wie „er recht reden soll; ist aber dieses: so werde „ich niemand unterweisen, wie er unrecht reden „soll."

Charikles entrüstete sich, und sprach: „Wenn „du dieses nicht verstehest, so haben wir dir es faß„licher gemacht, und schlechterdings verboten, mit „jungen Leuten zu reden.“ — „Damit ich aber auch „hierinn wisse, wie ich mich zu verhalten habe,“ sprach Sokrates: „so bestimmt mir die Zeit, wie „lange ihr die Menschen für junge Leute haltet?“ „So lange sie nicht im Rathe sitzen können,“ antwortete Charikles, „das ist, so lange sie nicht zu rei„fem Verstande gekommen sind, nehmlich bis zu „dreyßig Jahren.“

„Wenn ich aber etwas kaufen will,“ erwiederte Sokrates, „das ein junger Mensch unter drey„ßig Jahren zu verkaufen hat, soll ich nicht fragen, „wie theuer?“ „Dieses ist dir nicht verboten,“ sprach Charikles; „aber du fragst manchmal Dinge, die „du gar wohl weißt; solcher Fragen enthalte dich „ferner!“ — „Und antworten?“ sprach Sokrates weiter; „wenn ein junger Mensch mich fragt, wo „Charikles oder Kritias wohne? darf ich ihm hier„auf antworten?“ — „Ja, ja,“ sprach Kritias; „aber enthalte dich der abgenutzten Beyspiele und „Gleichnisse von Riemenschneidern, Zimmerleuten „und Schmieden.“ „Vermuthlich,“ erwiederte Sokrates, „auch der Begriffe, die ich durch diese Bey„spiele zu erläutern pflege, von der Gerechtigkeit, „Heiligkeit, Frömmigkeit? u. s. w.“ „Ganz recht!

antwortete Charikles, „und vor allen Dingen auch „der Viehhirten. Merke dir das, oder ich befürch„te, du wirst auch die Heerde kleiner machen.“

Sokrates achtete ihre Drohungen so wenig, als ihr ungereimtes Gesetz, das sie, der gesunden Vernunft und dem Gesetze der Natur schnurstracks zuwider, keine Befugniß hatten, einzuführen. Er setzte seine Bemühungen zum Besten der Tugend und Gerechtigkeit mit dem unermüdetsten Eifer fort, und die Tyrannen unterstanden sich gleichwohl nicht, ihm so gerade auf den Leib zu kommen. Sie suchten Umwege, und wollten ihn mit in ihre Ungerechtigkeiten verwickeln, trugen ihm daher, nebst vier andern Bürgern, auf, den Leon von Salamin nach Athen zu bringen, um ihn hinrichten zu lassen. Die Andern übernahmen den Auftrag; Sokrates aber erklärte sich, daß er niemals zu einer ungerechten Sache die Hände bieten werde. So willst du denn, sprach Charikles, Freyheit haben, zu reden, was du willst, und gar nichts dafür leiden? Alles mögliche Uebel, antwortete er, will ich dafür leiden; nur das nicht, Jemanden Unrecht zu thun. Charikles schwieg, und die übrigen sahen sich einander an. Diese Freyheiten würden dem Sokrates am Ende dennoch das Leben gekostet haben, wenn nicht das Volk, der Grausamkeit dieser Tyrannen müde, einen Aufstand erregt, ihre vornehm=

sten Anführer umgebracht, und die übrigen zur Stadt hinaus gejagt hätte.

Unter der wieder hergestellten demokratischen Regierung ging es dem Sokrates gleichwohl nicht besser. Die alten Feinde desselben, die Sophisten, Priester und Redner, fanden nunmehr die längst erwünschte Gelegenheit, ihn mit besserm Glücke zu verfolgen, und endlich gar aus dem Wege zu räumen. Anytus, Melitus und Lykon, sind die drey zu ihrer Schmach unvergeßlichen Namen derer, die sich zur Ausführung dieses schändlichen Vorhabens haben gebrauchen lassen. Sie brachten die Verläumdung unter das Volk: Sokrates habe dem Kritias die Grundsätze der Tyrannen beygebracht, die er neulich mit so unerhörter Grausamkeit ausgeübt hätte. Wer die Leichtgläubigkeit und Unbeständigkeit des Pöbels kennt, wird sich nicht verwundern, daß die Athenienser einer so offenbaren Falschheit Gehör gegeben, obgleich Jedermann wußte, was zwischen dem Sokrates und den Tyrannen vorgefallen war. Einige Jahre vorher hatte Alcibiades, der große Talente, aber einen sehr wilden Charakter hatte, in Gesellschaft anderer muthwilligen Jünglinge, die Bildsäule des Merkurs zerschlagen, die Eleusinischen Geheimnisse öffentlich verspottet, und wegen dieses Uebermuths aus seiner Vaterstadt entweichen müssen. Jetzt wurde diese Geschichte wieder

rege gemacht, und von den Feinden des Sokrates ausgestreut, er habe dem jungen Menschen die Verachtung der Religion beygebracht. Nichts war den Lehren und der Aufführung des Sokrates mehr zuwider, als ein solcher Frevel. Den öffentlichen Gottesdienst, so abergläubisch er auch seyn mogte, hat er allzeit in Ehren gehalten; und was die Eleusinischen Geheimnisse betrifft, so rieth er allen seinen Freunden, sich in denselben einweihen zu lassen; ob er gleich selbst seine Ursachen haben mogte, es nicht zu thun. Man hat sehr guten Grund, zu glauben, daß die größern Geheimnisse zu Eleusis nichts anders waren, als die Lehren der wahren, natürlichen Religion, und eine vernünftige Auslegung der Fabeln. Wenn Sokrates sich weigerte, die Einweihung anzunehmen, so geschah es wahrscheinlicher Weise, um die Freyheit zu behalten, diese Geheimnisse ungestraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Priester durch die Einweihung zu entziehen suchten.

Als die Verläumder, durch dergleichen boshafte Ausstreuungen, das Volk hinlänglich vorbereitet zu haben glaubten, brachte Melitus eine förmliche Anklage wider den Sokrates an die Obrigkeit der Stadt, welche sofort dem Volke davon Nachricht gab. Das Gericht der Heliäa wurde zusammen berufen, und die gewöhnliche Anzahl der Bürger durch das Loos bestimmt, die den Angeklagten richten soll-

ten. Die Anklage war: Sokrates handelt wider die Gesetze, indem er 1) die Götter der Stadt nicht verehrt, und eine neue Gottheit einführen will; und 2) die Jugend verdirbt, welcher er eine Verachtung alles dessen, was heilig ist, beybringet. Seine Strafe sey der Tod.

Seine Freunde brachten ihm wohlausgearbeitete Reden zu seiner Vertheidigung. „Sie sind sehr „schön," sprach er; „aber für mich alten Mann „schicken sich dergleichen Künste nicht." Willst du nicht selbst etwas zu deiner Vertheidigung aufsetzen? fragten sie ihn. „Die beste Vertheidigung, die ich „machen kann," antwortete er, „ist, daß ich in mei„nem Leben Niemanden Unrecht gethan habe. Ich „habe zu verschiedenen Malen angefangen, auf eine „Schutzrede zu denken, bin aber allemal von Gott „daran verhindert worden. Vielleicht ist es sein „Wille, daß ich in diesen Jahren, bevor das hinfäl„lige und einer Krankheit ähnliche Alter kömmt, ei„nes leichtern Todes zu sterben, und weder meinen „Freunden, noch mir selbst, zur Last werden soll." In diesen Worten hat Jemand den Beweis finden wollen, daß Sokrates feigherzig gewesen, und die Unbequemlichkeiten des Alters mehr, als den Tod, gefürchtet habe. Das ist doch wohl eine sehr sonderbare Deutung!

An dem zu dieser Untersuchung öffentlich festgesetzten Tage erschienen Melitus, Anytus und Lyko, der erste für die Dichter, der zweyte für das Volk, und der letzte für die Redner, bestiegen einer nach dem andern den Rednerstuhl, und hielten die giftigsten und verläumderischsten Reden wider den Sokrates. Er betrat nach ihnen den Platz, ohne zu zittern oder zu zagen; ohne, nach der damaligen Gewohnheit auf Gerichtsstuben, seine Richter durch einen jämmerlichen Anblick zum Mitleiden bewegen zu wollen; sondern mit dem gesetzten und zuversichtlichen Wesen, das seiner Weisheit anständig war. Er hielt eine zwar ungekünstelte und unvorbereitete, aber männliche und sehr nachdrückliche Rede, in welcher er alle Verläumdungen und boshaften Gerüchte, die man zu seinem Nachtheile ausgestreut hatte, ohne Bitterkeit widerlegte, seine Ankläger beschämte, und in ihren eigenen Beschuldigungen Widersprüche und Ungereimtheiten zeigte. Seinen Richtern begegnete er zwar mit der gehörigen Ehrerbietigkeit, sprach aber in einem so festen und seines Vorzugs sich bewußten Tone, daß seine Rede öfters durch unzufriedenes Murmeln unterbrochen ward. Er beschloß mit folgenden Worten:

„Werdet nicht ungehalten, Athenienser! daß „ich, wider die Gewohnheit der Verklagten, nicht „in Thränen zu euch rede, oder meine Kinder, Ver-

„wandten und Freunde in einem kläglichen Aufzuge „erscheinen lasse, um euch zum Mitleiden zu bewe„gen. Nicht aus Hochmuth oder Trotz habe ich die„ses unterlassen; sondern, weil ich es für unanstän„dig halte, einen Richter anzuflehen, und ihn an„ders, als durch die Rechtmäßigkeit der Sache, ein„nehmen zu wollen. Der Richter hat sich durch ei„nen Eid verpflichtet, nach Gesetz und Billigkeit zu „urtheilen, und sein Mitleiden so wenig, als seinen „Zorn, den Ausspruch thun zu lassen. Wir Ange„klagten handeln also wider Recht und Billigkeit, „wenn wir euch durch unsre Klagen eidbrüchig zu „machen suchen, und wider die Achtung, die wir „euch schuldig sind, wenn wir euch fähig halten, es „zu werden. Ich will auf keinerley Weise meine „Rettung solchen Mitteln zu verdanken haben, die „weder recht noch billig, noch den Göttern angenehm „sind; vornehmlich da ich vom Melitus so eben der „Gottlosigkeit beschuldiget bin. Wenn ich durch „mein Flehen euch meineidig zu machen suchte, so „wäre dieses der überzeugendste Beweis, daß ich „keine Götter glaube; mithin würde mich diese Ver„theidigung selbst der Atheisterey überführen. Aber „nein! ich bin, mehr als alle meine Ankläger, von „dem Daseyn Gottes überzeugt, und ergebe mich „daher Gotte und euch, mich nach Wahrheit zu „richten, und über mich zu verhängen, was ihr

„sowohl für euch, als für mich, für das Beste
„haltet.“

Die Richter waren höchst unzufrieden über dieses gesetzte und unerschütterte Wesen, und unterbrachen den Plato, der nach ihm hervortrat, und zu reden begann. „Ob ich schon der jüngste bin, Athenienser!“ fing Plato an, „von denen, welche diesen Ort hinaufgestiegen —“ Heruntergestiegen! riefen sie ihm zu, und ließen ihn seine Rede nicht fortsetzen. Sokrates wurde durch die Mehrheit von drey und dreyßig Stimmen für schuldig erkannt.

Es war die Gewohnheit zu Athen, daß die Verurtheilten sich selbst eine gewisse Strafe, Geldbuße, Gefängniß oder Verbannung auflegen mußten, um dadurch die Billigkeit des Urtheils zu bekräftigen, oder vielmehr ihre Verbrechen einzugestehen. Sokrates sollte wählen; aber er wollte auf keinerley Weise gegen sich selbst so ungerecht seyn, sich für schuldig zu erkennen, und sprach:

„Wenn ich frey sagen soll, was ich verdient zu
„haben glaube, so wisset, Athenienser! ich glaube,
„durch die Dienste, die ich der Republik geleistet
„habe, wohl werth zu seyn, daß man mich auf öf-
„fentliche Kosten im Prytaneum unterhalte.“ Auf Zureden seiner Freunde verstand er sich gleichwohl zu einer kleinen Geldbuße, wollte aber nicht zugeben,

daß sie unter sich eine größere Summe zusammen schießen sollten.

Die Richter berathschlagten, welche Strafe sie ihm zuerkennen sollten, und die Bosheit seiner Feinde brachte es dahin, daß er zum Tode verurtheilt wurde: „Ihr seyd mit eurem Urtheil sehr „voreilig gewesen, Athenienser!“ sprach Sokrates, „und habt dadurch den Verläumdern dieser Stadt „Stoff gegeben, euch vorzuwerfen, daß ihr den wei„sen Sokrates ums Leben gebracht habt; denn sie „werden mich weise nennen, wenn ich es schon nicht „bin, um euch desto mehr tadeln zu können. Ihr „hättet nicht lange warten dürfen, so wäre ich, ohne „euer Zuthun, gestorben. Ihr sehet, wie nahe ich „schon dem Tode bin *). Euch meyne ich hiermit, „die ihr mir den Tod zuerkannt habet! Glaubt ihr „etwa, Männer von Athen! daß es mir an Worten „gefehlt hat, euch einzunehmen und zu überreden, „wenn ich der Meynung gewesen wäre, man müßte „alles thun und alles sprechen, um ein günstiges Ur„theil zu erhalten? Gewiß nicht! Wenn ich unter„liege, so ist es nicht aus Mangel an Worten und „Vorstellungen, sondern aus Mangel an Unver„schämtheit und Niederträchtigkeit, euch solche Dinge „hören zu lassen, die euch angenehm zu vernehmen,

*) Er war damals 70 Jahr alt.

„aber einem rechtschaffenen Manne unanständig sind, „zu sagen. Heucheln, schreyen und andre solche krie„chende Ueberredungsmittel, die ihr an andern ge„wohnt seyd, sind meiner höchst unwürdig. Ich hatte „mir gleich Anfangs vorgenommen, lieber das Le„ben zu verlieren, als es auf eine unedle Weise zu „retten. Denn ich halte dafür, daß man eben so „wenig berechtiget sey, vor Gericht alles zu thun, „um dem Tode zu entfliehen, als im Kriege. Wie „oft hat ein Mann nicht in einem Gefechte Gelegen„heit, sein Leben zu erretten, wenn er die Waffen „von sich werfen, und denjenigen, der ihm nachsetzt, „um Gnade bitten will? Und so gibt es im mensch„lichen Leben viele Vorfälle, wo der Tod gar wohl „vermieden werden kann, wenn man nur unver„schämt genug ist, alles zu thun und zu sagen, „was dazu erfordert wird. Dem Tode zu entfliehen, „Männer von Athen! ist zuweilen so schwer nicht; „aber der Schande zu entkommen, ist weit schwerer: „denn sie ist schneller, als der Tod. Daher kömmt „es auch, daß ich langsamer, alter Mann von dem „langsamsten ergriffen worden; da hingegen meine „Ankläger, die ganz munter und lebhaft sind, von „der sehr schnellen Schande eingeholt worden „sind. Ich gehe zum Tode, zu welchem ihr mich „verurtheilt habt, und sie zur Schmach und Unehre, „zu welcher sie von der Wahrheit und Gerechtigkeit

„verdammt werden. Ich bin mit dem Urtheilsspru-
„che zufrieden, vermuthlich sie auch: mithin gehen
„die Sachen recht, wie sie gehen sollten, und ich
„für mein Theil finde die Wege des Schicksals auch
„hierin gerecht und verehrungswerth.“

Nachdem er hierauf den Richtern, die ihn ver-
urtheilt, freymüthig, aber ohne Galle, einige Wahr-
heiten gesagt hatte, wendete er sich zu denjenigen,
die für seine Lossprechung gestimmet hatten, und un-
terhielt sie mit einer Art von Betrachtung über Le-
ben, Tod und Unsterblichkeit, die damals ziemlich
der Fassungskraft des gemeinen Volks angemessen
gewesen seyn mag. Als er aber mit seinen Schülern
und vertrauten Freunden allein war, ließ er sich über
eben diese Materie mit mehrerer Gründlichkeit
heraus.

Man führte ihn ins Gefängniß, das, wie Se-
neka sagt, durch die Gegenwart dieses Mannes seine
Schmach verlor, indem das kein Kerker seyn kann,
wo ein Sokrates ist. Unterwegs begegneten ihm ei-
nige von seinen Schülern, die über dasjenige, was
ihm wiederfahren war, ganz untröstlich waren.
„Warum weinet ihr?“ fragte sie der Weise. „Hat
„mich die Natur nicht gleich bey meiner Geburt zum
„Tode verurtheilet? Wenn mich der Tod einem
„wahren und ersprießlichen Gute entrisse, so hätte
„ich und diejenigen, die mich lieben, Ursache, mein

„ Schicksal zu bedauren. Da ich aber hienieden nichts, „ als Jammer und Elend zurücklasse: so sollten mir „ meine Freunde zu meiner Reise vielmehr Glück „ wünschen."

Apollodorus, der als ein sehr gutherziger Mensch, aber etwas schwacher Kopf, beschrieben wird, konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß sein Lehrer und sein Freund so unschuldig sterben müßte. Guter Apollodorus! sprach Sokrates lächelnd, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte, würdest du es lieber sehen, wenn ich schuldig sterben müßte? —

Es würde übrigens zu weitläuftig seyn, alles das ausführlich zu schildern, was im Gefängnisse und in den letzten Stunden des sterbenden Sokrates vorging. Nur ist noch eine Unterredung mit dem Krito zu bemerken, aus welcher Plato ein besonderes Gespräch gemacht hat. Einige Tage vor der Hinrichtung des Sokrates kam Krito vor Anbruche des Tages zu ihm ins Gefängniß, fand ihn in süßem Schlafe, und setzte sich leise neben sein Bett, um ihn nicht zu stören. Als Sokrates erwachte, fragte er ihn: „Warum heute so früh? Freund Krito!" Dieser meldete ihm, er hätte Nachricht, daß den nächsten Tag das Todesurtheil vollzogen werden sollte. „Wenn es der Wille Gottes ist," antwortete Sokrates mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit, „so sey

„es! Indessen glaube ich nicht, daß es morgen vor „sich gehen werde. Ich hatte so eben, als du zu „mir kamst, einen angenehmen Traum. Mir er„schien ein Frauenzimmer von ungemeiner Schön„heit, in einem langen weissen Gewande, rief mich „beym Namen, und sprach: In drey Tagen „wirst du in deinem fruchtbaren Phthia „anlangen." — Eine feine Anspielung! wodurch er zu verstehen gab, daß er sich nach jenem Leben, wie beym Homer der erzürnte Achilles sich aus dem Lager weg, und nach Phthia, seinem Vaterlande, sehnete. Krito aber, der ganz andre Absichten hatte, entdeckte seinem Freunde, daß er die Wache bestochen, und alles Nöthige vorgekehrt hätte, ihn bey nächtlicher Weile aus dem Gefängnisse zu entführen; und daß es nunmehr nur auf ihn ankäme, ob er einem schimpflichen Tode entkommen wolle. Er suchte ihn auch durch die wichtigsten Vorstellungen zu überführen, daß dieses seine Pflicht und Schuldigkeit sey. Da er seine Liebe für sein Vaterland kannte, so stellte er ihm vor, wie er verbunden wäre, zu verhüten, daß die Athenienser nicht unschuldiges Blut vergössen; er führte überdem an, daß er's um seiner Freunde willen thun müßte, die, außer dem Schmerze über seinen Verlust, auch der schmählichen Nachrede würden ausgesetzt bleiben, seine Befreyung vernachläßiget zu haben. Endlich unterließ er auch nicht,

ihm ein bewegliches Bild von dem Unglücke seiner hülflosen Kinder vorzuhalten, die alsdann seines väterlichen Unterrichts, Beyspiels und Schutzes beraubt seyn würden.

Hierauf antwortete Sokrates: „Mein lieber „Krito! deine freundschaftliche Vorsorge ist löblich, „und daher mit Dank anzunehmen, wenn sie sich „mit der gesunden Vernunft verträgt. Ist sie aber „derselben zuwider, so haben wir uns um so viel „mehr davor zu hüten. Wir sollten daher erst in „Ueberlegung nehmen, ob dein Vorschlag gerecht „und mit der Vernunft übereinstimmig sey, oder „nicht. Ich habe mich allzeit gewöhnt, mich zu nichts „bereden zu lassen, als was ich nach reiflicher Ue„berlegung für das Beste halten mußte, und ich „sehe keinen Grund, warum ich von meinen bishe„rigen Lebensregeln jetzt abweichen soll, ob ich gleich „in der Verfassung bin, in welcher du mich siehest: „sie erscheinen mir noch immer in eben dem Lichte, „und daher kann ich nicht anders, als sie immer „noch werth schätzen und verehren." Nachdem er seine falschen Bewegungsgründe widerlegt, und ihm gezeigt, was ein vernünftiger Mann den Gesetzen und dem Vaterlande schuldig sey, fährt er fort: „Wenn ich jetzt im Begriffe wäre, davon zu laufen, „und die Republik sammt ihren Gesetzen erschienen, „um mich zu fragen: Sprich, Sokrates! was

„bist du Willens zu thun? Bedenkst du nicht, daß
„dieses uns, den Gesetzen und dem ganzen Staate,
„so viel an dir liegt, den Untergang bereiten heißt?
„Oder glaubst du, daß ein Staat Bestand habe, und
„nicht nothwendig zerrüttet werden müsse, in wel-
„chem die Gerichtsurtheile keine Kraft haben, und
„von jeder Privatperson vereitelt werden können?
„Was kann ich hierauf antworten, mein Theurer? —
„Etwa, daß mir Unrecht geschehen, und ich das Ur-
„theil nicht verdiene, das wider mich gesprochen
„worden? Soll ich dieses antworten?“ — Krit.
„Beym Jupiter! ja, o Sokrates!“ — Sokr.
„Wenn aber die Gesetze erwiederten: Wie? So-
„krates, hast du dich gegen uns nicht anheischig
„gemacht, alle Rechtssprüche der Republik zu geneh-
„migen? — Ich würde über diesen Antrag stutzen;
„allein sie würden fortfahren: Laß dich dieses nicht
„befremden, Sokrates! sondern antworte nur;
„du bist ja sonst ein Freund von Fragen und Ant-
„worten, sag an, was mißfällt dir an uns und an
„der Republik, daß du uns zu Grunde richten willst?
„Mißfallen dir etwa die Gesetze der Ehe, durch wel-
„che dein Vater deine Mutter geheyrathet, und
„dich zur Welt gebracht; mißfallen dir diese? —
„Keineswegs! würde ich antworten. So mißbilli-
„gest du etwa unsre Weise, die Kinder zu erziehen
„und zu unterrichten? Ist die Einrichtung nicht löb-

„lich, die wir zu diesem Behufe gemacht, und die „deinen Vater veranlaßt hat, dich in der Musik und „Gymnastik *) unterrichten zu lassen? — Sehr löb„lich! müßte ich antworten. — Du gestehest also, „daß du uns deine Geburt, deine Auferziehung und „deine Unterweisung zu verdanken hast, und folglich „können wir dich sowohl, als jeden von deinen Vor„fahren, als unsern Sohn und Untergebenen betrach„ten. Ist dem aber also, so fragen wir: kömmt „dir mit uns ein gleiches Recht zu? und bist du be„fugt, uns alles, was wir dir thun, mit gleicher „Münze zu bezahlen? Du wirst dir kein gleiches „Recht mit deinem Vater anmaßen, kein gleiches „Recht mit deinem Gebieter, wenn du einen hast: „sie alles, was du von ihnen leidest, wieder empfin„den zu lassen, dich mit Worten oder Thaten wider „sie zu vergehen, wenn sie dir etwa zu nahe treten; „und mit dem Vaterlande und mit den Gesetzen „willst du gleiches Recht haben? Gegen uns willst „du dich für befugt halten, so bald wir etwas wider „dich beschlossen, dich wider uns aufzulehnen? den „Gesetzen, dem Vaterlande, so viel bey dir steht, „den Untergang anzurichten? und du glaubst, recht„schaffen zu handeln? du, der du dich im Ernste der

---

*) Die Uebungen der Seelenkräfte wurden Musik, und der Leibesgeschicklichkeiten Gymnastik genannt.

„Tugend befleißigen willst? Steht es so um deine „Weisheit, daß du nicht einmal einsiehest, daß Va„ter und Mutter und Vorfahren lange nicht so ehr„würdig, nicht so hoch zu schätzen, nicht so heilig „sind, bey den Göttern sowohl, als bey allen Men„schen, die bey Verstande sind, in keinem solchen „Ansehen stehen, als das Vaterland?“ Sie fahren in diesem Tone fort, und setzen endlich hinzu: „Be„denke, Sokrates! ob du nicht unbillig gegen „uns verfährst? Wir haben dich gezeugt, erzogen „und unterrichtet; wir haben dich, und jeden athe„niensischen Bürger, so viel bey uns gestanden, al„ler Wohlthaten theilhaftig gemacht, die das gesell„schaftliche Leben gewähren kann; und gleichwohl „haben wir dir, und jedwedem, der sich zu Athen „niedergelassen, die Erlaubniß gegeben, wenn ihm „unsre Staatsverfassung nach einer hinlänglichen „Prüfung nicht ansteht, mit den Seinigen davon zu „gehen, und sich, wohin er will, zu begeben. Die „Thore von Athen stehen einem Jeden offen, dem „es in der Stadt nicht gefällt, und er kann das „Seinige ungehindert mitnehmen. Wer aber sahe, „wie es bey uns zugehet, und wie wir Recht und „Gerechtigkeit handhaben, und dennoch bey uns „blieb, der ist stillschweigend einen Vertrag einge„gangen, sich alles gefallen zu lassen, was wir ihm „befehlen; und wenn er ungehorsam ist, so begehet

„er eine dreyfache Ungerechtigkeit. Er ist ungehor„sam gegen seine Eltern, ungehorsam gegen seine „Zucht- und Lehrmeister, und er übertritt den Ver„trag, den er mit uns eingegangen ist. — Liebster „Freund Krito! diese Reden glaube ich zu hören, „wie die Korybanten sich einbilden, den Ton der „Flöten zu hören; und die Stimme klinget so stark „in meinen Ohren, daß ich nichts anders darüber „vernehmen kann.“ Krito ging weg, überzeugt, aber unwillig, daß die Vernunft seinen Vorschlag gemißbilliget hatte.

Die Familie Fleuriot, oder Valdajou.

(Vom Grafen von Tressan.)

Anderthalb Stunden von Plombieres, in dem Theile der Vogesen, der an die Franche-Conte' stößt, liegt ein geräumiges, lachendes Thal, wo man auf den ersten Blick sieht, daß Fleiß und Betriebsamkeit daselbst einheimisch seyn müssen. Eine einzige Familie — in vier oder fünf Wohnungen abgetheilt, nach einerley Grundsätzen erzogen, beschäftigt sich hier ohne Unterlaß mit dem Wohl ihrer Nebenmenschen, mit Erziehung ihrer Kinder, mit Rettung der Unglücklichen, und dem Feldbaue. Das älteste und unterrichteste ihrer Mitglieder ist ihr Oberhaupt.

Diese Familie, die den Namen Fleuriot führt, ist noch bekannter unter dem Namen Valdajou, welches der Name ihres Landes und ihres Weilers ist.

Seit undenklicher Zeit üben die ältern Mitglieder vorzüglich den Theil der Wundarzneykunst aus, der sich mit Beinbrüchen und dem Verrenken der Glieder beschäftigt. Ein beständig guter Erfolg hat ihnen den Ruf der Geschicklichkeit verschafft, und ihre seltene Redlichkeit, ihre unbegränzte Menschenliebe den schönen Namen eines tugendhaften Völkchens gegeben.

Bescheidenheit und wahre brüderliche Eintracht herrschen unter dieser glücklichen Familie, die heut zu Tage ziemlich zahlreich, und zum Theil von ihrem gemeinschaftlichen Stamm entfernt ist.

Der verstorbene Herzog Leopold von Lothringen, gerührt von ihrer — man könnte sagen, erblichen — Tugend, und erkenntlich gegen so zahlreiche Handlungen, deren jede ihnen eine Bürgerkrone verdient hätte, wollte sie in den Adelstand erheben, nachdem sie durch uninteressirtes Wohlwollen so häufige Proben ihres Seelenadels gegeben hatten. Die Familie versammelte sich, und einstimmig beschlossen die Häupter, ihrem Fürsten für diese Gnade zu danken, aber sie zugleich von sich abzulehnen.

„Unsre Kinder,“ sagten sie in ihrer Antwort, so bescheiden als weise, „werden vielleicht nicht so, „wie wir denken. Stolz auf ihren Adel, werden sie

„ sich für zu vornehm halten, den Armen beyzusprin=
„ gen; es wird sie zu niedrig dünken, ihr väterliches
„ Erbe zu bauen; der Segen des Himmels wird nicht
„ mehr auf ihren Feldern ruhen; sie werden sich ent=
„ zweyen; sie werden aufhören, glücklich zu seyn.“
So schlugen sie den ihnen angebotenen Adelsbrief
aus, zufrieden mit dem, den die Tugend ihnen ver=
liehen hatte.

Die außerordentlichen Kuren, welche die Fleu=
riots bewirkten, erregten bisweilen den Neid und
die Eifersucht ihrer Nachbarn. Das erstemal, wo
ich nach Plombieres kam, erkundigte ich mich beson=
ders nach dieser Familie. Einige sprachen von die=
sen guten Leuten mit eben so viel Liebe, als Bewun=
derung. Andere, die ich für aufgeklärter hielt, mal=
ten sie mir als abergläubische, unwissende Leute. Da
mir die Sache wichtig genug schien, um näher unter=
sucht zu werden, so gab ich mich daran, wobey mir
meine in der Jugend eingesammelten anatomischen
Kenntnisse einigermaßen zu statten kamen.

Ich kam nach Valdajou, ohne meine Ankunft
vorher wissen zu lassen. Ich hatte ein simples Kleid
an, und nur einen Bedienten zu meiner Begleitung.
So galt ich bey ihnen für einen Fremden, den der
Zufall zu ihren Hütten geführt hatte.

Ich trat in eines der ersten Häuser, wo alles mich anzog. Mit Mühe enthalte ich mich einer Beschreibung von der Reinlichkeit und Ordnung, die da herrschten, und von der Gefälligkeit, womit mich die Bewohner empfingen. Ich fand hier die Gastfreundschaft in ihrer alten Einfalt und Herzlichkeit. Meine Absicht war, zu erfahren, wie diese Leute ihre gerühmte Geschicklichkeit in einer so schwierigen Kunst erlangt hätten. Nachdem ich einige Erfrischungen zu mir genommen, und alles, was zur ländlichen Wirthschaft und zum innern Hauswesen gehört, bewundert hatte, fragte ich, ob sie Bücher besäßen? sie antworteten mir, ihre Bücher befänden sich in einem benachbarten Hause, welches von einem der Aeltesten aus der Familie bewohnt wurde.

Sie führten mich dahin; ein bejahrter Mann von ehrwürdigem Ansehen empfing mich. — Unter einer bäurischen Außenseite zeigte er die sanftesten, feinsten Sitten. Es ward mir leicht, mich mit ihm über meinen Zweck einzulassen. Ich fragte ihn, welche Grundsätze er in seiner Kunst befolge?

„Gute Bücher,“ erwiederte er, „Natur und „Erfahrung, waren die einzigen Lehrmeister meiner „Väter, und ich hatte keine andere. Was ich weiß, „werde ich meinen Kindern hinterlassen.“ Er öffnete hierauf ein großes Kabinet, welches einfach verziert,

aber reich war durch das, was es enthielt. Ich fand daselbst die besten — ältern und neuern chirurgischen Schriften; männliche und weibliche Skelette von vier oder fünf verschiedenen Altern; zerlegte Skelette, deren einzelne Theile durch eine geschickte Hand zusammengefügt werden konnten; künstlich verfertigte Gliedermänner, und alles, was zur vollständigen Lehre von den Muskeln (myologia) gehört.

„Hier," sagte er, „schöpfen wir die Kenntnisse, „die uns in den Stand setzen, unsern unglücklichen „Brüdern beyzuspringen. Zu gleicher Zeit lehren „wir unsere Kinder lesen, und über das denken, was „sie sagen. Diejenigen, welche Fähigkeit zeigen, „werden schon vor ihrem zehnten Jahre mit den „Beinen und Muskeln bekannt gemacht; sie wissen „ein Skelett zu zerlegen, und es wieder zusammen „zu setzen. Sehen Sie hier einen großen Schrank, „worin die nöthigen Binden und Bandagen zusammen gereiht sind, und wobey zugleich ihre Bestimmung bemerkt ist. Wir lehren unsre Kinder früh „Theorie mit der Ausübung zu verbinden. Unsre „Ziegen und Hunde sind bisweilen das Opfer davon. „Die Art von Grausamkeit, welche wir gegen diese „Thiere ausüben, dient dazu, den Keim der Menschlichkeit in den Herzen unsrer Kinder zu entwickeln. „Wir rufen sie auf, den leidenden Thieren beyzu-

„springen, und bald lernen sie selbige heilen. Dies „ist der ganze Unterricht, den ich erhalten habe, und „den wir unsern Kindern geben, und der Segen des „Himmels war noch immer mit unsrer Beschäfti„gung.“

Ich kann nicht sagen, wie gerührt und wie durchdrungen von Hochachtung ich mich fühlte. Ich umarmte den tugendhaften Greis, ich gab mich ihm zu erkennen, und fragte ihn: ob ich ihm oder seiner Familie nützlich seyn könne?

Er streckte seine Hand gegen die Wohnungen, das Feld und die Gärten umher aus. „Was Sie „hier sehen,“ sagte er, „reicht hin für unsre Be„dürfnisse: die Vorsehung hat unsre Bemühungen „gesegnet, und wir erübrigen noch so viel, um den „Nothleidenden zu unterstützen. Was man uns über „die kleinen nothwendigen Kosten anbieten würde, „wäre uns unnütz, und vielleicht sogar schädlich, denn „es könnte bey unsern Kindern die Begierde nach „Reichthume erwecken. Aber, mein Herr,“ setzte er hinzu, „Sie haben das Glück, um den König „Stanislaus, unsern theuren, erhabenen Fürsten, „zu seyn; sagen Sie ihm, daß alle unsre Familien „ihre Wünsche für die Erhaltung seiner kostbaren „Tage zum Himmel schicken, und daß die Fleuriots „nicht aufhören werden, sich um die Unglücklichen

„verdient zu machen, um werth zu seyn, den bessern „Unterthanen des wohlthätigsten Fürsten beygezählt „zu werden.“

Mit innigster Rührung, ich kann wohl sagen, mit wahrer Wehmuth, verließ ich eine Gegend, in welcher ich, wenn mich meine Umstände nicht wieder ins Vaterland riefen, meine Tage verleben mögte. — Segen Gottes über Euch, Ihr redlichen Verehrer und eifrigsten Nachahmer der höchsten Güte!

James Velly,
Bild eines würdigen Greises.

Am Rande eines Dorfs, in einer romantischen Gegend von Yorkshire, lebt dieser Greis, der so reich an innerer Erhabenheit ist, daß es Schade wäre, wenn ich nicht wenigstens den Versuch wagen wollte, für die, welche ihn nicht kennen, ein möglichst treues Bild von diesem Edlen zu entwerfen.

Seine äußere Lage ist nicht ohne Merkwürdigkeit. Ehemals lebte er mitten unter den Menschen, und ergoß von allen Seiten Tugend und Freuden; aber seitdem seine Augen anfingen, mattere Strahlen zu schießen, seitdem begab er sich bescheiden aus ihrer Mitte heraus. Gegen Morgen begränzen Berge und Gehölze seine Aussicht; gleich als wenn ein alter Mann nicht gegen Morgen sehen sollte! Aber seine Abendseite ist desto freyer. Eine herrliche Lage für den redlichen Greis! Oft eilen seine Blicke der untergehenden Sonne nach, und wenn diese auf den purpurnen Abendwolken sanft hinabsinkt, so gehen

die Farben der Abendröthe in den Schatten über, welcher das Bild seines Todes umgibt. Die Hinterthür seines Hauses ist zugleich die Gartenthür.

So nahe hat ihm sein gütiger Versorger Nahrung und Freuden gelegt, weil er weiß, daß ein alter Mann nicht weit mehr gehen kann. Sanft, wie sein Leben, rieselt am Rande seines Gartens ein silberheller Bach ins grüne Thal hinab. Dieses grüne Thal, das sein Auge so sanft, so angemessen reitzt, ist frey von Hügeln und Gesträuchen, welches die Natur zum Beßten ihres Freundes, um seinen Gang ihm zu erleichtern, überall mit weichem, kurzen Grase, wie mit dem schönsten Sammet, überzogen hat.

Hier, im Schooße der Ruhe, durchwandelt der Redliche, hoher Erinnerungen und schöner Hoffnungen voll, die geräuschlose Gegend, ahnet himmlische Melodieen und horcht dennoch auch zufrieden auf das Lied des kleinen Vogels, der ihm bald in der Luft, bald auf der niedern Erde, seine Freuden zwitschert. Aus seinem Auge blickt der helle lautre Verstand hervor; an der erhabnen Stirne thront die Vernunft und ihre edelste Richtung, die ungeheuchelte Andacht. Man siehts ihm an, daß er an den Schöpfer dachte, oft nahe bey ihm war und daß er sein Herz nicht vergebens nach dem großen Plane der Religion bearbeitet hat. Auge und Stirn erweckt die

Bewundrung des großen Mannes: aber indem von der Stirn ein heiliges Dunkel herabzudämmern scheint, durchbricht die Freundlichkeit der Miene, welche vom Munde ausgeht, die heiligen Schatten, und man sieht nun nicht mehr den großen Mann, man sieht auch den Menschenfreund. Nicht das weinerliche Mitleiden bloß weichherziger Menschen, sondern die großmüthige Liebe, die Liebe der Vernunft, oder noch bestimmter, der Religion, verräth sich durch die kenntlichsten Züge in der seelenvollen Miene.

Auch das Uebrige seiner Gestalt ist merkwürdig; denn es zeigt noch Spuren einer edelmüthigen Jugend, so wie der segenreiche Herbst uns auf einen schönen Frühling schließen läßt. Ueberall leuchtet der hohe Frieden der Seele aus seinem ganzen Wesen hervor.

Wenn die gegenwärtigen Umstände ihm keine Freuden verleihen, so findet er sie reichlich in der Erinnerung und — in der Hoffnung. Nichts ist angenehmer, als die Erzählung dieses alten Mannes, der beynah ein ganzes Jahrhundert übersieht: nichts ist lehrreicher, als sie. Er hat Gelegenheit gehabt, so viele Menschen, so viele menschliche Begebenheiten mit ihren Ursachen und Folgen kennen zu lernen, daß er dadurch das Ansehen eines Propheten gewonnen hat, welcher es der gegenwärtigen

Zeit schon ansieht, was für eine Zukunft man von ihr erwarten darf.

Nichts ist rührender anzusehen, als die Art, mit welcher er die rosenfarbne Jugend seines Lebens aus dem Hintergrunde der Seele hervorruft. Er weiß sich derselben so lebhaft zu erinnern, als wenn er sie erst vor Kurzem verlebt hätte. Er ist weit entfernt, zu verhehlen, daß er auch als Kind und Jüngling strauchelte, ehe er den sichern, vorsichtigen Gang des Mannes lernte. Von seinen Eltern redet er mit Ehrfurcht und sanfter Rührung, als von seinen größten Wohlthätern auf Erden. Die Mängel seiner nachmaligen Lehrer und Wohlthäter scheint er bey der lebhaften Empfindung der Dankbarkeit, die seinem Charakter so eigenthümlich ist, gar nicht einmal gesehen zu haben; ob er gleich den menschlichen Fehlern, selbst den weniger auffallenden, bis in ihre geheimsten Falten nachzuspüren gewohnt ist. Die Bilder mangelhafter Menschen stellt er oft in seiner Familie zur Warnung auf; aber er thut es mit einer Art, daß man im Tadler selbst den Menschenfreund nicht verkennen kann. Er führt seine Zuhörer durch eine ganze Reihe der Umstände hindurch, von denen die Unglücklichen sich unvorsichtigerweise zum Laster hinreißen ließen; dann erzählt er die traurigen Folgen ihrer Verirrung, als ein Mann, der dadurch nichts als Ordnung und Tu-

gendliebe bey Andern befördern will. Er begnügt sich, die Strafen der Lasterhaften auf Erden anzuzeigen, wünscht ihnen dabey eine bessere Zukunft, und untersteht sich niemals, das Schicksal der Menschen in jener Welt zu entscheiden.

Wenn er den Weg bezeichnet, auf welchem etwa einer seiner Bekannten emporgekommen war, so sieht man es aus seinem ganzen Wesen, daß er nichts so sehnlich wünscht, als daß alle Menschen glücklich seyn mögten. Wenn er von sich selbst redet, so ist er eben so weit entfernt, sich über Alle zu erheben, als, sich unter Alle zu erniedrigen. Er kann sichs nicht verhehlen — und warum sollte er das auch? — daß bey ihm alles auf das Bessere hingelenkt ist, und er verschweigt es auch nicht bey seinen Unterredungen, daß seine Seele von dem Adel und der Göttlichkeit der Religion durchdrungen ist. Aber, wenn er davon redet, wie er zu dieser Gemüthsverfassung gelangte, so glühet die heilige Freude in allen seinen Mienen; er sagt dann so viel zum Lobe der Vorsehung, die alles so geordnet hätte, daß man wohl sieht, daß er ihr alle seine Würde verdankt, ohne die Mittelursachen seines veredelten Zustandes, ohne sich selbst ganz zu vergessen.

Die Jahre seiner Tüchtigkeit zu den Geschäften des Lebens, die Jahre seiner eigentlichen Amtsfüh-

rung zieht er, in Absicht des eigentlichen Glücks, seinen Vorbereitungsjahren vor. In den Vorbereitungsjahren zieht der Mensch mehr eigennützig an sich; in den folgenden nimmt er Andere mit seiner erlangten Vervollkommnung in Schutz, und hilft sie damit empor.

Unser Greis hat viele Jahre ein öffentliches Lehramt bis in sein hohes Alter mit einem Eifer bekleidet, den man in einem so hohen Grade an wenigen Menschen gewahr wird. Von dem erhabnen Zwecke seiner Geschäftigkeit gerührt, durch den glücklichen Erfolg derselben aufgemuntert, überwand er oft alle Schwäche des Leibes und verbarg hinter der heitersten Miene den großen Schmerz, der sein Innres durchwühlte. Indem er seine gänzliche Abhängigkeit von Gott erkannte, und alles das unausgesetzt that, was ihm Wille des Höchsten schien; indem er so wußte, daß er auf dem rechten Wege war, wohnte in seinem Herzen ein Vertrauen zu diesem erhabnen Wesen, wie man es gewiß selten unter den Sterblichen wahrnimmt. Mitten unter den verderblichsten, beunruhigendsten Umständen versicherte er, was sein Herz unwandelbar glaubte: Gott könne seinen Untergang nicht zulassen. — Gott! wie Viele hingen sich, wenn es stürmte, an diesen großen Mann, und nahmen aus seinem Munde, unter der niederragenden Gewitterwolke, die Verheiſ-

sung freudig auf: daß es bald heiter werden würde: und seine Hoffnung wurde fast immer durch den glücklichen Ausgang verwickelter Umstände gerechtfertigt.

Wenn Krieg, wenn Hungersnoth oder Seuchen um ihn her wütheten, so war er immer der gleich große Tröster der Furchtsamen und Geplagten und der thätigste Wohlthäter aller, die seine Hand erreichen konnte. Seine Wohlthätigkeit war niemals die Erfüllung eines in der Noth gethanen Gelübdes: auch bey freundlichem Himmel ging er in die finstre Hütte des Elendes und hob das kranke Haupt ermattender Menschen durch leibliche und geistliche Stärkungen empor. Wie oft hat die große Wahrheit der Religion dnrch seinen Vortrag gesiegt! So lange, als er die Gründe der Tugend einzeln vortrug, war seine Rede sanft und deutlich; der Zuhörer hatte Zeit, die Sache zu prüfen: sein Verstand wurde nicht übereilt: ein weises Verfahren, das freylich an einem großen Theile der allzu warmen, allzu lebhaften Lehrer seine Tadler zu finden pflegt! — So bald er glaubte, daß alle einzelnen Stücke des Vortrags von dem Zuhörer hinlänglich verstanden seyn könnten, so nahm er das Hauptsächliche, die Hauptgründe der Tugend, nochmals zusammen und führte sie in den dazu erwärmten Herzen in Empfindung und Leben über.

Aber, so nützlich er von dieser Seite seiner Amtsführung wurde; so viel heilsames Licht er durch seine öffentlichen Vorträge verbreitete: so war das doch noch wenig gegen die großen Vortheile, welche sein ganzes edles Verhalten — sein Beyspiel — unter seinen Zuhörern und Bekannten bewirkte. Die wahre Religion theilt der menschlichen Seele eine Erhabenheit und Göttlichkeit mit, eine Regelmäßigkeit der Gesinnung, eine Gleichheit in der tugendhaften Empfindung, daß ihre ächten Freunde von Allen, deren Geschmack noch unverdorben, deren Gefühl noch nicht für alles Gute erstorben ist, geliebt und geachtet werden. Was war es anders, als ein Triumph der Religion, daß der gemeine Mann, den sonst gemeiniglich nur der äußere Schimmer regiert, für diesen Redlichen mehr Hochachtung hegte, als für geschmückte Herren, die mit goldnen Zeichen des Verdienstes oder des Ranges prangten?

Das Beyspiel eines solchen Mannes, der sich überall Zutrauen verschafft hat, bessert unglaublich viele Seelen, welche den Tadel des Redlichen, des Unbestechlichen, fürchten. So nachtheilig die bloße Andächteley ist, welche nur süße Empfindungen zu unterhalten sucht, so nützlich ist die Religion, wenn sie in That und Leben übergeht und also allein wahre Religion ist. Alle die, welche die guten Thaten des Rechtschaffenen sehen, preisen dann ihren Va-

ter im Himmel und lernen von dem großen Muster.

Und nun, was muß der Greis denken, fühlen und seyn, der eine lange Reihe seiner Tugendthaten und ihrer herrlichen Früchte um sich her erblickt? Wohlan! ich stelle meinen Greis nicht etwa in den Schatten eines Baumes, den er selbst gepflanzt, gewartet, und groß gezogen haben soll. Bey erhabneren Gegenständen der Empfindung wird alles kleinere Denken Empfindelei. Ich sehe vielmehr den Edlen in der Mitte von tausend Kindern, die sich alle nicht schämen, es zu seyn, weil er ihren Geist, ihr Herz gebildet hat; ich überlasse mich dem großen Gefühle, welches so oft das seinige seyn muß. Nie werden es seine Zuhörer vergessen, wie der redliche Greis sein Amt niederlegte; wie er das letztemal den heiligen Rednerstuhl betrat; wie er zum letztenmahle, nicht mehr ermahnte und warnte, sondern, mit lauter Stimme dankte.

Nirgends ist größre Gelegenheit zum Danke, als am Rande des Lebens; nirgends größre, als am Lebensrande eines *solchen* Greises. O, wie klein scheint jede andre Lebensfreude in der Stunde des allerheiligsten, gegründetsten Enthusiasm: unter Tausenden über ein halbes Jahrhundert ein freundlicher, väterlicher Rathgeber, ein treuer, redlicher Wegweiser, ein tugendhafter Menschenfreund gewesen zu seyn:

so im hohen Alter aus ihrer Mitte lautdankend scheiden und nun den letzten Blick von der oft betretnen Stätte auf sie thun! — Eine große Lage, für die jedes Bild zu klein ist! — Es wissen, daß Aller Segenswünsche uns begleiten bis ans Grab — wenn das eine der größten menschlichen Glückseligkeiten ist, so war unser Greis einer der glücklichsten Sterblichen, so ist ers noch!

Es hat auch Menschen gegeben, die in gewissen Umständen den edlen Mann verkannten; aber das ist eine Lage, welche dazu dient, die Größe erhabner Seelen recht sichtbar zu machen. Wenn ein Teufel sich in seiner Nähe sehen ließ, dann sah man recht deutlich, daß er ein Engel war. Doch, selbst sein boshafter Feind konnte der geheimen Billigung oder Bewundrung seines großen Verhaltens nicht widerstehen.

Ach! und er, der in allen Verbindungen ein guter, edler Mann war, was für ein Ehemann war er! was für ein Vater ist er noch! Es setzt ein sehr richtiges Betragen voraus, wenn die Unsrigen gleich viel zärtliche Liebe und Hochachtung gegen uns hegen. Keine Frau hat jemals einen treuern Gefährten, eine stärkere Stütze, eine beßre Zuflucht in trüben Stunden haben können, als ehemals die seinige hatte. Auch für die zärtliche Liebe hatte er als Greis noch Sinn: wie sichtbar wurde das, als die beynah funfzigjährige Verbin-

dung mit seiner Gattinn plötzlich durch ihren Tod zerrissen wurde! als er, ein Greis, bey ihrem Grabe heiße Thränen vergoß, voll Hoffnung, sie wieder zu sehen, lange wehmüthig an sie dachte, und noch, wenn das Bild seiner ehemaligen Begleiterinn vor seine Seele tritt, der Thränen sich nicht schämt, die ein Zeuge seines Grams über ihre Trennung ist. Doch das Andenken an seine unverletzte Treue, an seine immer zärtlich gebliebne Liebe gegen seine ehemalige Begleiterinn, vereitelt das Bestreben des Grams, seine Seele zu überwältigen. Wie kann auch ein Mann, der so genau mit Gott verbunden ist, glauben, allein zu wandeln! Auf den dunkelsten Lebenspfaden besucht die himmlische Tugend ihren Freund, und nimmt ihn, der sie ehemals aufnahm, in ihren göttlichen Schutz.

Seine Familie, durch ihn glücklich, lebt fern von seiner einsamen Wohnung; aber wenn sie sich um ihn her versammelt, in seiner Nähe fröhlich ist, ihm, dem würdigsten Vater, ins Auge sieht, um das Bild der bewährten Tugend zu erblicken; — ach! dann fühlt er noch väterliche Freuden: dann freuet er sich, seinen Kindern sagen zu können: daß Gott ihn noch nicht verlassen hat. Ach, wie klingt das schön, wenn ein verlaßner Greis, den der Tod schon aufsucht, sagt: daß Gott ihn noch nicht verlassen hat!

So fährt er noch fort, Ordnung, Religion und Himmel auf Erden anzupflanzen. Ja, die süße Erinnerung ehemaliger Freuden ist nicht das einzige Mittel seiner Aufklärung. Noch bezeichnet er jeden Tag mit edlen Thaten. Noch wandelt, wenn der süße Morgentraum ihn verläßt, sein Morgen-Gebet so feurig gen Himmel, wie in den Jahren seines kraftvollen Lebens Noch denkt er groß; noch empfindet er edel; noch handelt er schön vor Gott, und der Welt! Ihn schreckt die Abnahme seiner Kräfte, die Herannäherung seines Lebensendes nicht. Er klagt die Welt nicht an, weil sein Auge dunkler, weil seine Hand matter ist. Der Verfall seines Leibes ist ihm nicht der Verfall der Welt. Die Welt seines Gottes ist ihm noch gut. Aber daß er eine bessere kennt, wer wollte ihm das nicht gönnen! Wie sollte es auch für Ihn keine bessere Welt geben, und wie könnte Er einst anders, als in hohem Triumphe, von dieser Erde scheiden!

Ansgar,

erster Erzbischof zu Hamburg.

Ansgars Leben war eine Kette guter Thaten. Hamburg, das hauptsächlich durch seine Bemühung, nach Erlangung des bremischen Bisthums, wieder in Flor kam, verdankt ihm außerordentlich viel; Bremen, unter andern ein Hospital, das für Arme und Pilger erbauet wurde. Die Verbreitung der christlichen Religion in Dänemark und Schweden geschah hauptsächlich durch ihn. Er war gefällig ohne Eitelkeit, dienstfertig ohne Prahlerey und in widrigen Zufällen standhaft ohne Verwegenheit. Offen, menschenfreundlich und wohlwollend war Ansgar. Fern von Mönchsgeitze und Eigendünkel, gab er den Armen Almosen von eigner Haabe. Bey ihm fand Unterricht der Unwissende, Trost der Bekümmerte und Kranke, Freyheit der Leibeigene und Gefangene. Immer ge-

schäftig that er Gutes, wo er konnte, so daß er nach dem Ausdrucke Remberts, seines Nachfolgers und Biographen, dem Blinden das Auge, dem Lahmen der Fuß und den Wittwen und Waisen ihr Vater war. Nicht bloß durch diese vortrefflichen Eigenschaften, deren sich in jenem Zeitalter so selten Bischöfe rühmen konnten, sondern auch durch seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit ragte Ausgar weit über seine Zeitgenossen hervor. Er liebte die Einsamkeit, aber, um diesen seinen Lieblingshang zu befriedigen, entzog er sich nie der Erfüllung seiner Berufspflichten. Seine für die Einsamkeit ersparten Stunden widmete er hauptsächlich der Abfassung einiger Schriften erbaulichen Inhalts und der reiflichen Ueberlegung von Entwürfen zur Ausbreitung der Religion, die er als den edelsten Segen des Himmels betrachtete.

Schon Karl der Große, durch dessen väterliche Fürsorge Hamburg seit 808 immer mehr zur Stadt heranwuchs, hatte die Absicht, daselbst ein Erzstift zu errichten, um dadurch die Ausbreitung der christlichen Religion im europäischen Norden zu befördern. Er starb aber vor der Ausführung seines Plans, nachdem in Hamburg ein gewisser Heridag zum Priester an der Domkirche bestellt worden war. Karls Nachfolger, Ludwig der Fromme, schritt erst im siebenzehnten Jahre seiner Regierung zur Erfül-

lung jenes Vorsatzes Karls des Großen, Hamburg zu einem Erzstifte zu erhöhen, dem die holsteinische Kirche und alle nordischen Reiche in Sachsen des Christenthums unterworfen seyn sollten. Auf der Versammlung zu Ingelheim im Jahr 831 wurde, mit Einwilligung der Bischöfe von Bremen und Verden, Ansgar, von Geburt ein Franzose, ein Benediktinermönch aus dem Kloster zu Corvey an der Weser, zum Erzbischofe von Hamburg geweihet.

Ansgar war ein Mann von ausgebreitetem Rufe der Heiligkeit und Gelehrsamkeit unter seinen Zeitgenossen. Seinen Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion hatte er schon vor seiner Ernennung zum Erzbischof durch Uebernahme zweyer gefährlicher Missionen nach dem nördlichen Europa gezeigt. Zuerst ward er nach Dänemark geschickt, als der von den Dänen vertriebene König Harald zu Kaiser Ludwig flüchtete, von ihm den gebetenen Beystand erhielt, und bey dieser Gelegenheit nicht bloß selber die christliche Religion annahm, sondern auch in seinem Reiche sie auszubreiten sich verpflichtete. Ansgar und noch ein andrer Mönch gingen hierauf mit Harald nach Dänemark, wo sie beyde in der Bekehrung der Heiden durch die Predigt des göttlichen Worts sich sehr thätig bewiesen. Als aber Ansgars Gefährte gestorben war, und eine schwedische Gesandschaft Ludwig den Frommen bewog,

auch nach Schweden zur Ausbreitung der christlichen Religion Missionen zu schicken; so verließ Ansgar Dänemark, um seinen neuen ihm angebotenen Posten in Schweden anzutreten. Auch hier erwarb er sich um die Ausbreitung der christlichen Religion unschätzbare Verdienste, obgleich er in Schweden nur ein halbes Jahr blieb, da sein Aufenthalt in Dänemark anderthalb Jahr gedauert hatte. Jetzt war er an Ludwigs Hof zurück gekehrt. König Bern von Schweden hatte ihm eigenhändige Briefe an den Kaiser mitgegeben, worinn er demselben seine Zufriedenheit mit Ansgars religiösem Eifer und ganzem Betragen bezeugte. Ludwig, der zur Ausführung eines so wichtigen Entwurfs, als die Stiftung eines neuen Erzbißthums an den äußersten Gränzen des deutschen Reichs war, einen Mann von ausgezeichneten Talenten suchte, und unsern Ansgar schon von so vortheilhaften Seiten kennen gelernt hatte, glaubte daher mit Recht, in ihm einen Mann, der diesem Posten gewachsen wäre, zu finden. Zum Unterhalte ward dem neuen Erzbischofe das nahe bey Gent in Flandern liegende Kloster Turholt angewiesen.

Ansgar war gleich nach dem Antritte seines hohen erzbischöflichen Amtes in Hamburg sehr eifrig bemüht, das ihm übertragene Werk mit weiser Klugheit und unermüdeter Thätigkeit auszuführen. Ue-

berzeugt von dem wichtigen Einflusse, den äußere Pracht und in die Sinne fallende Zeremonien des öffentlichen Gottesdienstes auf die Religiosität des Volkes haben, ließ er die hamburgische Domkirche erweitern, und sie so prunkreich ausschmücken, daß man sie die Erste unter den abendländischen Kirchen nannte. Er fand, daß ihm Gehülfen nothwendig wären, um die Ausbreitung der christlichen Religion im Norden mit desto besserem Erfolge zu bewirken. Zu dem Ende erbauete er innerhalb dem Bezirke der Domkirche ein Kloster. Er berief aus Alt-Corvey, in Frankreich Mönche des Benediktinerordens, und bestellte sie zu Lehrern der in dem neuen Kloster zu errichtenden Schule. Seiner ersten Bestimmung nach war also dieses Kloster, so wie die meisten andern, ehe sie ausarteten, nicht bloß ein Uebungsort in den Werken der Gottseligkeit, sondern auch eine Pflanzschule und Werkstäte der Wissenschaften. In dem damaligen Zeitalter der Barbarey war aber der Hang zu den Wissenschaften so gering, daß, da schon das Kloster erbauet, und die Schule eingerichtet war, Niemand sich fand, der dieser günstigen Gelegenheit, zu Kenntnissen zu gelangen, sich bedienen wollte. Ansgar kaufte daher, damit es nicht an Schülern fehlen mögte, von den Dänen und Slaven einige Knaben von guter Hoffnung aus der Leibeigenschaft, und befreyete andere aus der Gefangenschaft.

die er theils in Hamburg, theils in Turholt, zum Dienste der Religion, erziehen ließ. Der Hauptunterricht, der in diesen Schulen gegeben ward, scheint in der lateinischen Grammatik, Musik und Theologie bestanden zu haben; denn hierdurch sollten die Jünglinge in den Stand gesetzet werden, sich zur Verwaltung der heiligen und gottesdienstlichen Gebräuche, wie zur Fortpflanzung der christlichen Religion, geschickt zu machen. Einem von diesen Mönchen, die zu Lehrern bestellt waren, und nach festgesetzten Regeln, oder nach einem Canon, beysammen wohnten, würde die Aufsicht über die ganze Schule übertragen; und dieser hieß in der Folge Scholastikus. Ansgar trug auch Sorge, eine Klosterbibliothek zu sammeln. Ohne diese würde der Unterricht der Lehrer dem Schöpfen mit einem Siebe nicht unähnlich gewesen seyn, da die Lehrer selbst zu diesem Geschäfte so wenig vorbereitet, und zum Selbstdenken fast gar nicht gewöhnt waren. Der hohe Preis, worinn damals, und überhaupt vor der Erfindung des Lumpenpapiers und der Buchdruckerkunst, die auf Pergament geschriebenen Bücher standen, erschwerte zwar nicht wenig jenes wichtige Unternehmen des Erzbischofs, eine Büchersammlung anzulegen. Doch er hatte dabey an Ludwig dem Frommen eine ganz vorzügliche Stütze, da dieser gegen Geistliche überhaupt sehr freygebige Kaiser ihn mit

einer beträchtlichen Anzahl von Manuskripten beschenkte.

Bis jetzt wuchs, gleich einer schönen Pflanze, das zu Hamburg gestiftete Erzbisthum unter Ansgars Pflege immer mehr der vielversprechenden Blüte entgegen. Allein nach Ludwigs des Frommen Tode zog ein Ungewitter herauf, das mit gedoppeltem Schlage das hamburgische Erzstift traf, und so anhaltend war, daß es jenes stolze Gebäude ganz zu zernichten schien, bis endlich aus dem Dunkel ein desto helleres Licht, und aus dem Mißgeschick höhere Beglückung hervorging. Schon Ludwigs des Frommen Tod war für den Erzbischof Ansgar ein wichtiger Verlust, welcher ihm durch das Zutrauen, das Ludwig der Deutsche ihm schenkte, nicht völlig ersetzt ward. Denn als Ludwigs des Frommen drey nachgelassene Söhne, nach einem langwierigen Kriege, in dem Vertrage zu Verdün die Staaten ihres Vaters unter sich theilten, und Karl dem Kahlen Frankreich zufiel; so rechnete dieser Turholt, welches in dem westlichen Theile seines Erbes lag, zu seinem rechtmäßigen Antheile, und entzog es dem hamburgischen Erzbisthum. Hierdurch ward die Hauptquelle der erzbischöflichen Einnahme verstopft; denn Hamburg allein vermogte noch nicht einen Erzbischof standesmäßig zu unterhalten; und kärglich lebte nun Ansgar mit seinen Mönchen. Auch die Predigt des

Evangeliums und das Werk der Heidenbekehrung geriethen sehr in Stecken.

Das größeste Unglück betraf aber den Ansgar und das hamburgische Erzstift im Jahre 845. Der dänische König, Erich der Aeltere, welcher dem Christenthume sehr abgeneigt war, weil seine Unterthanen, sobald sie Christen wurden, einem deutschen Bischofe unterworfen seyn sollten, beschloß, das Christenthum sowohl in seinem Reiche als außer demselben gänzlich auszurotten. Zu dem Ende ging er mit einer zahlreichen Flotte zuerst nach Friesland, wohin sich alle vertriebenen und verfolgten Christen seines Reichs zu seinem Vetter Harald begeben hatten. Nachdem er daselbst von dreyen Treffen das erste verloren, in den andern beyden aber gesiegt, und eine große Anzahl Menschen aufgerieben hatte, kam er mit seiner Flotte den Rhein herauf, und belagerte Köln. Zuletzt schiffte er auch in die Elbe, um König Ludwig den Deutschen mit Nachdrucke anzugreifen, und fiel unvermuthet Hamburg an. Zum Unglücke war der Graf Bernar, Oberbefehlshaber der Stadt, eben damals abwesend; auch fehlte es an Zeit, die Landleute zusammen zu bringen, um den wilden Seeräubern Widerstand zu leisten. Der hamburgische Erzbischof Ansgar war indessen doch darauf bedacht, durch Hülfe derjenigen, die sich in der Stadt und Vorstadt befanden, die Festung so

lange zu vertheidigen, bis ihnen Hülfe geschickt würde. Als aber die Stadt belagert ward, und die Feinde mit solcher Gewalt Sturm liefen, daß längerer Widerstand vergeblich zu seyn schien; so suchte Ansgar, mit Zurücklassung des Klosterschatzes, nur die heiligen Reliquien zu retten, und da diese in Sicherheit gebracht waren, entrann er selbst mit genauer Noth, fast unbekleidet, dem Blutbade. Auch seine Geistlichen retteten sich so gut sie konnten, mit der Flucht. Die Einwohner zerstreuten sich, und folgten dem Beyspiele der Mönche. Viele aber wurden gefangen genommen, andere niedergemacht. Die Feinde, welche des Abends angekommen waren, blieben in der Stadt die ganze Nacht und noch vier und zwanzig Stunden, raubten und plünderten, steckten Kirche und Klöster, nebst den meisten Häusern in Brand, und begaben sich hierauf mit ihrer gemachten Beute wieder zu Schiffe.

In diesen Bedrängnissen nahm Ansgar seine Zuflucht zu Leuderich, Bischof von Bremen. Wer hätte nicht gedacht, daß dieser sich seiner annehmen, und ihm ein Obdach gewähren würde? Allein Leuderich war neidisch über seines Bruders Vorzüge. Schon lange unwillig, daß dieser ihn an Rang, Verdiensten, und allgemeiner Achtung und Liebe des Volks so weit übertraf, freuete sich Leuderich, ihn elend zu sehen. Seine menschenfeind-

liche Gesinnung trieb ihn sogar an, den unglücklichen Ansgar noch zu verfolgen, und ihm den Aufenthalt in Bremen zu versagen. Ansgar ertrug sein Leiden mit Gelassenheit. Selbst unter diesen bedrückten Umständen ermüdete er nicht, den Samen des göttlichen Worts, wo er hinkam, auszustreuen. Endlich ward er von einer adelichen Dame in Bardewick, Namens Ikir, aufgenommen, welche ihn und seine Begleiter gastfrey beherbergte, und ihm einen ihr zugehörigen Meyerhof zu Ramesloh, im Stifte Verden, schenkte, wo er nun seine Wohnung aufschlug. Auch mit Gelde ward er von seiner begüterten Freundinn so ansehnlich unterstützt, daß er sich in den Stand gesetzt sah, zu Ramesloh ein Kloster zu erbauen.

Ein sehr wichtiges und vortheilhaftes Ereigniß sowohl für Ansgar und sein gescheitertes Erzstift, als auch für das Aufkommen der Stadt Hamburg, war die Vereinigung der hamburgischen und bremischen Kirche, welche, da sie vom König Ludwig dem Deutschen, zum Ersatze des vorher erlittenen Schadens bewerkstelliget ward, als eine wohlthätige Folge jener feindseligen Zerstörung der Stadt Hamburg durch die Dänen betrachtet werden kann. Als nämlich im Jahre 847 der bischöfliche Stuhl zu Bremen durch den Tod des Bischofs Leuderich erledigt ward, brachte man es zuerst in der Kirchenversammlung zu

Mainz in Vorschlag, dem Ansgar dieses Bisthum zu übertragen, damit er dadurch in den Stand gesetzt würde, das ihm anvertrauete Bekehrungsgeschäfte der nordischen Nationen mit besserem Erfolg zu betreiben, und sich der zerstörten Stadt mehr anzunehmen. Ansgar aber, um sich nicht von neuem dem Neide und der Misgunst mächtiger Prälaten auszusetzen, weigerte sich anfangs, das Anerbieten anzunehmen. Er fürchtete die Feindschaft und den Bannfluch des Erzbischofs von Köln, dessen höchsten geistlichen Oberherrschaft das Bisthum Bremen damals unterworfen war. Da man indessen in ihn drang, ihm die Genehmigung des kölnischen Erzbischofs auszuwirken versprach, und ihm den Nutzen vorstellte, welcher für die Ausbreitung der christlichen Religion aus der Verbindung beyder Bisthümer herfließen müßte; so übernahm er die angetragene Würde. Doch ward in der Sache von kölnischer Seite noch so lange widersprochen, daß sie erst 858 völlig zu Stande kam, wo die Vereinigung der beyden Kirchen auf eine solche Art festgesetzt ward, daß die bremische Kirche der hamburgischen unterworfen seyn, und ihr in jedem Betrachte den Vorrang lassen sollte.

Ansgar, nachdem er noch in demselben Jahre in das Bisthum Bremen feyerlich eingeführt war, ließ sich zuerst die Wiederaufbauung der hamburgischen

Stadtmauer, des Doms und des Klostergebäudes, wie auch die Wiederherstellung der Bibliothek, sehr angelegen seyn. Eben so sehr war er darauf bedacht, sein großes Geschäft der Ausbreitung des Christenthums im europäischen Norden mit Eifer fortzusezzen. Zu dem Ende bemühete er sich um die Freundschaft des ältern Erichs, Königs von Dänemark, zu dem er verschiedene Male als königl. deutscher Abgesandter, um Friedensbündnisse zu bewirken, abgeschickt worden war. Es glückte ihm auch wirklich, diesen Prinzen, der anfangs dem Christenthume sehr abgeneigt war, zu gewinnen. Erich selbst entschloß sich, ein Christ zu werden, erlaubte zum Vortheil der schleswigschen Landeskinder, die bereits in Hamburg oder sonst wo Christen geworden waren, in Schleswig eine Kirche und eine Priesterwohnung zu erbauen, begünstigte das Christenthum, und unterstützte den Ansgar. Als nachmals der jüngere Erich, mit dem Zunamen das Kind, über Schleswig die Regierung antrat, schien dieser ganze gute Fortgang wieder vernichtet zu werden. Auf den Rath seines Ministers Hovi, der die Christen haßte, ließ er die Kirche zu Schleswig verschließen, und verbannte die christlichen Unterthanen aus dem Lande. Doch Hovi fiel in Ungnade. Ansgar wurde Erichs Günstling. Die Kirche wurde wieder geöffnet, der Priester zurückberufen, und, was besonders den Heiden ein

Greuel war, den Christen der Gebrauch einer Glocke zugestanden. Erich erlaubte, in seinem Staate noch eine Kirche, zu Ripen, zu erbauen. Er selbst bekannte sich zum Christenthume, und empfing die Taufe.

Nach einem so glücklichen Fortgange des Bekehrungsgeschäftes in Dänemark wendete sich Ansgar mit einem Empfehlungsschreiben des Königs Erichs, und in Begleitung eines königlichen Gesandten, nach Schweden. Nach einer zwanzigtägigen Reise, welche er in Gesellschaft reisender Kaufleute zurück legte, langte er in Birka an, wo er schon ehedem gelehrt hatte. Er fand daselbst unter dem Volke noch viele, die dem Christenthume geneigt geblieben waren. Allein der König Olaus, welchen kurz vor Ansgars Ankunft ein Götzendiener zum Heidenthum wieder überzutreten beredet hatte, ertheilte weder dem Erzbischofe, noch dem dänischen Gesandten, Gehör, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß Ansgar, wenn er sein Leben lieb hätte, das mit sich gebrachte Gold, Silber und andre Kostbarkeiten herausgeben mögte. Ansgat hielt sich eine Zeitlang verborgen. Als er aber glaubte, daß der rechte Zeitpunkt gekommen wäre, sich um des Königs Huld zu bewerben, schickte er demselben Geschenke, und ließ ihn zu einem feyerlichen Gastmahle, das auf des Erzbischofs Kosten veranstaltet war, einladen. Der König erschien, und

Ansgar bediente sich dieser Gelegenheit, ihm in einer Rede das Thörichte der Abgötterey so lebhaft vor Augen zu stellen, daß Olaus versprach, seinem Begehren zu willfahren, wenn das Volk zur Ausbreitung und Annahme der christlichen Religion seine Einwilligung gäbe. Dieses geschah auf einem gedoppelten Reichstage in Schweden und Gothland, nachdem man vorher durch Werfung des Looses einen Götzen darüber um Rath gefragt hatte.

Ansgar predigte nun das Evangelium sehr eifrig in Schweden, und ließ den Neubekehrten einen seiner Jünger, einen gewissen Rembert, zum Lehrer zurück. Darauf kehrte er über Dänemark nach Bremen zurück, wo er im vier und sechszigsten Jahre seines Alters, nach einer vier und dreyßig jährigen Verwaltung des Erzbisthums, im Jahre 865, sein geschäftiges Leben endigte.

Daß bey allen den guten und großen Eigenschaften, welche diesen guten Mann uns verehrungswürdig machen, auch auf ihn die Denkungsart jenes Zeitalters großen Einfluß hatte, und auch ihn nicht selten irre führte, war nicht zu verwundern, und ist ihm um so eher zu verzeihen, wenn man erwägt, wie schwer es ist, in der Dunkelheit, auf ungebahntem Wege, wo man nur durch seiner eigenen Leuchte Schein geführt wird, gar keinen Fehltritt zu thun, und wie leicht eine Tugend, die an und für sich so

schön und löblich ist, übertrieben werden, und eben dadurch in Fehler ausarten kann: So übte Ansgar einst die Tugend der Demuth auf jene verkehrte, von stolzen Geistlichen schon längst eingeführte Weise, indem er absichtlich und ohne Noth Geschäfte unter seinem Stande verrichtete, und Bettlern die Füße wusch. So artete auch bey ihm Selbstbeherrschung in Selbstpeinigung, und Religiosität in Schwärmerey und Aberglauben aus. Schon im Kloster zu Korvey führte Ansgar als Mönch ein strenges Leben, worauf man nach der damaligen finstern Mönchsmoral einen so großen Werth setzte; ja, er trug Tag und Nacht auf bloßer Haut ein grobes wollenes Tuch. Unwissend, daß der Schöpfer die Welt absichtlich so schön schuf, um die Menschen beglückt, und alle empfindenden Wesen fröhlich zu sehen, entsagte Ansgar nicht bloß allen Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens, sondern überließ sich vorsätzlich der Betrübniß, und suchte in der Traurigkeit seine Zufriedenheit. Thränen, Nachtwachen, Fasten, Geißelungen, Kreuzigung aller fleischlichen Begierden, waren sein täglicher Gottesdienst. In seinen spätern Jahren brachte er es so weit, daß er weinen konnte, so oft er Lust hatte; und selbst nach einem langen unmäßigen Fasten erlaubte er sich nicht, seine Eßlust zu befriedigen; sondern nahm nur so viel Speise, als hinreichend war, um die zur Abwartung seines Amts

nothwendigen Kräfte ihm zu gewähren. Er genoß Wasser und Brodt, das er sich kärglich genug zugewogen hatte. Er stand in dem Rufe, daß er Wunder thun könnte. So hat er, wie man vorgibt, mit dem heiligen Oele viele Kranke gesund gemacht; durch das von ihm gebrauchte Taufwasser sind Lahme und Krüppel zur Gesundheit wieder hergestellet worden; über ruchlose Sünder hat er Feuer vom Himmel regnen lassen; und selbst sein entseelter Leichnam soll einen todten Menschen zum Leben erweckt haben. Man schrieb ihm auch die Gabe der Prophezeihung zu, und behauptete nach seinem Tode, daß er alle Ereignisse seines Lebens vorhergewußt, und seinem Freunde Rembert die Nachfolge im hamburgischen Erzbisthum vorhergesagt habe.

Bey seinem herannahenden Ende bedauerte er nichts mehr, als daß er, eines Märtyrertodes zu sterben, nicht gewürdigt worden sey, wiewohl er sein ganzes Leben ein Märtyrer gewesen war. Er starb in den Armen seines Freundes Rembert mit Gelassenheit und dem frohen Bewußtseyn seiner nützlichen, heilsamen Thätigkeit für die Welt, und ward zu Bremen begraben, von wo in der Folge sein Leichnam nach der St. Willehadskapelle an der Weser gebracht wurde.

Sogleich nach seinem Tode ward Ansgar unter die Heiligen versetzt; auch in Hamburg ward er als

Fürbitter zu Gott angerufen, und in der ganzen katholischen Christenheit ist Ansgars Todestag, der 3te des Monats Februar, noch itzt ein Festtag.

Bey den übrigen Christen, die sich seit der Reformation von jener abergläubischen Verehrung kanonisirter Heiligen ganz losgerissen haben, und überhaupt bey allen guten Menschen, die den edlen Ansgar kennen, bleibt sein Name ebenfalls immer ein ehrwürdiger und geweiheter Name.

Sein in Stein gehauenes Bild in der Domkirche zu Hamburg erinnert die Einwohner dieser Stadt immer aufs neue an seine großen, noch nicht vergessenen Verdienste um Hamburg.

Ludwig Hueck.

Wenn man bedenkt, und oft die Erfahrung macht, daß Unwissenheit in den wichtigsten Wahrheiten, daß schädlicher Aberglaube und verderbliche Vorurtheile noch oft ihre Herrschaft über einen großen Theil unsrer Mitbürger, besonders aus den niedern Ständen, behaupten, so verdient der Mann, der sich durch eignes Nachdenken, durch eignen Fleiß, durch muthige Besiegung tausendfacher Schwierigkeiten, bestrebt, seinen Geist zu veredeln, unter seinen, in der vernünftigen Ausbildung ihrer Seelenkräfte noch weit zurückgebliebenen Brüdern Aufklärung ihrer Begriffe zu bewirken, Vorurtheile und Unwissenheit zu verbannen, und sie zu heilsamen Kenntnissen und Wahrheiten zu leiten — der Mann, sag' ich, verdient als ein Muster für Viele bekannter, und sein Andenken unter uns aufbewahret zu werden, und ein so braver, biederer, guter Mann ist Ludwig Hueck, ein Bauer in dem, eine Meile von Hanno-

ver gelegnen Dorfe Anderten. Sein von Jugend auf schwächlicher Körper war die Ursache, daß er sich dem Ackerbau nicht so ganz widmen konnte. Er übergab daher sein väterliches Erbgut seiner Schwester und seinem Schwager, und wird von ihnen — wie man sich zu Anderten ausdrückt — zu Tode gepflegt.

Man glaube aber keinesweges, daß er sich den ländlichen Geschäften deswegen ganz entzogen hätte, vielmehr ist er, so viel es seine Gesundheit erlaubt, bemühet, auch durch Arbeitsamkeit in körperlicher Hinsicht, sich und den Seinigen nützlich zu werden, und dieser Thätigkeit, so wie seinen auf reifes Nachdenken und weise benutzte Erfahrung gegründeten Rathschlägen, haben es die Besitzer seines Hofes zu danken, daß letztrer nicht allein schuldenfrey geworden, sondern sich auch gegenwärtig in den blühendsten Umständen befindet.

Schon im frühesten Jugendalter empfand Hueck einen besondern Hang zum Lesen, ungeachtet er Niemanden lesen sah, und nichts vom ausgebreiteten Nutzen einer guten Lektüre hörte. Freylich mußte er sich Anfangs, außer Bibel und Gesangbuch, mit manchem Buche behelfen, das auf nichts weniger, als zur Aufhellung seines, durch einen sehr fehlerhaften Unterricht verderbten Ideenkreises hinwirkte, sondern vielmehr den schon in seine Seele gepflanzten

Aberglauben stärkte. — Indessen glückte es ihm auch wohl einmal, ein Buch zu bekommen, das seine Begriffe läuterte, und ihn mit der wahren Beschaffenheit der Dinge um ihn her bekannter machte. Er mogte ungefähr 20 Jahre alt seyn, als ihm Hübners politische Historie, 1ster Theil, geliehen wurde, welches eigentlich das erste wissenschaftliche Buch war, das er las, und den Grund zu seiner nachherigen Lieblingswissenschaft, der Geographie, legte. Wie groß sein Vergnügen hierüber gewesen seyn mußte, kann man aus folgendem Bruchstücke eines Briefes sehen, den er vor etwa einem Jahre an einen Freund in Hannover über die Erlangung seiner ersten Kenntnisse schrieb:

„Hier fand ich (sagt er) die aufgehende Sonne „in meiner Seele. (Lassen Sie es, Bester! nur „Einbildung seyn; denken Sie aber an die dunklen „Begriffe eines Menschen, so werden Sie mir Ih„ren Beifall nicht versagen.) Kein Gelehrter, der „nach langem Suchen endlich das Manuscript in ei„ner Bibliothek findet, womit ihm und der gelehrten „Welt vieles gedienet ist, wird ein solches Vergnü„gen darüber empfinden, als ich bey und nach Lesung „dieses Büchelchens empfand. Ich wußte nun die „Entstehung und den Untergang der Monarchien; „ich kannte nun Assyrer, Perser u. s. w. — — Ich

„schätze das Buch jetzt noch; nur Schade der vielen „Irrthümer, die sich darin finden!“

Hueck fand nun immer mehr Geschmack am Lesen, und suchte immer mehr Nahrung für seinen Geist. Er schaffte sich selbst Bücher an, durchwachte ganze Nächte beym schwachen Schimmer seiner Lampe — und studirte. . . .

Suchet, so werdet ihr finden! —

Durch anhaltenden, nicht zu ermüdenden Fleiß verschwand vor ihm der Aberglaube, und in seiner Seele verbreitete sich helles Licht. — Jetzt besitzt der strebsame Landmann Kenntniß der Physik, Astronomie, Chronologie, Geschichte und Geographie, und hiervon nicht bloß leere Namen von Städten, sondern mathematische, physikalische und politische Kenntniß der Geographie. Er schreibt gut, ziemlich orthographisch-richtig, und einen guten, fließenden Styl. Zweckmäßige arithmetische Kenntniß besitzt er mehr, als wohl mancher Rechnenmeister. Auch die geometrischen Kenntnisse sind ihm nicht fremd.

Mitten in der Natur wohnend, genießt er ihre Freuden; er freuet sich beym Wechselgesange der Vögel, beym Anblicke einer hervorsprossenden Blume: seine Seele ergießt sich in Entzückungen über Gottes schöne Schöpfung. — O! welche Freude ist es, mit dem braven Bauer in die offene Natur zu wandeln, und ihn dann über die Werke Gottes in seinen

naiven Ausdrücken und in plattdeutscher Sprache auf seine Art philosophiren zu hören! — In seiner Gesellschaft schwinden ganze Tage wie Stunden dahin. Nicht selten befindet sich Hueck auch im traulichen Zirkel von Bauern, erzählt ihnen Wunderdinge aus Gottes schönem Weltall, und streitet gegen des Aberglaubens mächtige Herrschaft. Ernst, Herzlichkeit und Ironie versteht er in seine Gespräche über den Aberglauben auf eine solche Art zu mischen, daß es ihm selten mißlingt, wo nicht eine abergläubische Meynung gänzlich zu besiegen, doch wenigstens Zweifel darüber zu erregen.

Einige Bauernkinder unterrichtet er unentgeltlich in der Geographie, in einer richtigen Kenntniß des Kalenders, im Rechnen und manchen andern nützlichen Kenntnissen. Bey heiterm Wetter geht er mit den Kindern aufs Feld, und macht ihnen da die Lage der Länder auf dem Planiglob sinnlich. Es sind einige unter Huecks Schülern, die von Zenith und Nadir, Aequator, Pol, Wendekreise, Länge und Breite der Oerter, von Perigäum und Apogäum u. s. w. ein Langes und Breites daher zu erzählen, und abergläubische Meynungen gar gründlich zu widerlegen wissen. Es ist überhaupt sein eifrigster Wunsch, seine ungelehrigen Mitbauern zu belehren. — Aeußerst falsch würde man ihn aber beurtheilen, wenn man glaubte, daß er hierin ein Pedant wäre, oder

es aus eitlem Stolz thäte. — Er ist sich's bewußt, daß ihm noch viele, sehr viele nützliche Kenntnisse fehlen; und ist viel zu bescheiden, um glänzen oder prahlen zu wollen. Edelmuth des Herzens und Wahrheitsliebe sind die einzigen Triebfedern aller seiner Handlungen.

Schade nur, daß einige Menschen, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, durch ihre abergläubischen Thorheiten Huecks redlichen Absichten und Bemühungen zum Besten einer vernünftigen Aufklärung des Dorfs, so sehr entgegen streben! — Indeß sind's doch nur Wenige, die seine Belehrung nicht annehmen. Hierüber sagt er in dem oben angeführten Briefe:

„Ich lebe auf dem Lande, wo Sie vielleicht „auch davon gehört haben werden, daß da der abgeschmackteste Aberglaube noch viele Anhänger findet. „Ich fand also bey fleißigem Lesen, daß ich selbst in „etlichen Stücken dem Aberglauben noch dann und „wann ein Opfer brachte. Ich bin also mit Fleiß „und Eifer an diese vielköpfige Schlange gegangen, „um dieselbe zu enthaupten. Ich habe mir Bücher „angeschafft, die den Aberglauben verdrängen kön„nen, wenn sie wohl angewendet werden. Ich habe „schon vor langer Zeit in allen Gesellschaften und „bey aller Gelegenheit öffentlich gegen diese und an„dere Vorurtheile gestritten, und immer gesucht,

„Aufklärung unter meinen Landsleuten einzuführen. „Aber fand ich Gehör? Ganz das Gegentheil. Ich „erwarb mir zwar in kurzer Zeit viele Freunde, „aber auch viele Feinde. Ueber die ersten freuete ich „mich, die letzten bedauerte ich, und — lachte. „Die Wahrheit zu sagen: jetzt bin ich sehr weit da= „mit gekommen; denn die Wahrheit wird in vielen „Fällen durch Streit geboren u. s. w. Ich finde in „meinen Bemühungen — was sage ich Bemühun= „gen? Pflichten wollte ich sagen — noch manchen „Stein des Anstoßes; aber ich denke, die Zeit wird „nach und nach diese Unwissenden vom Aberglauben „abführen."

Armen Kindern, welche Fähigkeiten besitzen und seinem Unterrichte beywohnen, schenkt er Bücher und Charten. Er hilft überhaupt gern dem, der seiner Hülfe bedarf und ihrer werth ist. Kurz, Hueck ist ein Menschenfreund.

In Auderten und in den umliegenden Dörfern schätzt man ihn ungemein, fast Jeder sucht dort sei= nen Umgang.

O mögten doch manche Stadtjünglinge, die beym Lesen dieser Schilderung erröthen, sich den philoso= phischen Bauer Hueck zum Muster dienen lassen!

Benjamin Franklin.

Es würde sehr überflüßig seyn, bey der Lieferung der Lebensgeschichte dieses großen Mannes, dessen herrschender Grundtrieb Gemeinnützlichkeit war, Ein Wort darüber zu verlieren, ob und in wie fern er würdig sey, unter der Zahl der Edlen mit aufgeführet zu werden, da eine ganze große freygewordene Nation sein Andenken segnet, und viele andere Völker auf Ihn mit Dankbarkeit hinblicken.

Benjamin Franklin war, gleich dem berühmten Flechier, der Sohn eines Lichtziehers zu Boston in Amerika*). Noch ehe er sein 14tes Jahr erreichte, verließ er seinen Geburtsort, und ging nach Philadelphia, wo er zufällig mit dem einzigen Buchdrucker daselbst bekannt wurde, den er beym ersten Anblicke gleich so einnahm, daß derselbe die günstigste Meynung von seinem Herzen und Kopfe

*) Geboren im Jahr 1706.

faßte, ihn zu sich ins Haus nahm, und in seiner Kunst unterrichtete; ein Umstand, den man um so weniger mit andern in Widerspruch bringen darf, da ihn Franklin in seinen spätern Jahren selbst bestätigt*). Dies geschah ums Jahr 1720, wo die Buchdruckerkunst in Amerika noch in ihrer Kindheit, und in Boston nur eine einzige Druckerey war, die daher oft als etwas Neues und Merkwürdiges von vielen Leuten besucht wurde, welchen die Geschäftigkeit und die Einsichten des jungen Franklin jedesmal so gefielen, daß selten Jemand wegging, ohne ihm einen Beweis von Freygebigkeit zurück zu lassen.

Bey seinem leidenschaftlichen Triebe zu den Wissenschaften **), bey einem unwiderstehlichen

---

*) Von diesem Anfange seiner Laufbahn machte er auch in spätern Jahren nie ein Geheimniß. In Paris war er einmal mit dem Grafen von Aranda und dem Herzoge von Rochefoucault in Gesellschaft. Die Rede kam auf die dortigen Papiermühlen, nach welchen sich ein gewisser Irländer erkundigte. „Davon," sagte Franklin, „kann Ihnen Niemand bessere Nachricht geben, als ich; „denn ich war in meiner Jugend Lehrling in einer Buch„druckerey."

**) Er widmete sich früh den Wissenschaften, und erwarb sich sehr gute Kenntnisse: daher wurde er auch in London sehr gut aufgenommen, und unter andern mit dem berühmten Dr. Clarke bekannt. Er hatte indeß nicht

Durste nach Unterrichte, fühlte er bald, daß ihm bey einer Entfernung von 2000 Seemeilen von England keine andre Quelle übrig bliebe, als Bücher, die an einem Orte, wo Bibliotheken damals zu den Seltenheiten gehörten, schwer zu erhalten waren. Er errichtete daher mit einigen jungen Leuten von gleichen Gesinnungen eine kleine Lesegesellschaft, die nach dem Orte, wo sie zusammen kamen, diejenigen Bücher, welche sie besaßen, zu einer gemeinschaftlichen Bibliothek zusammen brachten. Die Anzahl derselben war aber so geringe, daß er die Mitglieder bald überredete, einen kleinen Geldzuschuß zusammen zu legen, und sich Bücher von London kommen zu lassen. Dies rühmwürdige Unternehmen wurde bald bekannt, mehrere junge Leute nahmen Antheil daran, und die Bibliothek wuchs durch neue Beyträge sehr schnell. Die Stadt selbst blieb nicht gleichgültig dabey; man schlug vor, das Verleihen der Bücher auch auf die Einwohner auszudehnen, das unter der Bedingung eines kleinen Zuschusses gern zugestanden wurde. Dergestalt wuchs der Fond der Gesellschaft

---

das Glück, den großen Newton kennen zu lernen, welches er oft zu bedauren pflegte, um so mehr, da er sich um dessen Bekanntschaft beworben hatte. Allein Newtons hohes Alter, und seine Kränklichkeit erlaubten es nicht.

in wenig Jahren stark heran, und sie besaßen vielleicht schon eine zahlreichere Sammlung, als in allen Kolonieen zusammen zu finden war. Die glücklichen Folgen breiteten sich zusehends aus, und der geringe Anfang weniger einzelnen Personen wurde nachher eine der größesten öffentlichen Bibliotheken, die den besten in Europa zur Seite stehen darf. Andere Kolonieen waren nicht blind gegen diese Vortheile und den daraus erwachsenden Grad von Kultur und Aufklärung; man folgte demselben Plane, und so entstanden die großen Büchersäle, die man jetzt in Boston, Newyork, Charlestown und andern Orten antrifft.

Franklin war indeß immer noch nicht befriedigt, und fühlte sehr lebhaft, daß sein wißbegieriger Geist durch alle diese Hülfsmittel doch nicht zu der erzielten Vollkommenheit gelangen könnte. Er ging daher im Jahre 1724 oder 25, und, wie man glaubt, im 20sten oder 21sten seines Alters, nach England, lebte daselbst mehrere Jahre als Buchdruckergeselle, und beredete darauf nach seiner Rückkehr *) seinen ersten

*) Im Jahre 1735 hatte Franklin eine schwere Brustkrankheit, die sich mit einem Geschwüre an der rechten Seite der Lunge endigte, welches auf einmal ausbrach, so, daß er davon fast erstickt wäre. Ein ähnlicher Zufall traf ihn einige Jahre nachher, wovon er sich aber bald wie-

Meister, eine Zeitung heraus zu geben. Dieser glückliche Gedanke war von so gesegnetem Erfolge, daß derselbe ihn zum Genossen seiner Geschäfte machte, und ihm seine Tochter zur Frau gab. Aus dieser Ehe hatte er einen Sohn, der gerade die entgegengesetzte Parthey des Vaters nahm, und eines der Häupter der Königlichgesinnten wurde, und eine Tochter, die nachherige Frau Bach, die er bis an sein Ende aufs zärtlichste liebte, und ihr sein ganzes Vermögen hinterließ, einen kleinen Theil ausgenommen, den er seinem Enkel, William Franklin, vermachte.

Es scheint, daß sich Franklin nach dem Achener Frieden mit seinem erworbenen Vermögen als Drucker niederließ, und dadurch in eine Lage kam, sich seinem Hange zu den Wissenschaften gemächlich und ungestört zu widmen, vorzüglich aber seinem Lieblingsfache, der Experimentalphysik.

Um eben diese Zeit fing er auch an, die Lehre von der Elektricität zu studiren und zu untersuchen, und diejenigen Entdeckungen zu machen, welche seinen großen Namen mit Dankbarkeit auf die Nachwelt bringen werden. Die Leidenschen Versuche hatten in jedem Lande, wo Wissenschaften blühen, auf diesen

---

der erholte; und in der Folge schien seine Brust nicht weiter davon zu leiden.

Theil der Physik sehr aufmerksam gemacht, und den Untersuchungsgeist der Gelehrten aufgeweckt. Herr Collinson, ein Quäker und Mitglied der königl. Societät zu London, schickte Franklin einige Glascylinder und verschiedene andere Instrumente zum Behuf seiner elektrischen Versuche, die er mit einem so glücklichen Erfolge benutzte, daß er bald im Stande war, jene großen Entdeckungen zu machen, welche seinen Ruf unter den Naturkündigern Europens aufs rühmlichste gründeten. Die ungleiche Vertheilung des elektrischen Fluidums in Körpern, von welchen sich alle elektrische Erscheinungen herleiten, und die Erfindung der Blitzableiter, scheinen unter denselben seinem Genie vor allen andern zu gehören.

Ein Engländer mit Namen Gray, hatte im Jahre 1735 auf seinem Todbette gesagt, daß er, wenn sich kleine Dinge mit großen vergleichen ließen, zu behaupten wage, daß Gewitter und Elektricität eine Sache wären. Jemehr Versuche gemacht wurden, desto mehr schien sich dies wirklich zu bestätigen. Man hatte in Amerika bemerkt, daß spitzige Metallstangen die elektrische Materie auf eine weit größere Entfernung anzögen, als Körper von irgend einer andern Gestalt. Dies leitete unsern Franklin auf folgende Behauptung: „Haben Gewitter und Electricität eine Ursache, und sind die Wolken während eines Gewitters mit dem elektrischen Fluidum gela-

den, so wird eine zugespitzte Stange auf einem erhabenen Orte elektrisirt werden, so lange das Gewitter fortdauert.

Diese große und erhabene Muthmaßung schien im Anfange allen denjenigen, welche ihren Geist nicht über den gewöhnlichen Weg erheben konnten, ausschweifend und ungereimt. Ein gewisser Dalibard in Frankreich hatte indeß den Muth, dieselbe durch einen wirklichen Versuch zu beweisen, und am 10ten May 1752 gab ein Gewitter nahe bey Marly, wo er seinen elektrischen Apparatus aufgerichtet hatte, die wirkliche Bestätigung der kühnen und gewagten Meynung unsers großen Philosophen. Die sonderbare Erscheinung verbreitete sich bald durch ganz Europa, und nun folgte eine Menge von Beobachtungen und Versuchen, deren erste Veranlassung Herrn Dalibard gebührte.

Von dieser Entdeckung bis zu den Blitzableitern blieb nun nur noch ein Schritt. Denn es erhellete ganz deutlich, daß, wenn zugespitzte Stangen die Elektricität der Wolken mehr, als irgend andere Körper anzögen, eine auf einem Hause errichtete Metallstange auch ganz natürlich dieselbe Wirkung hervorbringen müßte, und alsdann, wenn die Materie vermittelst eines Draths schnell, und ohne ein Hinderniß zu finden, bis in die Erde abgeleitet werden könnte, kein Unglück entstehen, mithin das

Gebäude vor dem zerstörenden Blitze völlig gesichert seyn würde *). Dies veranlaßte, daß man folgenden Vers des Dichters auf ihn anwandte, dessen letzte Worte jedoch auf sein politisches Benehmen anspielten.

Eripuit coelo fulmen mox Sceptra Tyrannis.
Der dem Himmel den Blitz, Tyrannen die Zepter
entrissen **).

---

*) Seine Beobachtungen schränkten sich indeß nicht bloß auf diesen Gegenstand ein. Es gab wenig gemeinnützige Materien, über die er nicht nachdachte, und keine darunter, die er nicht verbesserte und erläuterte. Beweise davon sind: sein guter Rath für Bediente, für Handelsleute, für Ansiedler in Amerika; seine Bemerkungen über den Rauch der Schornsteine; seine Regeln für Klubbs und für den Umgang; seine Maximen zur Verwandlung eines großen Reichs in ein kleines, die mit swiftischer Laune geschrieben sind. Gemeinnützigkeit schien überhaupt sein herrschender Grundtrieb zu seyn.

**) Dubourg, der erste Franzose, der sich öffentlich für die Sache der Amerikaner bekannte, hatte unter Franklins Bildniß folgende Inschrift gesetzt:

Il a ravi le feu des cieux;
Il fait fleurir les arts en des climats sauvages;
L'Amerique le place à la tête des sages;
La Grece l'auroit mis au nombre de ses Dieux.

Seine neue und kühne Behauptung, die durch unwiderlegliche Erfahrung völlig erwiesen war, fand indeß in der königl. Societät starken Widerspruch, bis man ihm, als er im Jahre 1755 nach England kam, mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er erhielt die goldene Preismedaille, und ward zum Mitgliede aufgenommen. Eine der Universitäten schenkte ihm auch das Diplom eines Doktors der Rechte.

Als der Krieg zwischen England und Frankreich im folgenden Jahre ausbrach, kehrte er nach Amerika zurück, und nahm an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes Antheil *).

Jetzt nähern wir uns dem Zeitpunkte, wo er anfing, als Staatsmann eine eben so große ausgezeichnete Rolle zu spielen, als er als Naturkundiger behauptet hatte. Im Jahre 1773 ging er als Geschäftsträger der Provinz Pensylvanien abermals nach England, zu einer Zeit, da in Amerika alles zu der

---

*) Im Jahre 1759 fing Franklin an, sich durch verschiedene, meistens politische Schriften bekannt zu machen. Die erste darunter war eine historische Uebersicht der Regierung von Pensylvanien, und in dem folgenden Jahre gab er eine Betrachtung über das Staatsinteresse Großbrittaniens, in Rücksicht auf seine Kolonien, heraus. Bald hernach erschien seine Untersuchung der Stempelakte.

großen bevorstehenden Staatsveränderung reif war *). Die Stempelakte hatte eine allgemeine Unzufriedenheit erregt, und die Theeakte vollendete die gänzliche Losreißung von England. Kurz, man beschloß, Franklin, so wie die übrigen Geschäftsträger aller übrigen Provinzen, vor dem Unterhause über die Bevölkerung der Kolonien, die Gesinnungen derselben gegen das brittische Parlament, und ihre Empörung gegen dasselbe öffentlich zu verhören. Und hier betrug er sich so rühmlich, führte seine Sache

*) Den 29sten Januar 1774 legte er vor dem geheimen Conseil seine Erklärung über eine Bittschrift ab, die er lange vorher als Agent für Massachusets-Bay wider ihren Gouverneur, Hutchinson, übergeben hatte. Das Gesuch wurde kurz abgewiesen, und Franklin verlor die Bedienung eines deputirten Generalpostmeisters für die Kolonie. Noch vorher wendete er alle mögliche Bemühungen an, einem Friedensbruche zwischen Großbrittanien und Nordamerika vorzubeugen; und es ist sehr zu bedauern, daß man auf seinen guten Rath so wenig achtete. Von dieser Zeit an faßte er einen so heftigen Unwillen gegen das Betragen der englischen Regierung, daß weder Lebensart noch Mäßigung die schärfsten und bittersten Sarkasmen wider dieselbe in vermischten Gesellschaften zurückhalten konnte. Es ist unläugbar, daß Franklin alle die nachherigen schlimmen Folgen mit einem fast prophetischen Scharfsinne vorher sagte.

mit so allgemeinem Beifalle aus, und beantwortete die vorgelegten Fragen mit so vieler Bestimmtheit und unerschütterter Würde, daß von nun an auch sein Ruf als Geschäftsmann durch ganz Europa fest gegründet ward. Seine Antworten gaben den Amerikanern neuen Muth, und vermehrten die Anzahl ihrer Partheynehmer in beiden Häusern; aber das Ministerium bestand, ungeachtet aller Gegenvorstellungen der Kolonien, dennoch darauf, das Parlament habe ein Recht, ihnen Taxen aufzulegen.

Die Trennung erweiterte sich nun mit jedem Tage. Die Amerikaner wählten sich einen Kongreß, der untersuchen mußte, auf welche Art sie sich thätig widersetzen, und von den Auflagen frey machen könnten, worüber sie sich beschwerten. Indeß fing man an, unsern großen Patrioten, der bis jetzt noch mit vorzüglicher Achtung behandelt war, (dies beweiset, daß man seinen Sohn zum Gouverneur von Neujersey gemacht hatte,) mit verdächtigem Auge zu betrachten; und Herr Wedderburne benahm sich in einer besondern Unterredung sehr verächtlich und stolz gegen ihn; und bald nachher dachte man darauf, ihn als einen Empörungsstifter festzusetzen. Als Franklin sahe, daß er seinem Vaterlande in England nicht länger nützlich seyn könnte, schickte er sich zu seiner Abreise an, und wußte seine Angelegenheiten mit so viel Geschicklichkeit und Verschwiegenheit einzurichten,

daß er im Anfange des Jahrs 1775 zu Schiffe ging, und sich schon längst auf der Reise befand, ehe man sichs einmal träumen ließ, daß er England verlassen hatte *). Was folgte, ist bekannt.

Im folgenden Jahre erklärte sich Amerika für unabhängig, und Dr. Franklin war eine der ersten Triebfedern in dieser Staatsveränderung, welche dem nördlichen Theile der neuen Welt Freyheit gab, und Großbrittanien den größten Theil seiner Kolonien entriß.

Im Herbste desselben Jahres (1776) schickte ihn der Kongreß nach Kanada, um die Einwohner zur Theilnahme der allgemeinen Angelegenheit, der englischen Herrschaft zu entsagen, zu bewegen. Allein diese waren gegen die Ausschweifungen der Presbyterianer von Neuengland, ihrer Nachbarn, die verschiedene Kapellen zerstört und verbrannt hatten, so aufgebracht, daß sie den Vorschlägen kein Gehör geben wollten, so sehr Franklin auch seine Gründe und Beredsamkeit zu gebrauchen wußte. Er kam ohne Erfolg nach Philadelphia zurück, wo ihn der Kongreß

*) Im May 1774 entstand eine Streitigkeit über seine Agentschaft in der Versammlung der Stände von Georgien. Im Sommer 1775 ging er nach Philadelphia zurück, und wurde sogleich zu einem von den Abgeordneten des Kongresses erwählt.

bald in einer andern Angelegenheit brauchte. Es war nicht unbekannt, wie sehr er in Frankreich als Geschäftsmann und Naturforscher allgemein geachtet wurde.

Man schickte ihn daher hinüber, um an die Privatunterhandlungen des Herrn Silas Dean die letzte Hand zu legen. Er war bereits in sein 71stes Jahr getreten *), und dennoch schlug er diesen großen Auftrag, der gewiß keinen geringen Grad von feiner Behandlung erforderte, nicht aus, und kam den 16ten December in Paris an. Das Glück der Amerikaner im Norden, die Niederlage des Generals Burgoyne im Herbste 1777 bewog endlich den französischen Hof, den Vorschlägen des Kongresses beizutreten. Gegen das Ende desselben Jahres ward ein Allianz- und Handlungstraktat zwischen Amerika und Frankreich geschlossen und unterzeichnet, welches England in einen Krieg mit letzterem verwickelte. Franklin hatte gewiß einen sehr beträchtlichen Antheil daran, und ruhete nicht eher, als bis er seine Sache durchgesetzt hatte. Man erzählt, daß er an dem Tage, als

*) Auf seine großen Verdienste wurde man jetzt immer aufmerksamer, und im Jahre 1777 verwies Lord Chatham in einer merkwürdigen Parlamentsrede auf seine Gründe, die den Krieg widerriethen, und auf seine weisheitsvollen Rathschläge.

der englische Gesandte, Lord Stormont, Paris verließ *), äußerst heiter und froh, und ein ganz anderer Mann, als gewöhnlich, gewesen, da er sonst äusserst stille und ernsthaft war.

Kurz, nach einer Reihe von Begebenheiten, die so glücklich für Amerika, und so unglücklich für England waren, sah der große Mann endlich sein Vaterland frey, und hatte die Ehre, im Jahre 1783 die Friedensartikel mit den brittischen Geschäftsträgern zu unterzeichnen **).

Bis hieher hatte er eine ununterbrochene Gesundheit genossen, außer, daß er zuweilen einige Anfälle vom Podagra hatte. Im Jahre 1782 griff ihn dies Uebel aber sehr heftig an, verbunden mit einem höchst schmerzhaften Lendenreißen (nephritic. colic.). Wahrscheinlich waren dies die Vorboten der Steinschmerzen, woran er nachher so sehr litt ***).

---

*) Er bezog Stormonts Haus wieder.

**) In diesem Jahre ließ er eine Denkmünze auf die Unabhängigkeit der amerikanischen Staaten prägen.

***) Die Steinschmerzen, mit welchen Dr. Franklin schon seit mehrern Jahren behaftet gewesen war, hatten ihn das letzte Jahr hindurch fast beständig zu Bette gehalten, und während ihrer letzten schmerzhaften Anfälle mußte er Laudanum nehmen, um seine Marter etwas zu lindern. Und doch pflegte er in ruhigern Augenblicken auch da noch zu lesen, oder sich mit seiner Familie und einigen

Nachdem er dergestalt seine Wünsche erfüllt, und den Frieden hergestellt sah, dachte er an nichts, als in das Land zurück zu kehren, wo er das Licht der Welt zuerst erblickt, das er durch seine unermüdeten Arbeiten so sehr beglückt, und durch seine Entdeckungen so sehr geehrt hatte. Er hielt um seine Zurückberufung an, und sobald sein Nachfolger, Herr Jefferson, angekommen war, begab er sich nach Havre de Grace *), ging über den Kanal, alsdann zu New-

wenigen ihn besuchenden Freunden, heiter zu unterhalten. Selbst auch seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften entzog er sich während dieser Krankheit nicht ganz, und überall bewies er dabey nicht nur die größte Neigung und Bereitwilligkeit, Gutes zu thun, sondern auch die vollkommenste Gegenwart seiner Geisteskräfte. Nicht selten ließ er sich sogar auf Spiele des Witzes und unterhaltende Anekdoten ein.

*) Den 24sten Jul. 1785 ging er zu Havre zu Schiffe, und landete noch an eben dem Tage zu Southampton. Von da ging er sogleich nach Cowes ab, wo ein Schiff bereit lag, ihn nach Philadelphia zu bringen. Hier wurde er den 15ten Sept. mit allgemeinem Freudengeschrey empfangen. Nachher lieferte er eine Beschreibung von der innern Verfassung Amerika's, hielt eine merkwürdige Rede über die amerikanische Konstitution, und ließ ein Schreiben an die vereinten Staaten drucken, welches ihre Unzufriedenheit mit der neuen Regierungsform bestraf.

port auf der Insel Wight zu Schiffe, und langte nach einer sehr glücklichen Reise, im September 1785, in Philadelphia an. So wie er an das Land trat, drängte sich eine zahllose Menge Menschen, die von allen Seiten herbey strömten, ihn zu sehen, um ihn her, empfingen ihn mit dem lautesten Zurufe der Freude, und brachten ihn im ehrenvollesten Triumph nach seinem Hause. Wenige Tage darauf statteten die Mitglieder des Kongresses, und die vornehmsten Einwohner von Philadelphia und der Nachbarschaft, ihren Besuch bey ihm ab. Er wurde nachher, zwey Jahre hinter einander, zum Präsidenten der Versammlung von Philadelphia erwählt; als ihm aber seine hohen Jahre, und die schmerzliche Krankheit, wovon er angegriffen wurde, nicht länger erlaubten, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, so bat er um seine Entlassung, um den Abend seines Lebens in Ruhe, in den Beschäftigungen seines Lieblingsstudiums, und den feurigsten Wünschen für das Wohl seiner Mitbürger hinzubringen*). Er

*) Ungefähr sechszehn Tage vor seinem Tode bekam er fieberhafte Zufälle, die anfangs ohne alle bedenkliche Umstände waren. Drey oder vier Tage hernach aber klagte er über Schmerzen an der linken Seite der Brust, die immer heftiger wurden, und wozu ein starker Husten und Engbrüstigkeit sich gesellten. Während dieses Zu-

starb zu Philadelphia den 17. April 1790 in seinem 85sten Jahre, und mit der innigsten Theilnahme bewies man seinem Andenken alle die Ehrenbezeugun=

---

standes preßte ihm die Heftigkeit des Schmerzes zuweilen einen klagenden Seufzer ab; und dann pflegte er zu sagen: er fürchte, nicht so gelassen zu seyn, als er billig sollte. Voll dankbaren Gefühls erkannte er die vielen Wohlthaten, die er von dem höchsten Wesen erhalten hatte, welches ihn aus einem niedrigen Stande zu einem so hohen Range und Ansehen unter den Menschen empor gebracht hätte. Auch zweifelte er nicht, daß seine gegenwärtigen Leiden die wohlthätige Absicht hätten, ihn von einer Welt zu entwöhnen, in der er nicht länger die ihm angewiesene Rolle zu spielen im Stande wäre. In diesem Zustande und in dieser Gemüthsfassung blieb er bis zum fünften Tage vor seinem Tode, an welchem ihn sein Schmerz und seine Engbrüstigkeit gänzlich verließ, so daß die Seinigen sich schon mit der Hoffnung seiner Genesung schmeichelten. Allein ein in seiner Lunge entstandenes Geschwür brach nun auf einmal auf, und, so lange seine Kräfte es zuließen, warf er eine Menge Eiter aus. Als diese aber unterliegen mußten, wurden die Werkzeuge des Athemholens allmählig ganz erdrückt; es folgte ein ruhiger lethargischer Zustand; und am 17ten April 1790, Abends um 11 Uhr, beschloß er still und sanft sein langes und wohlthätiges Leben. Drey Tage vor seinem Tode wünschte er, daß man ihn umbetten mögte, damit er auf eine anständige Art sterben könnte. Seine Tochter

gen, welche einem so großen, so ausgezeichneten und berühmten Manne erzeigt werden konnten *).

Ruhig, wohlbedächtig und ernsthaft, gleich den meisten seiner Landsleute, konnte ihm während seines

---

sagte ihm, sie hoffe, er würde wieder genesen, und noch viele Jahre länger leben. „Das hoff' ich nicht," erwiederte er.

*) Philadelphia sah noch nie eine so edle und große Scene, als das Leichenbegängniß dieses so würdigen Mannes. Er wurde den 21sten April begraben, und der Zulauf des bey dieser Gelegenheit versammelten Volks war ganz außerordentlich. Der Leichnam wurde von dreyßig Geistlichen, und Männern von allen Ständen und Gewerben, in der größten Ordnung zu Grabe begleitet. Alle Glokken der Stadt wurden gedämpft angezogen, und man feuerte Kanonen ab. Ueberhaupt unterließ man nichts, wodurch sich die Hochachtung und Verehrung seiner Mitbürger nur irgend an den Tag legen konnte. Der Kongreß ordnete eine allgemeine Trauer auf vier Wochen in allen vereinten Städten an; auch legte die französische Nationalversammlung eine dreytägige Trauer an. „Der erhabene Anblick, die Stellvertreter des ersten freyen Volks auf Erden für den Vater der Freyheit zweyer Welten in Trauer zu sehen" — sagt ein Brief aus Paris vom 14ten Junius — „machte die Sitzung dieses Tages vorzüglich interessant und feyerlich. Ein so denkwürdiger Sieg der Philosophie über Wahn und Vorurtheil findet sich nicht leicht in den bisherigen Jahrbüchern der Menschheit."

langen Aufenthalts in Frankreich, von allen Seiten mit Umständen umgeben, welche die äußerste Behutsamkeit in seinem Betragen erforderten, Niemand den Vorwurf machen, daß er auch nur ein einziges Wort, oder den geringsten Ausdruck geäußert, der ihn hätte in Streit oder Zank ziehen können; ein Charakterzug, der bey einem Manne, auf den die Augen der ganzen Welt gerichtet waren, und der eine der größesten Rollen spielte, gewiß zur höchsten Seltenheit gerechnet werden muß.

Er besaß alle die Kühnheit, die Durchsetzung großer Begebenheiten nothwendig macht, und nur großen Seelen eigen ist, die jeden Umstand genau bedenken und abwägen, und alsdann auf den Ausgang, als eine unausbleibliche Folge, mit fester Entschlossenheit hinaussehen. Besonders eigen war es seinem Charakter, daß er jederzeit strebte, die Gegenstände, welche er vor sich hatte, von der einfachsten Seite ins Auge zu nehmen; eine Eigenschaft, die bey ihm noch nicht genug bemerkt ist *).

*) Gemeiniglich legt man bejahrten Personen Schwäche des Gedächtnisses bey. Im Grunde aber wird nur die Tafel des Gedächtnisses im hohen Alter minder empfänglich für neue Eindrücke, und vornehmlich für Wörterkenntniß. Franklin war eine Ausnahme von dieser Regel. Noch nach seinem siebzigsten Jahre lernte

Bey seinen philosophischen und politischen Vorstellungen oder Absichten faßte er immer den plansten

---

er die französische Sprache, und redete sie nicht nur sehr geläufig, sondern auch mit aller grammatischen Gründlichkeit. Während seiner Gesandschaft nach Frankreich wurde es dort Ton, von ihm zu sprechen; die Damen trugen Hüte à la Franklin; und eine Menge junger Schönen und Herren flatterten zum öftern im Garten der Thuillieren um ihn her. Sein Gespräch erhielt den größten Beifall, nicht bloß durch Wahrheitsliebe, sondern auch durch eine gewisse Genauigkeit und Bestimmtheit, die er sich durch das Studium der Mathematik erworben hatte. Einmal redete er von dem ehemaligen französischen Minister, dem Grafen von Vergennes, und da er zufälliger Weise gesagt hatte, er sey ein Mann von Ehre, so fügte er sogleich hinzu: „Ich nenne ihn einen Mann von Ehre, weil er mir nie etwas versprach, noch zu irgend etwas Hoffnung machte, was nicht ganz in Erfüllung ging." Im gesellschaftlichen Umgange war er spruchreich, aber nicht sehr gesprächig; mehr Hörer als Sprecher; mehr ein unterrichtender, als unterhaltender Gesellschafter. Nicht gern ließ er sich in die Rede fallen, und gedachte zum öftern der Sitte der Indianer, die allemal eine Zeitlang schweigen, ehe sie auf eine Frage antworten, die sie aufmerksam angehört haben; sehr verschieden von einigen der feinsten Gesellschaften in Europa, wo man kaum die kleinste Periode ohne Unterbrechung zu Ende bringen kann.

und deutlichsten Gesichtspunkt auf. Derselbe war er, wenn er irgend einen Satz aus der Physik, oder die Zusammensetzung einer Maschiene erläuterte. Unterdeß der größte Theil der Menschen Wahrheit und einfache Darstellung derselben nur auf einem weiten Umwege und nach vielfältigen Versuchen erfindet, war es seinem Genie verliehen, eine Erscheinung auf die leichteste Weise zu erklären; die Einrichtung von Maschienen, die er nöthig hatte, auf die kürzeste und einfachste Art zu finden; die besten Mittel zu Ausführung seines Vorhabens zu ersinnen, oder die Ausrichtung großer Aufträge, die man ihm anvertrauete.

Jean Fabre.

(Aus dem Französischen des Fenouillot de Falbaire.)

Jean Fabre war zu Nismes in Languedoc von rechtschaffenen Eltern, die der protestantischen Religion zugethan waren, gebohren. Sein Vater, der vor Alter seine Kräfte verlor, verließ im Jahre 1743 den Tuchhandel, um von einem mittelmäßigen Kapitale zu leben, welches er sich durch seine Arbeit erworben hatte. Der junge Fabre war damals kaum vierzehn Jahr alt, und also nicht im Stande, seines Vaters Handlung fortzusetzen: er trat aber 1752 mit einem Freunde in Gesellschaft, und errichtete eine Fabrik von seidenen Strümpfen, worin er vier Jahre hindurch mit vielem Glücke arbeitete. Sein Fleiß ließ ihn mit Grunde hoffen, daß er seinen Eltern in ihrem Alter ein milderes Schicksal würde verschaffen können; und schon sollte die Liebe, welche sein Herz mit den Regungen der kindlichen Pflicht gemeinschaftlich bewohnte, sein Glück vollkommen machen,

als ihn der höchste Grad der kindlichen Liebe in einen Abgrund stürzte, worin alle seine schönsten Hoffnungen auf ewig verloren zu seyn schienen.

Die Reformirten in den Gegenden von Nismes wollten den 1sten Jänner 1756 eine Versammlung halten. Der alte Fabre ging mit seinem Sohne auch dahin. Es währte nicht lange, so erblickte die Versammlung einen Haufen Soldaten, die auf sie zukamen, weswegen sie auseinander ging. Der junge Fabre, der sich vor dieser Gefahr von seinem Vater entfernt hatte, verließ seine Freunde, bey denen er war, um wieder zu ihm zu kommen. Er fand ihn, nebst den Herrn Türge, auf der Landstraße. Als er hier sah, daß man sie verfolgte, floh er ins Feld, und bat die andern, ihm zu folgen. Er für seine Person war schon in Sicherheit, als er sah, daß es seinem Vater wegen seines Alters, vor Schrecken und wegen Beschwerlichkeit des Weges unmöglich war, den Soldaten zu entgehen, und daß diese ihn, nebst seinem Gefährten, bereits in ihren Händen hatten. Nun flog er zurück, stürzte mitten unter sie, und beschwur sie, ihn statt seines Vaters zu nehmen. Dieser widersetzte sich der großmüthigen That, und rief mit lauter Stimme aus, er wolle durchaus nicht zugeben, daß sein Sohn die Blüthe seiner Jahre dem schwachen Reste von dem Leben eines Greises auf=

opfern sollte, der dem Tode schon so nahe sey. Die Soldaten konnten einem solchen Streite der väterlichen und kindlichen Liebe nicht ungerührt zusehen; sie wurden dadurch in ein Erstaunen gesetzt, das mit Bewunderung und Ehrerbietigkeit vermischt war. Endlich wurden sie völlig erweicht, und gern hätten sie Beiden zugleich die Freyheit gegeben, wenn ihnen ihre Ordre dies erlaubt hätte; aber den dringenden Bitten des Sohnes mußten sie wenigstens nachgeben. Sie führten ihn fort, und der Vater, der sich zu wiederholten malen in ihre Reihen drängte, aber allemal von seinem Sohne zurückgewiesen ward, mußte voller Verzweiflung zurückbleiben, daß er in einem Streite untergelegen hatte, wo Schimpf und Ketten der Preis desjenigen wurden, der den Sieg davon trug.

Der junge Fabre mußte wirklich über zwey Monate im Gefängnisse schmachten, und ward, nebst Hrn. Türge, durch ein Urtheil vom 12ten März 1756 auf ewig zu den Galeeren verdammt, wohin auch beide mit einander gebracht wurden. Man wird es kaum aussprechen können, was in der Seele des unglücklichen Jünglings vorging, als er bey seiner Ankunft zu Toulon die entsetzliche Galeere besteigen, und die schimpfliche Kleidung der Bösewichter anlegen mußte, die hier ihre Wohnung haben. Das

Andenken eines Vaters und einer Mutter, die unter der Last des Unglücks erlagen, und deren hülfloses Alter seiner einzigen Stütze beraubt war; das Bild einer angebeteten Geliebten, die nun auf ewig für ihn verloren war; das Elend und die Schande, welche noch tausendmal schrecklicher, als das Elend selbst ist: dies war der Zustand, worin unser Held sieben Jahre hindurch gequält ward.

Die Umstände seiner Eltern waren inzwischen nicht weniger beweinenswürdig. Diese unglücklichen Alten, vom Schmerze unterdrückt, sahen sich genöthigt, einen Theil ihres nothdürftigen Unterhalts sich zu entziehen, um die Bedürfnisse ihres unglücklichen Sohnes zu erleichtern, der in den Ketten schmachtete. Auf einmal fallen sie beide in eine Krankheit, die sie dem Grabe sehr nahe brachte. Ihr Sohn bekam in langer Zeit gar keine Nachricht von ihnen, und diese Ungewißheit, worin er wegen ihres Schicksals lebte, ein grausamerer Schmerz, als alle seine bisherigen Leiden, vermehrte sein Unglück aufs äußerste.

Erst im Jahre 1762 erfuhr der wohlthätige Minister, der damals die Angelegenheiten des Seewesens zu besorgen hatte, Fabre's Unglück, und die ruhmvolle Ursache desselben. Seine Seele, die dazu gebildet war, erhabene Handlungen zu fühlen, und

ihren Werth zu entscheiden, ward von der gegenwärtigen empfindlich gerührt. Er eilte, die Fesseln zu zerbrechen, welche den, der sie trug, nur noch ehrwürdiger machten. Der Befehl des Königs ward den 13ten May 1762 ausgefertigt, und den 22sten erhielt Herr Fabre zu Toulon seinen Gnadenbrief.

Endlich ward er also den Seinigen wieder geschenkt, und nach sieben Jahren, die er in der Sklaverey verlebt hatte, kehrte er zu den Umarmungen seines Vaters zurück, um daselbst den Preis seiner Aufopferung und seiner Tugend zu empfangen. Das Glück der Freyheit, die er wieder erlangt hatte, ward noch dadurch vergrößert, daß er sie mit demjenigen theilen konnte, der ein ähnliches Unglück ausgestanden hatte, zwey Monate nach seiner Befreyung aber sogar in seine vorigen Glücksumstände wieder eingesetzt ward. Wenn Fabre nicht gleich eben diese Gnade erhielt, so kam es vermuthlich daher, daß die Handlung, welche sie so sehr verdient, nicht gleich bekannt genug ward.

Ein so zärtliches und edles Herz konnte in nichts seine Belohnung finden, als in einem andern Herzen, das seiner würdig war. Seine Geliebte hatte ihm das ihrige aufbewahret. Sie war eine Verwandtin von Fabre's Familie. Er liebte sie innigst, und

war im Begriffe, sich mit ihr zu vermählen, als er sich in seines Vaters Ketten legen ließ. Ein vortreffliches Beyspiel zur Ueberlegung für diejenigen, welche vorgeben, daß die Liebe die Seele entkräfte, und zu einem hohen Grade des Muthes und der Tugend unfähig mache. Die Geliebte unsers Helden blieb ihm beständig treu; sie hatte alle Anträge, die man ihr gethan hatte, ausgeschlagen; endlich aber hatte sie der Wille ihrer Eltern vermogt, einen vortheilhaften Antrag anzunehmen, als eben um diese Zeit Fabre in Freyheit gesetzt ward. Diese Nachricht setzte sie in Entzücken, und ihr Herz flog von neuem seiner ersten Neigung zu. Sie hatte Muth genug, es demjenigen zu entdecken, den sie heyrathen sollte, und dieser Mann besaß so viel Großmuth, der Beschützer des Nebenbuhlers zu werden, der ihm vorgezogen ward. Fabre verband sich mit seiner tugendhaften Braut, und ließ sich zu Gange in Languedoc nieder, wo er wiederum eine kleine Fabrik von seidenen Strümpfen anlegte. Sein Vater, dessen Tage vielleicht nur deswegen verlängert wurden, damit er seinen Sohn von seinen Ketten befreyt sähe, starb einige Zeit darauf in einem Alter von mehr als 80 Jahren; seine Mutter aber überlebte ihn noch mehrere Jahre.

Dies ist, so schließt Fenouillot de Falbaire, die Geschichte unsers Helden, nach ihrer genauesten

Zuverläßigkeit erzählt. Ich habe die unverwerflich=sten Beweise von allen Umständen, die ich angezeigt habe; und selbst die Bescheinigung des Sergeanten, der sich gefallen ließ, den Sohn statt des Vaters fortzuführen, ist in den Händen einer großmüthigen Prinzeßin, welche mir dieses Zeugniß der Tugend zu verschaffen geruhet hat.

Elisabeth Cazotte.

Kindliche Liebe und zärtliche Sorgfalt für das Leben und die Rettung eines Vaters, der in Gefahr schwebt, jeden Augenblick von den wüthenden Händen verabscheuungswürdiger Bösewichter gemordet zu werden — in einem solchen Maaße bewiesen, wie Elisabeth es that, macht diese edle Tochter ja wohl werth, daß ihres Namens Gedächtniß auch in diesem Buche aufbewahret werde. Um das Große ihres Betragens zu schildern, muß ich eben die Geschichte, bey welcher sie sich groß zeigte, die Geschichte ihres Vaters in seinen letzten Lebenstagen, kürzlich berühren. Dieser Mann, ein beliebter Schriftsteller, ein vortrefflicher Ehemann, ein zärtlicher Vater, ein Wohlthäter der Armen, und — was ein unverzeihlicher Fehler in den Augen jener Bösewichter war — ein treuer Unterthan seines guten Königs, lebte, als die französische Revolution ausbrach, in einem hohen Alter, still und eingezogen in dem glück=

lichen Schooße seiner tugendhaften Familie zu Pierry in Champagne. Unmöglich konnte ein Mann von seinem Verstande und seinem guten Herzen den schändlichen Unternehmungen der Feinde seines Königs seinen Beifall geben, und bey dem Unvermögen, etwas gegen sie zum Besten seines unglücklichen Vaterlandes zu bewirken, schränkte er sich lediglich darauf ein, seine Klagen und seine Schmerzgefühle schriftlich mit einem Freunde in Paris zu theilen. Dieser beging die Unvorsichtigkeit, die erhaltnen Briefe aufzubewahren, und da er als ein Diener seines Königs an dem schrecklichen 10ten August 1792 arretirt wurde, so fand man zwanzig Briefe von Cazotte, von denen einige von seiner Hand, andre durch ihn diktiret, von seiner Tochter geschrieben waren. Dieses vortreffliche Mädchen war 19 Jahr alt, sehr schön, und ein Muster kindlicher Liebe. Kaum waren 8 Tage nach der Verhaftung des Freundes in Paris verflossen, als Cazotte's Haus von einer starken Wache umzingelt ward. Der Anführer dieser Wache, Vigneux, ein alter Freund des Cazotte, fand die Familie beym Mittagsessen, wozu er auch herzlich eingeladen wurde. Vigneux zeigte ihnen mit weinenden Augen seinen Verhaftsbefehl, wobey aber der Schmerz seine Standhaftigkeit übermannte, er fiel in Ohnmacht. Vater und Tochter wurden nun nach dem Gefängniß in der Stadt Epernay gebracht.

Bald nachher kam der Befehl, sie nach Paris zu bringen.

Der Präsident des Distrikts von Epernay hatte ehemals das junge Mädchen zu seiner Gattin gewünscht, und um ihre Hand angehalten. Sie war ihm aus triftigen Gründen verweigert worden, und jetzt zeigte sich diesem Nichtswürdigen der Zeitpunkt der Rache. Der Unmensch befahl, die beiden Gefangenen auf einen Karren zu setzen, und sie so von einem Gefängniß zum andern nach Paris zu schleppen. Vigneux, der nichts für sie thun konnte, zitterte vor der Gefahr, welcher Beide, besonders die schöne Elisabeth, unterwegs ausgesetzt waren; er nahm daher eine Postchaise, und begleitete sie nach Paris. Diese Vorsicht rettete das Leben der Gefangenen in den Städten Chateau=Thierry und Meaux, wo der aufgehetzte Pöbel ihre Köpfe verlangte.

Als sie in Paris ankamen, hatten sie das Schicksal aller damals Verhafteten. Nach vielem Hin= und Herschleppen wurden sie in einen Kerker gebracht, wo man die Gefangenen sammlete, und wo diesen Unglücklichen die feuchten Steine in den schmutzigen Gängen zum Ruheorte angewiesen wurden. Hier blieben Cazotte und seine Tochter zwey Tage und zwey Nächte, da sie dann zum Verhör kamen, und nach einem der Hauptgefängnisse, nach der Abtey, gebracht wurden. — Die schöne Elisabeth wurde

jedoch am 26sten August freygesprochen. Diese Freyheit aber achtete das edle Mädchen ohne ihren Vater für nichts; sie wollte daher den scheußlichen Kerker nicht verlassen, und lag deshalb die Blutrichter so lange mit Flehen und Thränen an, bis man ihr Gesuch gewährte.

Hier machte sie vertraute Freundschaft mit einem andern braven Mädchen, der jungen Gräfin von Sombreuil, welche ebenfalls durch die kindliche Liebe in diesen Kerker geführt worden war. Unsre Leser werden sich noch der schrecklichen Mordscenen in den ersten Tagen des Septembers 1792 erinnern. Jene berüchtigten Marseiller, von deren Greuelthaten uns die Zeitungen damals viel erzählten, besuchten oft die Gefängnisse. Es gelang der Elisabeth, durch die Zärtlichkeit für ihren Vater, durch ihre reizende Gestalt und einnehmenden Reden, diese Menschen zu gewinnen. Sie versprachen ihr, den so geliebten Vater zu schützen. Als nun der fürchterliche 2te September, der so vielen hundert rechtschaffnen Menschen das Leben kostete, erschien, wurde auch er vor's Gericht geführt, und ihm grausamerweise das Todesurtheil gesprochen. Schon waren die Schwerdter gezückt, ihn zu durchbohren, als die Tochter sich an den Hals des Greises warf, ihre eigne Brust den Mördern vorhielt, und ihnen zuschrie: „Mir müßt „ihr erst das Herz durchbohren, ehe ihr meinen Vater

„mordet.“ Man hält ein. Die Marseiller erkannten das liebe Mädchen, und riefen Gnade; ein Ausruf, der von allen Seiten wiederhallte. Die vor Freuden taumelnde Tochter vergißt alle Delikatesse, umarmt die von Menschenblut triefenden Mörder, und so selbst im blutigen Gewande, führt sie ihren Vater triumphirend nach Hause. Ihre zärtliche Kindesliebe, ihre Schönheit, Muth und Tugend machten einen solchen Eindruck auf die Zuschauer und Mörder, daß Vater und Tochter vom Volke umringt wurden. Man rief ihnen zu: „Nennet uns eure Feinde, und wir wollen euch rächen.“ Die Antwort des Greises war lächelnd: „Wie sollte ich deren haben; denn nie habe ich Jemand etwas zu Leide gethan.“

Die Geschichte war jedoch noch nicht zu Ende. Pethion, dieser berüchtigte Mensch, der, von der rächenden Hand des Himmels verfolgt, lange unstät und flüchtig herumirrte, und eines elenden Todes sterben mußte, hatte sich in den Briefen des Cazotte beleidigt gefunden, und dürstete nach blutiger Rache. Er war wüthend, daß man den Greis losgesprochen hatte, und auch seine damaligen Helfershelfer, die Jakobiner, zeigten laut ihre Unzufriedenheit.

Cazotte's Freunde zitterten für ihn, und wollten ihn heimlich aus Paris entfernen; allein, er wollte nichts davon hören, und behauptete, es würde

eine Schande für ihn seyn, in seinem hohen Alter die Rolle eines Flüchtlings zu spielen. Am 12ten September, nach einer neuntägigen Freyheit, erscheint ein Soldat vor ihm mit einem von Pethion unterzeichneten Verhaftsbefehle. Er sagt, er hätte einen Miethwagen, und wolle ihn vor die Municipalität oder den Magistrat (an dessen Spitze damals Pethion stand) führen. Die Tochter setzte sich zu dem Vater in den Wagen, so sehr sich auch der bewaffnete Kerkerknecht dagegen sträubte.

Man kam vor dem Gefängnisse der Conciergerie an, Cazotte wurde hineingestoßen, allein seiner Tochter wird unter den gröbsten Brutalitäten durchaus der Eingang verweigert. Sie läuft nach dem Rathhause, sie eilt zu dem Minister. Ihre Reize, ihr Geschrey, ihr Flehen, erringen ihr endlich die Erlaubniß, ihren Vater im Gefängnisse bedienen zu können; eine Pflicht, die sie auch bis zu seinem letzten Augenblicke erfüllte. Der unglückliche Vater sah seinem unvermeidlichen Tode standhaft entgegen. Er tröstete seine in Thränen zerfließende Tochter, bat sie, ihre Gesundheit und ihr Leben für ihre Mutter zu erhalten, und bey seinen Freunden sein Andenken zu erneuern.

Bald nachher erfolgte sein Verhör. Die Richter erstickten die Stimme der Menschlichkeit, und hörten durchaus nicht auf seine Vertheidigung. Sie spra=

chen sein Todesurtheil, und bewilligten ihm kaum eine Frist von drey Stunden, die der von dem langen Verhör ganz entkräftete Greis, in einem Winkel ausgestreckt, mit Schlafen zubrachte. Elisabeth war in dieser Zeit nicht müßig gewesen. Man hatte ihr gesagt, daß ihr Vater nach dem Gesetze sterben müßte, daß es aber nicht unmöglich sey, noch Gnade zu erlangen. Auf diesen Wink eilte sie, die Marseiller aufzusuchen, und bediente sich aller nur ersinnlichen Mittel, um ihren geliebten Vater aus den Klauen seiner Henker zu befreyen. Ihr Herz war voll froher, süßer Hoffnung; in dem Augenblicke aber bemächtigte man sich ihrer, und sperrte sie so lange ein, bis die Ermordung ihres guten Vaters ihr auch die Möglichkeit benahm, für ihn etwas zu thun. Man denke sich ihr Entsetzen, als sie bey ihrer Entlassung diese schreckliche Entdeckung machte!

Johann Heinrich Lambert.

Wenn solche Männer, deren Verdienste um die Wissenschaften von entschiedener Wichtigkeit sind; Männer, die mit ihren erhabnen Talenten die edelsten Eigenschaften des Herzens verbanden, unsrer besondern Aufmerksamkeit würdig sind — und wer wollte hieran zweifeln? — so verdient der Mann, von dessen Leben, Charakter und Schriften meine Leser in den folgenden Zeilen Nachrichten finden, vor vielen andern eine Stelle in diesem Buche. Der verewigte Lambert gehörte unter die außerordentlichen Menschen, die ohne Anleitung, ohne Hülfsmittel, bloß durch sich selbst, gebildet wurden; die alle ihnen entgegenstehenden Hindernisse glücklich besiegten, und sich selbst die Bahn bereiteten, auf welcher sie einst glänzen sollten.

Was aber das Andenken dieses großen Mannes noch um vieles theurer und werth macht, ist der vor-

treffliche Charakter, durch welchen er sich vor vielen, in andrer Rücksicht großen Männern auszeichnete. Die reinste Sittsamkeit, — wie sich sein Biograph im teutschen Merkur ausdrückt — die redlichste, geradeste, von allem Schein schiefer Abwege, von allem Schatten einer Falschheit oder Unwahrheit entfernte Denkungsart; lebhafter Abscheu gegen alle Arten der Ungerechtigkeit; prompter, freywilliger Ersatz, wenn er durch Urtheile oder Handlungen dergleichen begangen zu haben glaubte; Friedfertigkeit in einem so hohen Grade, daß er auch entfernte Gelegenheiten zu jeder Gattung von Streitigkeiten sorgfältig vermied; eine nicht zu ermüdende Geduld und Gelassenheit; gänzliche Abwesenheit mürrischer, übler Laune; aufrichtige Bereitwilligkeit, mit seinem Unterrichte denen zu dienen, die ihn ohne Nebenabsicht suchten; das thätigste Mitleiden, wo er Elend sahe — alles dieses machte ein vortreffliches Ganze bey ihm aus. Wahre, feurige Andacht, die oft zu einer stillen Begeisterung stieg; tiefes Gefühl der Abhängigkeit von Gott, und der Unvollkommenheit unsrer Erkenntniß von diesem höchsten Wesen, und ungeheuchelte Demuth und Ehrfurcht gegen dasselbe, erfüllten ihn von seiner ersten Jugend an, und blieben, ungeachtet der in den letzten Jahren seines Lebens auch in einigen seiner Religionsbegriffe unvermerkt vorgegangenen Veränderungen, unverändert,

und die Folge davon, ächte, innere, ungestörte Seelen- und Gewissensruhe, heiterte oft sein Gesicht zu einer Art von himmlischer Schönheit auf. Mit Verachtung sah er Werke an, welche die Religion bestritten, und mit Entzücken las und empfahl er wohlgerathene Widerlegungen derselben. Er war ohne alle Einschränkung Weltbürger und Menschenfreund; wenn man gleich an ihm eigentliche Freundschaft so wenig, als vorzügliche Liebe gegen irgend einen Ort, sein Vaterland selbst nicht ausgenommen, oder Spuren des Schweizerischen Nationalcharakters, nicht bemerkte. Doch nahm er herzlichen Antheil an den Schicksalen derer, die er schätzte. Als Sulzer tödtlich krank lag, weinte Lambert die einzigen Thränen, die man ihn hat vergießen sehen. Nichts machte ihm größeres Vergnügen, als wenn er jungen Leuten von Genie forthelfen, und zu ihrer Entwickelung beitragen konnte; und er freuete sich allezeit, wenn er fand, daß ein Anderer nach seinen Ideen gearbeitet, oder sie genutzt, oder der Fassung der größern Zahl näher gebracht hatte.

Gleich weit von Eitelkeit und Schmeicheley entfernt, urtheilte er über sich, wie über Andere, ohne Partheylichkeit; allein eben diese Gewohnheit, sich als ein äußeres Subjekt zu behandeln, und von seinen eignen Verdiensten, wie von seinen Fehlern,

eben so entscheidend und unbefangen, als von fremden zu sprechen, gab ihm oft den Schein einer unverzeihlichen Prahlerey bey denen, die ihn nicht kannten. Auch hing er fest an seinen Urtheilen, und war nicht leicht davon abzubringen. Zwar in seiner Sphäre, wo er alles mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit einsah, urtheilte er meistens richtig; aber außer derselben, und wo von Menschen und Geschäften die Rede war, waren seine Urtheile oft unglaublich schief, und so, daß man darin zuweilen den gemeinsten Bonsens vermißte; entweder, weil er sich nicht die Mühe nahm, den Menschen in seinen Handlungen, und den Gang der Geschäfte in ihrer wahren Lage zu beobachten; oder weil es ihm, der bloß zu analysiren gewohnt war, an dem Vermögen, durch Intuition zu erkennen, fehlte.

Sein Betragen war wie sein Denken. Er setzte sich gewisse Regeln nach seiner Ueberzeugung fest, und diese beobachtete er hernach im Handeln auf eben die Art, wie im Rechnen die Vorschriften der Arithmetik. Daher konnte ihn auch bey der Thätigkeit seines Geistes, der Mäßigkeit seiner Bedürfnisse, und der Ruhe seines Herzens, nichts von allem dem, was sonst die Menschen von Arbeiten des Geistes auf sinnliche Gegenstände, oder auf Entwürfe zu Verbesserung ihrer Glücksumstände ablenket, in dem sich

einmal vorgezeichneten Kreise seiner Beschäftigungen stöhren.

An Fleiß und Arbeitsamkeit übertraf er alle Menschen, die ich je gekannt habe, schreibt einer seiner Freunde, und doch bemerkte man an ihm nie die geringste Unruhe, die von Geschäftigkeit zeugte. Seine Seele war immer wie ein stilles Wasser, über welches kein Lüftchen haucht.

Mühlhausen, eine Eidsgenossische Stadt im Sundgau, war der Geburtsost unsers Lambert. Sein Vater, Lucas Lambert, dessen Vorfahren der Religion wegen aus Frankreich geflüchtet waren, war ein Schneider, und hatte Mühe, sich und seine zahlreiche Familie durch seine Arbeit zu ernähren. Seine Absichten, in Ansehung seines Sohnes, gingen also nicht weiter, als ihn dereinst seiner Profession zu widmen; und die Erziehung desselben war diesen Absichten und Umständen gemäß, doch nicht ganz vernachläßiget. Bis ins 12te Jahr besuchte er die öffentlichen Schulen auf Kosten des Magistrats, und zeichnete sich vor seinen Mitschülern dergestalt aus, daß das Zureden seiner Lehrer, nebst seinem eigenen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Handwerk seines Vaters, diesen endlich bewogen, ihn zum Studiren, oder, was bey den Leuten aus dieser Klasse meistens einerley ist, zur Theologie, zu

bestimmen. Da er aber die dazu nöthige Unterstüzzung nicht erhalten konnte, so mußte sich unser Lambert nochmals entschließen, seinem Vater arbeiten zu helfen, und dabey seiner kleinern Geschwister zu warten.

Während dieser Zeit las er begierig alle lateinischen Bücher, die er nur bekommen konnte; und als ihm darunter von ungefähr ein altes mathematisches in die Hände fiel, zeigte sich seine entschiedene Neigung für diese Wissenschaft sogleich durch den Eifer, womit er es studirte, und daraus (vieler Fehler, die er darin bemerkte, ohne sie verbessern zu können, ungeachtet) für sich allein die ganze kirchliche Kalenderrechnung lernte. Die ihm den Tag über obliegenden Geschäfte nöthigten ihn, einen Theil der Nacht hierzu anzuwenden und das zu Anschaffung der Lichter nöthige Geld, welches er von seinen Eltern nicht erwarten durfte, verschaffte er sich durch kleine Handzeichnungen, die er verfertigte, während daß er mit dem Fuße seine Geschwister wiegte, und sie dann seinen Kameraden um eine Kleinigkeit verkaufte. Bey einer Reparatur an seines Vaters Hause fand er Gelegenheit, mit seinem Buche in der Hand, den Bauleuten verschiedene Fragen über die praktische Anwendung einiger Sätze desselben zu thun, und dies bewog einen derselben, ihm ein mathema-

tisches Buch, das er besaß, in die Hände zu geben. Welche Freude für seine Wißbegierde, als er fand, daß dieses gerade geschrieben war, die Fehler des seinigen zu verbessern! Nun lernte er aus beiden, ohne weitere Anleitung, die Gründe der Arithmetik und Geometrie ohne Anstoß.

Endlich wurden durch seine außerordentliche Liebe zu den Wissenschaften verschiedene Leute aufgemuntert, ihn durch unentgeltlichen Unterricht zu unterstützen, und sie hatten das Vergnügen zur Belohnung, alle ihre Erwartungen durch ihn noch übertroffen zu sehen. So legte er schon in seiner Vaterstadt einen ziemlichen Grund in der Philosophie und den orientalischen Sprachen, und lernte eine zierliche Hand schreiben, welche ihm eine Kopistenstelle bey der Kanzley verschaffte. Von da kam er im 15ten Jahre zu einem Herrn de la Campe, welcher Eisenwerke in der Nähe hatte, als Buchhalter, und übte sich bey dieser Station im Französischen, welches ihn sein Vater aus Armuth nicht konnte lehren lassen, unausgesetzt.

Zwey Jahre hernach nahm ihn Herr Iselin in Basel, welcher damals die Zeitung schrieb, zum Sekretair an, und gewann ihn so lieb, daß er seit dieser Zeit nie aufgehört hat, ihm thätige Beweise seiner Freundschaft zu geben. Bey ihm hatte Lambert

Gelegenheit, sich in den schönen Wissenschaften, der Philosophie und Mathematik weiter umzusehen, und seine Leidenschaft für die leztern that bisweilen selbst der ordentlichen Besorgung seiner Geschäfte ein wenig Eintrag. Von ihm wurde er auch dem Herrn Bundspräsidenten von Salis als Hofmeister seiner jüngern Kinder empfohlen, welche Stelle er im Brachmonat 1748 antrat. In diesem Hause war nun eine sehr ansehnliche Bibliothek, die Benuzzung der Stunden, welche seine Eleven bey andern Lehrern hatten, und der Umgang, theils mit der Familie, theils mit den vielen dahin kommenden Fremden, waren eben so viele Hülfsmittel für ihn, seine Lernbegierde zu befriedigen, und sich in der Astronomie und den übrigen Theilen der Mathematik und Physik, in der Philosophie, Theologie, ja selbst in der Jurisprudenz, Redekunst und Dichtkunst, und zugleich in der griechischen, lateinischen, französischen, italienischen und deutschen Sprache (in welchen vier leztern er sogar Verse machte) immer mehr zu vervollkommnen. Auch zeigte sich nun sein mathematisches Genie auf eine weder gemeine noch zweydeutige Art. Pascals Beispiel trieb ihn an, eine Rechenmaschine zu erfinden, und das Bedürfniß einer genauen Abmessung der Zeit bey seinen Versuchen, eine Quecksilberuhr, die 27 Minuten lang ging, zu verfertigen. Hier fiel er auf

seine logarithmischen Rechenstäbe, und, durch Veranlassung der Untersuchung eines von seinen Eleven in Auflösung einer algebraischen Aufgabe begangenen Rechnungsfehlers, auf seine Maschine zu perspektivischen Zeichnungen. Er maß und zeichnete die Gegend um Chur, und stellte in den dortigen Gebirgen viele physikalische Beobachtungen an. Dem hier gleichfalls gefaßten Gedanken, Sätze aus andern Wissenschaften arithmetisch zu behandeln, hatte in der Folge seine algebraische Logik, sein Organon, und seine Architektonik das Daseyn zu verdanken.

Hier fing er auch im Jahre 1752 ein Journal über seine Beschäftigungen an, welches er bis an das Ende seines Lebens ununterbrochen, jedoch immer abgekürzter, fortgesetzt hat. Sein Werth wurde auch nicht verkannt. Gleich Anfangs wählte man ihn zum Mitgliede einer von den vornehmsten Männern zu Chur errichteten gelehrten Gesellschaft, und er erwarb sich die Freundschaft des verstorbenen Professors Planta, Stifters des Seminariums zu Haldenstein, welches nachher nach Marschlins verpflanzet worden, und dort als Philanthropin zu Grunde ging. Im Jahre 1753 wurde er Mitglied der Helvetischen Gesellschaft, in deren Akten er viele mathematische und physikalische Abhandlungen geliefert hat. Nach einem achtjährigen Aufenthalte zu Chur ging er im

October 1756 mit seinen Eleven auf die Universität zu Göttingen, sah von dort aus Hannover und den Harz, und reisete im Herbste 1757, nachdem er beym Abschiede zum Korrespondenten der göttingischen Societät der Wissenschaften war ernannt worden, von da nach Utrecht, wo er sich mit ihnen ein Jahr aufhielt, unterdessen nach Leiden, Haag und Amsterdam Excursionen gemacht wurden, auf deren einer er mit dem berühmten Muschenbroek, der ihn noch als einen Anfänger in der Physik behandeln und befragen wollte, eine lustige Unterredung hatte; und auf einer andern sein erstes Buch: Proprietés de la route de la lumière par les airs dem Drucke übergab. Im Spätjahre 1758 ging er mit seinen Eleven über Paris, wo er sich besonders der Herren d'Alembert und Meßier Bekanntschaft und Zuneigung erwarb, Marseille, wo er zuerst auf die Idee seiner im folgenden Jahre zu Zürich herausgekommenen Perspektive verfiel, und Turin, wieder nach Chur zurück. Im folgenden Jahre ging er nach Hause, und von da nach Augspurg, wo er den berühmten Mechanikus Brander, der ihm in Ausführung seiner Ideen in der Folge sehr zu Hülfe kam, kennen lernte, auch seine Photometrie drucken ließ, und dadurch die angewandte Mathematik, mit einem neuen Theile von Ausmessung der Stärke des Lichts, Schattens, und der Farben bereicherte, von welchem man vorher

nur einzelne Bruchstücke besaß. In diesem Jahre wurde er auch besoldetes Mitglied der damals neu errichteten Churbayerischen Akademie der Wissenschaften, auf die Bedingung, ihr mit gutem Rathe beyzustehen, und Abhandlungen in ihre Akten einzuschicken, jedoch mit der Freyheit, sich außer Landes aufzuhalten. Er erfüllte die eingegangenen Verbindlichkeiten beide; da man aber demungeachtet mit seinem Eifer für das Beste der Akademie nicht ganz zufrieden war, er auch über Verschiedenes verdrießlich wurde, und dem Ansinnen, nach München zu ziehen, sich nicht fügen wollte, zog man ihm nachher seinen Gehalt von 800 Gulden wieder ein, und er gab diese Sache ganz auf. Von hier besuchte er Erlangen, und gab seine Briefe über die Einrichtung des Weltbaues, worinnen er sehr sinnreiche und wahrscheinliche Muthmaßungen über das Fixsternen-System, die Lage unsers Sonnen-Systems darinnen, und dessen Verbindung mit den Kometen äußert, und seine Abhandlung von den vornehmsten Eigenschaften der Kometenbahnen heraus; 1763 reisete er nach Valtelin und Cläven, und wurde bey der zu Berichtigung der Gränzen zwischen Mailand und der Republik der drey Bunde niedergesetzten Kommission gebraucht. Im December dieses Jahrs ging er nach Leipzig, und gab daselbst im Anfange des folgenden Jahres sein neues Organon heraus,

worin er nicht nur die Logik, als Werkzeug zur Erforschung der Wahrheit, nach den ihm eignen Ideen vorträgt; sondern auch die Lehren von den Figuren der Schlüsse, von Bezeichnung der Begriffe durch Worte, und von dem Scheine und der Wahrscheinlichkeit, in ein neues und helleres Licht setzet. Im Februar kam er nach Berlin, wo der König bald den Wunsch äußerte, ein so vorzügliches Genie persönlich kennen zu lernen; und als er seine Erwartung nicht hintergangen sahe, ihn sogleich unter die Zahl der ordentlichen Mitglieder der Berliner Akademie aufzunehmen befahl. Hierdurch bekam er nun volle Muße, sich ganz seinen Lieblingswissenschaften zu widmen, und die Früchte seines gelehrten Fleißes der Welt nach und nach mitzutheilen.

Viele seiner Abhandlungen sind in den Akten gelehrter Gesellschaften, als der Leipziger, Berliner und anderer mehr, zerstreuet: viele sind auch besonders gedruckt. Alle tragen das Gepräge eines Genies an sich, das überall selbst dachte, seine Kenntnisse weniger aus Büchern geschöpft, als selbst erworben hatte, und daher, auch wenn die Sache, wovon er schrieb, nicht neu war, sie doch wenigstens von einer ganz neuen Seite ansah.

Sein vornehmstes metaphysisches Werk ist seine Architektonik, zu deren Herausgabe er sich mit Mü-

he bereden ließ, weil er bey dem Geschmacke unserer Zeiten in der Philosophie voraussah, wie wenig sie sich allen den Beifall versprechen könnte, welchen sie verdiente. Die Absicht davon war, die Anwendung der Logik in der Metaphysik, und die Möglichkeit, es darinnen zur algebraischen Gewißheit und Leichtigkeit zu bringen, welche er selbst empfand, auch Andern zu zeigen und begreiflich zu machen. Die schärfste Analyse, ausführliche Bestimmung und ausgebreitete Anwendung der ersten und einfachsten Begriffe menschlicher Erkenntniß zeichnen dieses Werk so aus, daß es unsterblich seyn würde, wenn bey einem metaphysischen Werke Unsterblichkeit möglich wäre.

Seine meisten metaphysischen Abhandlungen hat er selbst in den drey Bänden seiner Beiträge zum Gebrauche der Mathematik und deren Anwendung gesammlet, in welchen beinahe zu jedem Theile der Mathematik Zusätze und Erweiterungen vorkommen; doch sind auch verschiedene besonders gedruckt. So hat ihm die praktische Geometrie, die Theorie des Augenmaßes, die umständlichere und bequemere Ausführung der Folgen der Fehler, eine leichtere Auflösung verschiedener schweren Aufgaben, eine richtigere und bewährte Methode zu Visirung der Fässer ꝛc. zu danken —

die Rechenkunst verschiedene neue Sätze von Theilung und Theilern der Zahlen, von Verwandlung der Gleichungen, vom Interpoliren, eine Sammlung nützlicher Tafeln, und die logarithmischen Rechenstäbe — die sphärische Trigonometrie einen allgemeinen Beweis ihrer Regeln — die Perspektive seine Maschine zu Zeichnungen — die Optik einen neuen Theil, die Photometrie, und verschiedene Verbesserungen in der Berechnung der Refraction — die Geographie verschiedene neue Verzeichnungsarten der Landcharten zu gewissen bestimmten Absichten, die Gnomonik eine neue Theorie der Azimuthal-Uhr, nebst einigen andern Erfindungen, — die Baukunst verschiedene neue Anwendungen der Mathematik auf die Gebäude, besonders in Ansehung der Festigkeit; die Artillerie verschiedene Zusätze zur Theorie der Kräfte des Schießpulvers, zu danken. Besonders aber hat er sich um die Astronomie durch viele Bemühungen verdient gemacht. Seine ekliptische Tafel erleichtert die ohngefähre Bestimmung der Finsternisse, wozu er auch verschiedene bequeme Constructionen ausgegeben hat, so wie er ihre genauere Berechnung durch die Zergliederung der Mayerischen Mondstafeln, durch veranlaßte Herausgabe der Berliner Sammlung astronomischer Tafeln und der Ephemeriden, und durch verschiedene da hineinge-

rückte Aufsätze befördert, auch die Berechnungen der Kometen durch verschiedene Schriften, erleichtert und berichtiget hat; kleinerer Aufsätze nicht zu gedenken.

Als der verstorbene König von Preußen ein neues Kollegium zur Oberaufsicht über die allgemeinen Landesverbesserungen, und das zu diesem Behufe dienliche Landbauwesen stiftete, wurde er zum Oberbaurath ernannt, und erhielt dadurch nicht nur Gelegenheit, an Ermunterung der Indüstrie, durch die vom Generaldirectorio ausgesetzten Preise, vielen Antheil zu nehmen, sondern auch durch Veranlassung der Prüfungen derer, welche sich als Feldmesser, Konducteure oder Provinzialbaumeister wollten gebrauchen lassen, manchen fähigen Kopf zu entdecken, hervorzuziehen, an seinen rechten Ort zu stellen, auch wohl durch eignen Unterricht erst noch recht auszubilden. Nicht lange vor seinem Tode legte der König aus eigner Bewegung seiner Pension eine ansehnliche Summe zu, und nach seinem Ableben ließ er deutlich merken, wie sehr er seinen Verlust empfunden habe.

Bey seinem Aufenthalte in Amsterdam hatte Lambert das Unglück, durch einen Fall so beschädigt zu werden, daß seine Augen von geronnenem Blute ganz schwarz wurden, und er an demselben und fol-

genden Tage ohne Bewußtseyn lag, so, daß er auch wegen des dadurch in seiner Rechnung verlornen Tages sich lange nicht wollte überreden lassen. Nach seiner Herstellung verbot ihm der Arzt alles Studiren, wenigstens auf ein oder zwey Jahre; allein, er fuhr darin nach wie vor fort, ohne, welches zu bewundern ist, den geringsten Abgang seiner Fähigkeiten oder Gesundheit zu bemerken, so sehr unterstützte sein durch keine Ausschweifungen verdorbener Körper die Thätigkeit seiner Seele. Er arbeitete gewöhnlich von 5 Uhr des Morgens bis zu Mittage, und von 2 Uhr Nachmittags bis zu Mitternacht, ohne andere Zerstreuung oder Erholung, als an schönen Tagen einen Spaziergang von ein paar Stunden, auf welchen ihn doch seine Ideen, so wie in Gesellschaften, an den Tisch, und selbst auf sein Lager begleiteten, wo seine Seele sie oft noch im Schlafe durcharbeitete, oder wenigstens das Problem zu leichterer Auflösung vorbereitete. Der geringste Vorfall führte ihn auf mathematische oder philosophische Analysen, welchen er sich überließ, ohne durch das, was um ihn her vorging, gestört zu werden. Bey einem Spaziergange, wo er vom Regen übereilt wurde, kalkulirte er im Laufen den kürzesten und trockensten Weg aus; und bey dem Besuche eines Freundes auf seinem Landgute, welchem, da er eben ein Fleck Landes umzäunen ließ, die ganze anwesende Gesell-

schaft im Scherze die Pfähle dazu einschlagen half, stand Lambert allein, den Prügel hoch in der Luft haltend, und rechnete vor dem Schlage dessen größte Kraft aus.

Verschiedene seiner Abhandlungen haben solchen Anläßen ihr Daseyn zu danken; und selbst in seiner Wirthschaft war alles aufs genaueste abgemessen. Fiel es ihm ein, von Metaphysik oder Mathematik zu sprechen, so that er es, ohne auf die ihn umgebende Gesellschaft Rücksicht zu nehmen, und seine Gespräche waren wirkliche Dissertationen über eine Materie, ohne Sprung oder Lücke; da er die Reihe seiner Gedanken immer in der Ordnung, wie sie bey ihm folgten, ganz darstellte, und wenn er durchaus unterbrochen wurde, immer hernach genau da fortfuhr, wo er stehen geblieben war.

Bey so vielem Eifer und so vieler Unverdrossenheit ist es nicht zu verwundern, daß er in mehreren Wissenschaften sehr ausgebreitete Kenntnisse erlangte. Er war in der Theologie, und selbst in den orientalischen Sprachen, kein Fremdling. Er hatte es in der Rechtsgelahrtheit weit genug gebracht, um in dem Streite der Stadt Chur mit dem Bischofe im Jahr 1753 zwey Memoiren für die Sache der erstern herauszugeben. Als er mit

seinen Eleven die Akademie besuchte, hatte er sich noch weiter in diesem Fache umgesehen, ja in seinen Erholungsstunden die Pandekten gelesen, und Anmerkungen dazu gemacht. Aber seine Hauptwissenschaften waren Logik, Metaphysik und Mathematik. In der ersten besaß er eine ungewöhnliche Stärke, und überließ sich ihren Regeln nicht bloß in wissenschaftlichen Dingen, sondern selbst im gemeinen Leben. In der metaphysischen Analyse war er außerordentlich groß und scharfsinnig. Er ging mit dem Entwurfe einer Methode um, alle einfachen Begriffe mit eben der Schärfe und Gewißheit zu behandeln, als der Begriff der Größe in der Mathematik behandelt wird. Seine Art, einen jeden Gegenstand zu bearbeiten, war eben die, welche er in seinem Organon beschreibt. Er schrieb alles, was ihm darüber einfiel, auf; ordnete diese Sätze nach den gewöhnlichen logischen Regeln; suchte sodann die Lücken auszufüllen; schlug hernach andere Bücher, besonders Wörterbücher, nach, um die ganze Ausdehnung des Begriffes zu haben, und durchging endlich die Materie nach einer logischen Tabelle, die er in den Leipziger Akten herausgegeben hat. Den meisten Geschmack fand er indessen an der Mathematik. Das Resultat weitläuftiger und verwickelter Rechnungen auf eine leichte Construction zu bringen; einzelne Hülfsmittel oder

Beobachtungen zu einer gewissen Absicht, auf eine zur Uebersicht und Interpolation schickliche oder construible Art zu ordnen; da, wo die größte Schärfe schwer zu erhalten war, ein für mancherley Gebrauch hinreichendes Beynahe auf einem weit leichtern Wege zu finden, — darin zeigte sich vorzüglich die Größe seines Genies. Wie leicht es ihm war, aus wenigen Fällen oder Datis eine Theorie zu abstrahiren, und bis zu einem hohen Grade von Probabilität und Ausführlichkeit zu treiben, davon sind seine kosmologischen Briefe und seine Berechnungen über den vermutheten Trabanten der Venus redende Beweise.

Da er indessen alle seine Kenntnisse gleichsam aus sich selbst geschöpft hatte, so war es schwer, ihm eine Sache deutlich zu machen, und so zu sagen, in ihn hinein zu bringen, auf die er nicht von selbst fiel, oder sie wenigstens auf seine eigne Art durchdenken, und sich gleichsam zu eigen machen konnte; wie er denn auch eben deswegen viel leichter und sicherer erfand, als beurtheilte, und oft eine Sache ganz von der unrechten Seite ansah, ohne sich leicht eines bessern belehren zu lassen. Er pflegte selbst sein Genie bisweilen eine Maschine zu nennen, und muß also zwischen beiden viel Aehnlichkeit gefunden haben.

Sein Gedächtniß war in Sachen, die seine Hauptwissenschaften angingen, außerordentlich; immer waren sie ihm ganz gegenwärtig; in andern war es gewöhnlich. Er kannte daher die Geschichte dieser Wissenschaften, ihre Epochen, und die großen Männer, die sie gemacht hatten, nach allen Umständen genau; war aber übrigens kein Historiker.

Ein System zu bilden, war ihm schlechterdings zuwider, weil er nicht glaubte, daß unsere Kenntnisse, in denen er allenthalben Lücken fand, ein Ganzes ausmachen könnten. Er verglich daher seine Anfangsideen mit den Primzahlen, weil sie und die von ihnen abhängenden Reihen so wenig, als jene, unter einander in Verbindung stånden. Auch glaubte er, daß wir mit allem unserm Grübeln nicht viel weiter kommen, als die gemeine Erkenntniß führe; und daß in den Ideen des gemeinen Mannes und den überall angenommenen Gemeinsåtzen größtentheils die Wahrheit liege. Auch in Ansehung der Moral glaubte er, daß fast jeder Mensch seine eigne habe, die von seiner Lage abhånge; und daß in Kollisionsfällen selten die Vernunft, meistens andere entscheidende Kräfte, den Ausschlag gåben.

Eine auszehrende Krankheit machte dem eben so stillen und ruhigen, als für die Welt und Wis-

senschaften nützlichen Leben dieses in der That liebens= und hochachtungswürdigen Mannes, am 25. September 1777 ein Ende, und sein Tod war so sanft und gelassen, als sein Leben gewesen war.
